

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 27. für die elegante Welt. 1841.

## E u c i e.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame stand an dem Kamine, stützte sich da mit dem Ellbogen auf und ließ einen ihrer niedlichen Füße auf dem eisernen Feuerbock ruhen. Ihre Züge waren von regelmäßiger und frappanter Schönheit; reiches blondes Haar fiel in vollen Locken um ihr Gesicht und auf den schlanken weißen Hals; sie hatte einen blendenden Teint, schlanke zierliche Formen und klare blaue Augen, welche die Tochter des Nordens verriethen. Man errieth es auf den ersten Anblick, daß sie auf jener Insel geboren war, welche so viele schöne Frauen hervorbringt, aber es fehlte ihr an der kindlichen Anmuth, an dem Ausdruck der Schüchternheit und der sanften Scham, welche sonst den englischen Gesichtern so viel Reiz giebt; in diesem Augenblicke verriethen ihre Züge viel mehr eine übele Laune als Schmerz oder Besorgniß und sie musterte mit verächtlichem Blicke das Wirthshauszimmer, das kalt und kahl, aber gleichwohl wahrscheinlich das beste war, welches die Wirthin den Reisenden bieten konnte, die bei ihr abstiegen. Das Kammermädchen stand an der andern Seite des Kamins, schlug die Augen gen Himmel auf und schimpfte halblaut über die Meubles und das nicht eben wohlthätige Aussehen des Zimmers.

Endlich erschien der Arzt; Diana hatte sich in ein Stübchen neben dem Zimmer ihrer Tante zurückgezogen; anfangs wartete sie mit einer gewisser Angst, mit einem geheimen Schauer auf den Ausspruch, den wohl der Arzt geben würde; da aber die Untersuchung sich in die Länge zog, nahm sie ein Buch. Die Wirkung der Lectüre machte sich indeß bald fühlbar; das junge Mädchen hüllte sich in ihren Ueberwurf von Sammet und lehnte sich gähmend in den Strohfessel zurück, auf dem sie gesessen hatte. Ihre Augen schlossen sich, ihr allerliebstes Köpfchen sank auf eine ihrer Hände und sie schlief ein. Nach einer Stunde wurde sie durch ein leises Klopfen an der Thür plötzlich geweckt; sie fuhr etwas verlegen auf, denn sie erkannte die Stimme ihres Betters.

„Nun?“ fragte sie, indem sie ihm entgegenging.

— „Gott sei Dank, der Doctor, ein braver Mann, dem ich mein Vertrauen sogleich geschenkt habe, verbürgt sich, daß meine Mutter genesen wird,“ antwortete der junge Mann; „aber welche schreckliche Wunde! das Bein ist wie zermalmt. Es mußte eine langwierige Operation vorgenommen werden. Arme Mutter, welcher Muth! Wie hat sie ihren Schmerz ohne einen einzigen

Jammerlaut ertragen! Sie haben nichts gehört, Diana? Sie warteten! Wie lang wird Ihnen diese Stunde vorgekommen sein!“

Als er dies Wort sprach, fielen seine Augen auf das Buch, das noch aufgeschlagen auf dem Tische lag. Ein bitteres Lächeln der Ueberraschung schwebte auf seinen Lippen und er wendete das Gesicht ab; doch geschah alles dies so schnell, daß Diana nichts davon bemerkte.

„Glaubt der Doctor, daß die Tante morgen nach Herzogenbusch gebracht werden könne?“ fragte sie.

— „Das ist gewiß nicht möglich,“ antwortete der junge Mann kalt; „wir werden vier bis sechs Wochen hier bleiben. Gute Nacht, Diana; es ist spät; suchen Sie ein wenig auszu-ruhen; ich werde diese Nacht bei meiner Mutter wachen.“

Er entfernte sich, ohne, wie er sonst immer zu thun pflegte, die Hand zu berühren, die ihm das Mädchen als Antwort auf seinen Gute-Nacht-Wunsch entgegenstreckte.

„Vier bis sechs Wochen hier!“ rief sie; „das ist zum Sterben. Wie soll man so lange in dieser Hütte leben können!..“

— „Was beliebt? Was wünscht das gnädige Fräulein?“ fragte die Wirthin, die eben eintrat; „Ihr Zimmer ist bereit.“

„Mein Zimmer! Sie nennen diese mit gelbem Papiere beklebte Bodenlammer mit einem Bette ohne Vorhänge und zwei Strohföhlen ein Zimmer? Und hier soll ich schlafen?“

— „Das Zimmer ist sehr nett,“ antwortete die etwas verlegene Wirthin; „es hat eine hübsche Aussicht auf die Straße und auf die Wiesen da unten. Allerdings würden Sie sich in dem großen Zimmer besser befinden, aber...“

„Das gelbe ist mir eben so lieb,“ fiel Miß Diana ein. „Jetzt lassen Sie mir etwas auftragen; kann man etwas zu essen bekommen? Wo ist der Speisesaal?“

— „Der Speisesaal! Sie haben ihn schon gesehen, unten, gleich beim Eingange.“

„Die Küche! Ach, mein Gott, sind wir denn hier bei den Wilden!“ rief Diana mit einer Verzweiflung, die wirklich etwas Komisches hatte. „Man decke in meinem Zimmer, aber schnell, sogleich!“

— „Die kleine Dame ist nicht eben leicht zufrieden zu stellen, wie es scheint,“ murmelte die Wirthin vor sich hin.

„Das glaube ich wohl,“ fiel das Kammermädchen ein, das ihr folgte, „eine so reiche Erbin und aus einer so vornehmen Familie! Miß Diana Nevil!“

— „Und die alte Dame? die scheint lebenswürdiger zu sein.“

„Doch ist sie auch hochadelig und sehr reich, die Gräfin von Suercy.“

— „Eine Gräfin! Ich habe eine Gräfin in meinem Hause,“ dachte die Wirthin, indem sie sich stolz emporrichtete. „Das ist noch niemals geschehen, nicht einmal bei Lebzeiten meines seligen Vaters, als man noch nicht in der Nacht auf den Chaussees reifete.“

Eine Stunde später waren die Thüren und Fenster zugemacht und alles ruhig geworden in dem Wirthshause, wenn auch noch nicht Alle schliefen. Miß Diana, die zum ersten Male in ihrem Leben in einem Bette ohne Vorhänge schlief, verwünschte das Ereigniß, das sie in dem schlechtesten Wirthshause in ganz Lothringen aufgehalten, und bedauerte sodann auch ihre Tante ein wenig wegen der Schmerzen, die sie ertragen mußte. Der junge Mann, der am Bette der alten Dame saß, dachte traurig über die Gegenwart nach, die ihn beunruhigte, und über die Zukunft, die ungewiß und dunkel vor ihm lag. Er dachte an Diana, seine schöne Cousine, die er vor acht Tagen zum ersten Male gesehen, die er also kaum kannte und deren Gatte er bald werden sollte; alle Umstände der letzten Ereignisse und Gespräche traten ihm wieder vor die Erinnerung und er fing an, an seinem Glück zu zweifeln. Die Wirthin schlief ebensowenig; sie überrechnete zum hundertsten Male, was ihr der glückliche Unfall einbringen könne, der zwanzig Schritte von der „liebenswürdigen Thorheit“ sich zugetragen hatte.

## 2.

Am andern Morgen tranken Albert von Suercy und Miß Diana Revil den Thee in dem Zimmer der Gräfin. Die alte Dame hatte eine ziemlich gute Nacht gehabt und ertrug ihren Zustand mit viel Muth, Ergebung, Geduld und Hoffnung, was zu einer schnellen und vollkommenen Heilung nicht wenig beitragen mußte. Ihr Sohn, der sich nun wieder beruhigt, hatte die glückliche und ruhige Miene und den gewöhnlichen heitern Sinn eines Mannes wieder angenommen, dessen Leben immer angenehm gewesen ist. Man errieth an ihm sogleich den reichen jungen Mann, der immer von ruhigem Glücke umgeben gewesen ist; seine Züge hatten nichts Bemerkenswerthes, aber er besaß schöne schwarze Haare, einen tadellosen Wuchs und eine angenehme Gesichtsbildung. In Frankreich geboren, der Sohn eines französischen Vaters, in einer der größten Erziehungsanstalten von Paris gebildet, hatte er nichts Englisches an sich, als einen leichten fremdartigen Accent, den er von seiner Mutter angenommen zu haben schien. Diese war eine ächte Engländerin, blond, phlegmatisch, entschlossen, originell, reich an edelen Leidenschaften und seltsamen Launen, eine würdige Frau, die ihren Sohn lebhaft liebte und sich mit dem Glücke, mit der Zukunft desselben mit mehr Bärtlichkeit als Klugheit beschäftigte. Sie reifete gern, blieb aber an keinem Orte lange. In dem Augenblicke, als sie durch die Ungeschicklichkeit eines Postillons genöthigt wurde, für einige Zeit in der „lie-

benswürdigen Thorheit“ auszuhalten, hatte sie die einzige Tochter ihres Bruders, Miß Diana Revil, deren Mutter vor Kurzem in Weimar gestorben war, aus Deutschland abgeholt und wollte mit ihrer Familie den Sommer in Paris zubringen. Im Hintergrunde lag ein Heirathsproject, aber es war bis jetzt davon nur zwischen dem Sohne und der Mutter die Rede gewesen und Miß Diana ahnte wahrscheinlich noch nichts davon. Diese pflegte über ihre Person und was dieselbe unmittelbar berührte, nicht hinweg zu sehen; sie war so jung und so schön, daß diese Selbstsucht, diese Gemüthslosigkeit noch für Laune eines verzoogenen Kindes gelten konnten; indes fing doch der Graf Albert allmählig zu muthmaßen an, daß seine schöne Cousine ein kaltes leeres Herz, einen stolzen, eigensinnigen Charakter und vielleicht einen schlechten Kopf habe.

In diesem Tage saßen sie also einander beim Thee mit dem artig gelangweilten Gesichte zweier Personen gegenüber, die einander durchaus nichts zu sagen haben. Glücklicherweise gab die Wirthin, welche mit Martha eintrat, dem Gespräche Stoff.

„Madame,“ sagte Miß Diana, „da wir einige Zeit bei Ihnen bleiben werden, so werden Sie in der Einrichtung Ihres Hauses Einiges ändern müssen.“

— „In meinem Hause! Was fehlt denn darin?“ stotterte die Wirthin verlegen und gereizt; „alles ist niedlich, Alles funkelt und bligt bei mir. Uebrigens haben das Fräulein nur zu befehlen.“

„Suerst,“ fuhr Miß Diana fort, ohne sich im geringsten stören zu lassen, „möchte ich statt Ihrer abscheulichen Talglücker eine Lampe.“

— „Nichts leichter als das; das Fräulein haben ja eine in Ihrem Zimmer.“

„Was! Das Ding, das diese Nacht im Kamine gebrannt hat? Die mag ich nicht, ich will eine Lampe, eine ächte Lampe, eine Lampe, die weiß brennt.“

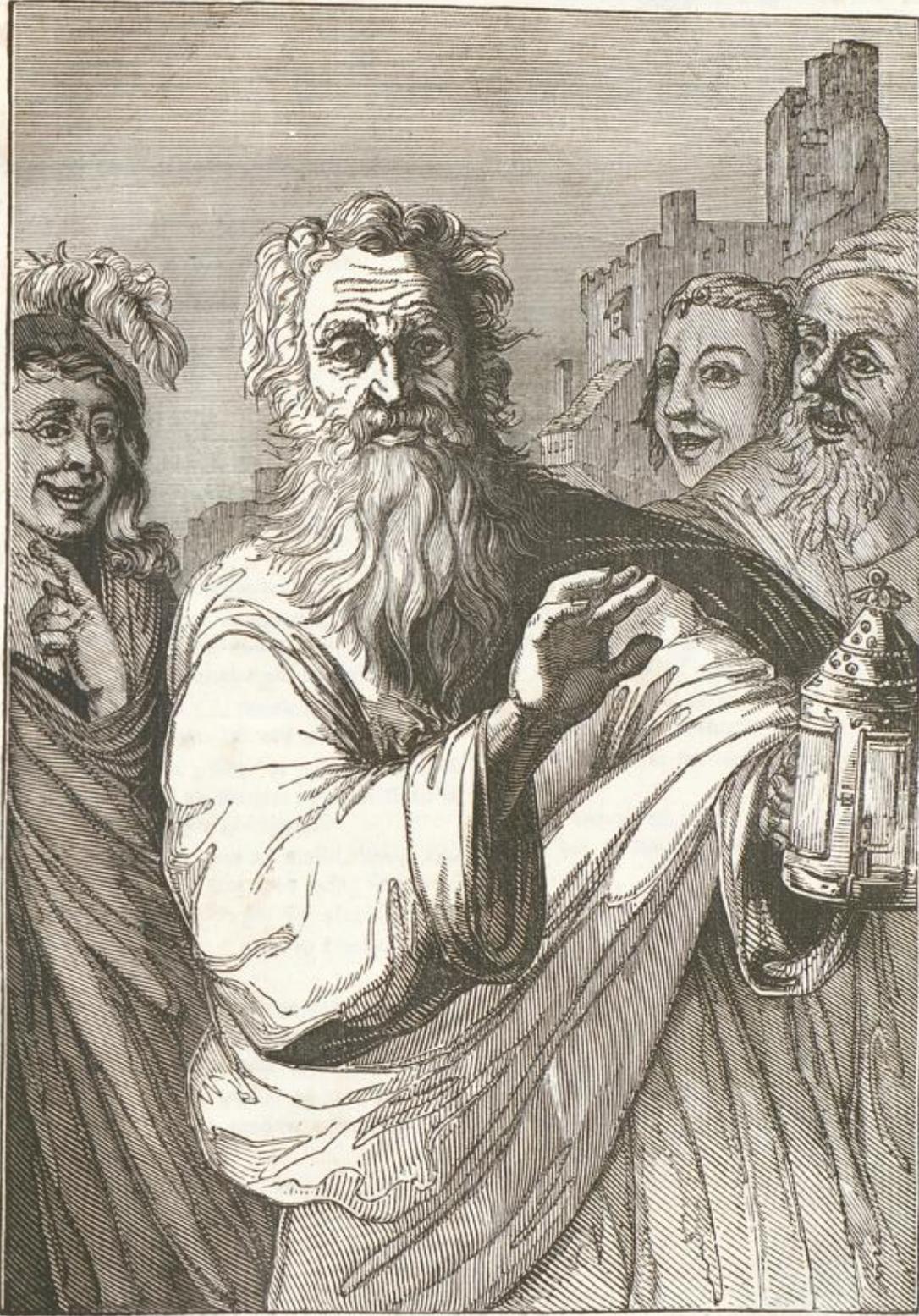
— „Eine Lampe, die weiß brennt! Was ist das?“ murmelte die Wirthin beschämt vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

## Diogenes.

Diogenes, der bekannte alte griechische Philosoph, ging einmal am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen umher und jedem, der ihn fragte, was er suche, antwortete er: „Ich suche Menschen.“ Das beigelegte Bild, die Copie eines Gemäldes von dem großen Meister Salvator Rosa, veranschaulicht diese Scene. Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte, daher er einst äußerte: „Menschen habe ich nirgend gesehen, aber doch Kinder zu Bacedämon.“

## Copien berühmter Gemälde.



(Diogenes mit der Laterne, nach Salvator Rosa.)

Gelehrter berühmter Gemälde



[Caption text, likely identifying the figures as philosophers or scientists]

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 28. für die elegante Welt. 1841.

## L u c i e.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, was eine Lampe ist,“ fiel Marthe ein; „Madame Bialart hat zwei, die groß sind, wie ein Kirchturm und an denen ich ein Mädchen gesehen habe. Das brennt! wie eine Sonne!“

„Vielleicht liebe mir Madame Bialart, die ja so gut ist, eine ihrer Lampen auf einige Tage,“ meinte die Wirthin.

— „Dann möcht' ich einen Sessel haben,“ fuhr Miß Diana fort.

„Sie haben einen in Ihrem Zimmer.“

— „Den alten mit Stroh ausgestopften, wurmstichigen, wackeligen Stuhl? den nennen Sie einen Sessel? Ich will einen Sessel, auf dem ich ordentlich ausruhen und schlafen kann.“

„Wie bei Madame Bialart,“ fiel Marthe wieder ein, „Stühle, in die man einsinkt, ganz weich.., ich weiß es..“

— „Mad. Bialart ist so gefällig, sie wird mir auch einen solchen Sessel leihen,“ meinte die Wirthin; „übrigens könnte ich auch einen Ueberzug über den meinigen besorgen.“

„Wir müssen ferner Auspuß auf den Kamin, Uhren, Teppiche haben,“ fuhr Miß Diana fort; „wir müssen alles haben, was in ein meublirtes Haus gehört, hier aber gänzlich fehlt.“

— „Das sich Gott erbarme!“ dachte die Wirthin; „woher soll ich alles dies nehmen?“

Die schöne Miß zählte immer weiter in spöttischem und verächtlichen Tone auf, was sie verlangte, und bei jedem Gegenstande den sie nannte, fiel Marthe mit selbstgefälligem Tone ein:

„Ich weiß, was es ist; ich habe es bei Mad. Bialart gesehen; Mad. Bialart besitzt noch mancherlei andere Dinge, wie Bücher, Bilder, kurz Alles, Alles.“

— „Wer ist denn aber diese Mad. Bialart?“ fragte endlich Albert.

„Ja, mein Herr, das weiß ich nicht,“ antwortete die Wirthin.

— „Eine rechtschaffene, eine sehr wohlthätige Dame,“ fiel Marthe ein; „sie wohnt am Ende des Dorfes in einem hübschen, ganz neuen Hause. Die Armen kennen sie recht gut; ach und es giebt viele Arme hier zu Lande!“

„Und die Dame lebt hier ganz allein?“ fragte Albert weiter.

— „Mit einer Gesellschafterin.“

„Und ist sie jung, hübsch?“

„Ja, mein Herr, noch ziemlich jung, aber mit der Schönheit ist es nicht viel,“ antwortete die Wirthin mit jener unwillkürlichen Verläumdungssucht, welche die alten, häßlichen, bösrätigen Weiber gegen die Personen ihres Geschlechtes üben, welche die Vorzüge besitzen, die ihnen selbst abgehen. „Ich glaube, die arme Dame ist nicht recht gesund; sie sieht aus wie ein Wachsbild.. Vielleicht hat sie Kummer. Niemand weiß etwas von ihr. Ob sie gleich bereits vier Jahr hier lebt, hat sie doch noch keinen Besuch angenommen. Man kennt keine Verwandten von ihr. Anfangs trauete man ihr nicht recht; man wollte durchaus wissen, was mit ihr sei. Ein Frauenzimmer, das so wie aus den Wolken fällt, ist verdächtig; da sie aber durchaus nichts auf Credit nimmt, da sie den Armen Arbeit giebt und bezahlt ohne zu handeln, so hat man sich an sie gewöhnt und ich selbst habe so viel Vertrauen zu ihr, daß ich ohne Weiteres zu ihr gehe, wenn ich etwas brauche.“

„Sie muß dafür sehr dankbar sein!“ bemerkte Miß Diana ironisch.

Noch denselben Tag ging die Wirthin wirklich zu Madame Bialart und sie kam ganz athemlos und mit triumphirendem Gesicht zurück.

„Da! da!“ sagte sie, indem sie auf eine elegante Lampe zeigte, welche auf einem Dreifuß von Bronze stand; „und das ist noch nicht alles; wir erhalten von ihr auch Sessel, einen Teppich, alles, was wir haben wollen.“

— „Wie!“ fiel der Graf ein; „Sie sind zu der Dame gegangen und haben für uns um diese Dinge gebeten? Das ist ja höchst zubringlich..“

„Keineswegs, Herr Graf; ich habe der Mad. Bialart das unglückliche Ereigniß erzählt.. Als sie erfuhr, daß ich eine kranke Dame bei mir habe, hat sie mir ihr ganzes Haus zur Verfügung gestellt. Sie ist so gut! Ein Goldberg! Ich habe ihr sehr gedankt.“

Bald darauf brachte man die Meubles; sie waren in neuestem Geschmack und Albert erinnerte sich, dergleichen in den schönen Magazinen in Paris gesehen zu haben. Sein Erstaunen wuchs, als er erfuhr, man habe einige englische Bücher hinzugefügt, Reisebeschreibungen, Gedichte und ein Album mit herrlichen Stahlstichen. Alles athmete Luxus und Eleganz und ver-

rieth eine Frau, die in einer Gesellschaft gelebt, welche man nur in Paris findet. Ein lebhaftes Gefühl der Theilnahme und der Neugierde beschäftigte den Grafen Albert eine Zeit lang und er wünschte die Frau kennen zu lernen, deren Lebensweise mit dem Orte, wo sie sich befand, gar nicht in Uebereinstimmung war. Er bedauerte sie wegen ihrer Abgeschlossenheit, wegen ihres Lebens, das einformig sich hinziehen mußte, wie der endlose Horizont einer Wüste. Er bildete sich einen ganzen Roman von dem Schicksale der Mad. Bialart, muthmaßete tausenderlei und fragte die Marthe nochmals, die ihm aber nichts mittheilen konnte außer dem, was er bereits wußte.

Miß Diana hatte sich ein wenig getröstet bei dem Anblicke der Meubles, die man ihr brachte, als sie in einem großen Sammetfauteuil neben einem niedlichen Tischchen saß, auf dem einige hübsche Bücher lagen; ihre schlechte Laune wich einer nachlässigen Langweile, die auf einem so reizenden Gesichte der Melancholie gleich.

Bald aber versetzte sie diese Langweile, der Mangel an aller Beschäftigung, in welchem sie lebte, in Gedanken und Gefühle, deren ihr Herz gar nicht fähig zu sein schien. Sie machte die Bemerkung, daß ihr Vetter der ausgezeichnetste Mann sei, den sie jemals gesehen; es erwachte in ihr ein Instinct der Koketterie, der Wunsch zu gefallen und gab ihrer Schönheit den Reiz, der ihr fehlte. Albert wurde einen Augenblick geblendet; er konnte Diana nicht lieben, aber er dachte doch ohne Grauen, nicht ganz ungerne an eine Verbindung, die seine Mutter wünschte.

In den ersten Tagen verließ der Graf Albert die Kranke nicht, der Miß Diana eben so fleißig Gesellschaft leistete. Eines Morgens war das Wetter sehr schön, die herrliche Aprilsonne erwärmte die Erde, die sich mit frischem Grün zu schmücken anfing, und in der Luft fühlte man den lauen Hauch des Frühlings. Die Gräfin sagte da mild zu ihrem Sohne:

„Albert, heute mußt Du mir gehorchen; verlaß heute das Krankenzimmer.“

— „Wohin soll ich gehen, gute Mutter?“ antwortete der junge Mann lächelnd; „Miß Diana, die alle Morgen eine Promenade macht, versichert, es sei hier zu Lande durchaus nichts zu bewundern, nichts zu sehen.“

„Allerdings,“ sagte diese, „ist die Landschaft nicht mannigfaltig, vielmehr die gleichförmigste von der Welt. Ich habe nichts für mein Album gefunden als ein weißes Haus, das ziemlich malerisch in einem kleinen Wäldchen von grünen Bäumen liegt.“

Diese Worte erinnerten Albert mit einem Male wieder an das Haus, von dem man ihm vorher eine so ausführliche Beschreibung gegeben hatte.

„Nun ja, ich will ausgehen,“ sagte er; „ich habe einen Besuch zu machen.“

— „Einen Besuch!“ wiederholten die beiden Damen verwundert.

„Allerdings, einen Artigkeitsbesuch. Muß ich nicht, liebe

Mutter, in Deinem Namen jener Dame danken, die uns auf so gefällige Weise ihre Meubles überlassen hat?“

— „Gewiß; später werde ich mit Diana selbst zu ihr gehen.“

Das junge Mädchen sagte nichts, warf aber dem Vetter einen Blick zu, der einem Verbote gleich kam; Albert aber that, als verstehe er ihn nicht, verbeugte sich ziemlich kalt und ging.

Er schritt langsam auf der langen Straße hin, die mit einigen Häusern hier und da zwischen umzäunten Gärten das Dorf P. bildet. Der schöne Frühlingstag verfehlte seine Wirkung auf ihn nicht; er empfand jenes Gefühl des Wohlbehagens, des ruhigen Glückes, der unbestimmten Hoffnung, dem sich so leicht die jugendlichen Herzen öffnen, welche die schlimmen Seiten des Lebens noch nicht kennen. Die Vergangenheit hatte für ihn nur ruhige milde Erinnerungen, die sich in dem eintönigen Glück fast verwischten, das durch keine Weise noch gestört worden war. Die Langweile, das Bedürfnis lebendiger Erregung, das, wenn kein wirklicher Kummer da ist, die kräftigen Naturen quält, hatten ihn nur wenig befallen. Bis jetzt war seine Thätigkeit ganz durch die materielle Bewegung und das Interesse der Neugierde, die ihm seine Reisen gewährten, und durch die Zerstreuung in der vornehmen Welt in Anspruch genommen worden; er hatte bis jetzt nur mit dem Verstande und der Phantasie, noch nicht mit dem Herzen gelebt.

Am Ende des Dorfes blieb er stehen und suchte mit den Augen das Haus, das ihm Marthe bezeichnet hatte. Es war leicht unter den ärmlichen Wohnungen in der Ebene herauszufinden; es war ein Haus, wie sie Jean Jacques Rousseau liebte, weiß mit grünen Jalousien. Die trägen Gewässer des Orvain schlichen durch die Wiesen daneben und wenn man es so aus der Ferne sah mit dem schmalen Belvedere und den beiden zierlichen Pavillons an den Seiten, hätte man es mit einem Schwane vergleichen können, der sich mit ausgebreiteten Flügeln sonnt. Ein kleines Fichtenwäldchen krönte mit ewigem Grün den Hügel, an den es sich lehnte, und hohe Pappeln, deren Blattknospen sich in der Aprilsonne zu öffnen begannen, umhüllten es im Sommer mit einem grünen und beweglichen Schleier. Der Graf ging durch die Allee mit einigem Herzklopfen, als handele es sich um eine wichtige Angelegenheit seines Lebens und nicht bloß um einen gewöhnlichen Schritt der Artigkeit. Es zeigte sich Niemand, Alles war still um das Haus her, kaum wurde die Ruhe der Luft durch den Flug eines Vogels oder das ferne Rauschen einer Fontaine unter den Bäumen gestört. Man hätte das Haus ein verzaubertes Schloß nennen können, in welchem ein Fräulein auf den schönen Prinzen wartete, der sie aus dem hundertjährigen Schlummer wecken sollte. Der Graf stieg die Stufen vor dem Hause hinauf und trat in eine Flur, auf welcher alle Thüren offen standen. Auf das Geräusch, das sein Eintritt verursachte, erschien endlich eine Magd, die verwundert stehen blieb. Sie hatte ohne Zweifel ihrer Herrin noch niemals einen solchen Besuch angekündigt und sie öffnete, ohne Albert Zeit zu lassen, seinen Namen zu nennen, geräuschvoll die Thüre des Saales, indem sie mit einer linkschen Verbeugung sagte: „da ist Madame.“

Zwei Frauenzimmer saßen an dem Kamine; die eine hatte, als sie die Stimme des Grafen hörte, das Vorlesen eingestellt und war leicht erröthend aufgestanden; die andere aber hatte ihren Stuhlrahmen nicht weggelegt und blieb in der Stellung einer Person, der dieser Besuch nicht anging, die aber dabei zugegen bleiben durfte. Albert sprach in wenigen Worten seinen Dank aus und die junge Dame antwortete ihm mit dem Ausdrucke und der ungewungenen Anmuth einer Dame von Welt. Durch dieses elegante Benehmen sah jedoch etwas Schüchternes, Gezwungenes, seltsam Zurückhaltendes hindurch. Die Unterhaltung war anfangs, wie sie zwischen Personen sein mußte, die einander zum erstenmale sahen; aber Mad. Bialart besaß die Art, sich über die Gegenstände auszudrücken, welche selbst den gewöhnlichsten Gemeinplätzen einen Werth giebt und es möglich macht, daß man ohne Langeseweile sogar von dem Regen und schönen Wetter spricht. Albert betrachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit, er hatte niemals Frauen gesehen, welche ihr auch nur im Entferntesten ähnlich gewesen wären. Sie war jung und der rundliche Umriss ihrer feinen, wenig vorspringenden Züge gab ihr beim ersten Anblicke etwas Kindliches; aber ihr trauriges und nachdenkendes Gesicht war doch das eines andern Alters, jenes Alters, in welchem alle Freuden der Seele erloschen, die schönsten Hoffnungen untergegangen und nur Erinnerungen übrig geblieben sind. Sie besaß aber nichts desto weniger die lebendige Frische, den Glanz der Jugend; ihr Gesicht war mattweiß und hob so das glänzende Schwarz ihres Haares hervor, die gescheitelt auf der breiten reinen Stirn lagen.

Die strenge Seltbarkeit ihres Anzuges stach von dem eleganten Luxus ab, der sie umgab, und ihr einfaches schwarzes Kleid glich einem Traueranzuge. Die Gesellschafterin war weniger jung aber schöner als Mad. Bialart; ihr Gesicht verrieth eine energische und leidenschaftliche Natur, es fehlte ihm aber an Geist und Feinheit. Es war regelmäßig und vollkommen schön, aber es mangelte ihm gänzlich die weibliche Anmuth, welche Mad. Bialart so reizend machte. Die junge Frau ließ sich allmählig mit immer größerem Vergnügen in ein Gespräch ein, das immer lebendiger wurde. Es war als finde sie in dem Anhören Alberts ein Echo der Gesellschaft, von der sie getrennt lebte; aber sie erwähnte durchaus nichts von dieser Gesellschaft, in der sie geboren zu sein schien und in die sie sich vielleicht zurücksehnte. Eine Frage Alberts brachte sie endlich plötzlich wieder auf andere Gedanken; er fragte sie nämlich, ob es in der Nähe von P. keine Familie gäbe, mit der man ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfen könnte.

„Nein, keine,“ antwortete sie mit traurigem Lächeln, indem sie lange um sich blickte, als wolle sie auf die gänzliche Abscheidung hinweisen, in welcher sie lebte. Die Gesellschafterin hatte ihre Arbeit sinken lassen; sie hörte zerstreut der Unterhaltung zu, an der sie wenig Antheil nahm. Bei den letzten Worten der jungen Frau aber sprach sie mit einem liebevollen Blicke auf dieselbe:

„Diese Einsamkeit hat auch ihre Reize, ihre stillen Freuden; die Tage, die Jahre vergehen hier ruhig, nicht wahr Lucie?“

— „Ja, es ist ein glückliches Leben!“ entgegnete diese, „ein so ruhiges stilles Leben, daß man es so zu sagen gar nicht fühlt.“

Dies wurde mit einer so natürlichen Melancholie ausgesprochen, daß es auf Albert einen tiefen Eindruck machte. Es bot sich seinem Geiste unwillkürlich ein Vergleich dar; er betrachtete das stolze Vertrauen, die große Wahrscheinlichkeit des Glückes bei Miß Diana und das Geschick dieser armen Frau, die ihre Wünsche, ihre Hoffnungen auf eine ganz negative Existenz beschränkte. Bei diesen Gedanken erfüllte sein Herz ein bitteres Gefühl; es war ihm, als sei der Himmel nicht gerecht gewesen, als er der einen ein so glänzendes, so beneidetes Schicksal, der andern aber einen so kümmerlichen Antheil von Glück beschieden.

Der Graf bat, als er fortging, um die Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Nach seiner Entfernung sagte Mad. Bialart zu ihrer Gesellschafterin:

„Ist dieser Besuch für uns nicht gleichsam eine peinliche Zerstreuung, eine schlimme Erinnerung gewesen? Mein Gott, Eleonore, wie gern möchte ich vergessen, daß es noch eine andere Welt giebt, als die, in welcher wir leben!“

Die Gesellschafterin hob traurig und trostlos die mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel und sagte:

„Ach Lucie, Du bist nicht glücklich, Du weinst!“

— „Es ist nichts,“ entgegnete diese, indem sie einen Arm um die Freundin schlang und ihren Thränen freien Lauf ließ; „siehst Du, Eleonore, es erfaßt mich bisweilen wie eine Langeseweile, wie ein Schmerz ohne Ursache, aber es vergeht auch schnell wieder. Schon ist es vorüber, ich bin wieder ruhig; aber Du, arme Freundin, weinst noch über mein Leid.“

„Das verursacht mir weit mehr Schmerz als Dir selbst,“ entgegnete die Gesellschafterin mit bewegter Stimme, während sie ihre großen umschleierten Augen auf die junge Frau richtete; „könnte ich Dich glücklich machen, ich würde gern mein Leben hingeben.“

— „Liebe Eleonore,“ sprach Lucie gerührt; „so lange Du hier bei mir bist, werde ich nicht unglücklich sein, und Du verläßt mich nicht, nicht wahr? So beruhige Dich nun aber auch und erinnere Dich der Vergangenheit, um mit der Gegenwart Dich auszuföhnen.“

Der Graf war in einer seltsamen Stimmung wieder nach Hause gekommen. Er antwortete kaum auf die Frage der Miß Diana und sagte zu seiner Mutter bloß, Mad. Bialart sei eine Frau von ausgezeichnetem Geiste und trefflichem Benehmen.

Am andern Tage war Sonntag. Schon früh stellte sich Albert an sein Fenster, von wo aus er die Kirche von P. sehen konnte, ein Kirchlein mitten auf einem Gottesacker, wo hohe Malven an einigen schwarzen Kreuzen wuchsen. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht; Mad. Bialart begab sich mit ihrer Gesellschafterin in die Messe. Das Gesicht der jungen Frau war zwar wegen des blauseidenen Hutes nicht zu sehen, Albert würde sie aber unter Lanfenden an ihrer Haltung, ihrem niedlichen Fuße und an ihrem schlanken Wuchse erkannt haben. Sie ging

bescheiden einher und grüßte etwa fünfzig Landleute, die sich um sie drängten, ein Zeichen, in welchen Verhältnissen sie zu allen Leuten im Dorfe stand. Marthe überraschte den Grafen bei dieser Betrachtung.

„Was machen Sie da, Herr Graf?“ fragte sie; sehen Sie Mad. Bialart vorübergehen? Ach die Leute grüßen sie! So ist es alle Sonntage, wenn sie ausgeht, und heute wird es noch schlimmer sein, denn man erzählt, sie habe Land da unten gekauft, alles Land von dem Walde bis an den Fluß.“

„Es ist eine schöne Besetzung,“ bemerkte der Graf verwundert.

— „Ich weiß nicht, wie viel hunderttausend Francs sie werth ist,“ fuhr Marthe fort; „ach, wie glücklich sind die Reichen!“

„Ich bin auch reich,“ dachte der Graf, „und wenn ich diese Frau liebte, würde ihr Vermögen kein Hinderniß sein.“ Dann spottete er über sich selbst und flüsterte: „Und Herr Bialart ist vielleicht nicht einmal todt! Ich bin ein Thor, an diese Frau zu denken, zwei Stunden da zu stehen und auf sie zu warten, um sie einen Augenblick von weitem zu sehen!.. In einigen Tagen bin ich fort, um nie wieder zu kehren, und sie wird sich kaum erinnern, daß ein Fremder die Einsamkeit störte, in welcher sie lebt.“

Bei diesen Worten machte er das Fenster schnell zu und ging zu der Miß Diana.

Es verflossen einige Tage und Albert wiederholte seinen Besuch bei Mad. Bialart; es zog ihn eine seltsame Neugierde, ein lebendiges Interesse zu dieser Frau, deren Stand und Charakter er nicht kannte. Er fand sie stets allein mit der Gesellschafterin in dem kleinen Saale, wo er sie das erste Mal gesprochen hatte. Ihre Beschäftigung war immer dieselbe; sie nähete, stickte, oder las in einem ernsten Buche. Der Graf hatte ein sehr schönes Piano bemerkt zwischen den beiden Thüren, die in den Garten führten, aber es war immer verschlossen. Einmal fragte er Mad. Bialart, ob sie sich nicht mit Musik beschäftigte, und diese Frage schien ihr peinliche Gefühle zu erwecken. Sie wendete ihre großen traurigen Augen nach dem Piano und sagte seufzend:

„Nein, Herr Graf; ich habe der Musik entsagt; ich leide dabei.“

Albert bemerkte auch, daß Mad. Bialart kein einziges Journal, keine neue Schrift erhielt. Einige literarische, mehrere Jahre alte Zeitungen waren das Neueste, was sie besaß. Es schien, als wolle sie in ihrer Einsamkeit durchaus nichts von der Welt vernehmen, die sie verlassen hatte.

Bald wurde der Umgang mit ihr, der im Anfange nur eine Zerstreuung für den Grafen war, das größte Glück für denselben, entweder weil das Leben, das er in P. führte, seinem Herzen Zeit ließ, oder weil endlich seine Stunde gekommen war. Er liebte Mad. Bialart, er liebte sie, wie man das erste Mal liebt, mit Feuer, mit völliger Hingebung und ohne Furcht. Die ersten Augenblicke dieses Gefühles waren gar süß und Albert gab sich

denselben unvorsichtig hin; er dachte an nichts als an das Glück zu lieben, ohne eine bestimmte Hoffnung und ohne weitere Wünsche; nur bisweilen kam ihm die unvermeidliche Entwicklung in den Sinn, die einzige mögliche Entwicklung dieses Familiendramas, seine nahe Abreise, und dann fühlte er sich sehr unglücklich. Es liegt in der Liebe ein egoistischer Instinct, der keine andere Neigung achtet; alle andern Gefühle werden von diesem einzigen und ausschließlichen gleichsam verdrängt; Albert empfand es mit Schmerz, denn er sah fast mit Bedauern der nahen und vollständigen Genesung seiner Mutter entgegen.

Die Gräfin war ziemlich hergestellt. Eines Tages sagte sie zu ihrem Sohne mit jenem Phlegma und jenem Tone, welche sie immer so originell erscheinen ließen:

„Kommt Dir es nicht auch so vor, als ob die Gegend hier doch sehr angenehm sei? Ich bliebe gern den ganzen Sommer da, wenn Dir es nicht gar zu sehr zuwider wäre.“

— „Mir, liebe Mutter? Ich werde alles thun, was Du wünschst,“ stammelte der Graf, der eine solche Aeußerung nicht im geringsten erwartet habe, ob er gleich daran gewöhnt war, seltsame Einfälle von seiner Mutter aussprechen zu hören.

„Wir lassen Arbeiter von Herzogenbusch kommen, sie richten alles ein, ich führe die Aufsicht, das wird mich unterhalten, wenn ich wieder anfangen zu gehen. Der Sommer muß in Lothringen sehr schön sein; Diana zeichnet, Du gehst auf die Jagd, wir promeniren mit einander und wenn sich die Langeweile einstellt, brechen wir auf und reisen weiter.“

— „Aber Miß Diana?“ warf der Graf ein.

„Ich habe schon mit ihr davon gesprochen; sie williget gern ein, einige Monate hier zu verbringen.“

— „Was?“

„Run ja,“ sprach die Gräfin lächelnd, „das wundert Dich, Albert? Erräthst Du denn wirklich nichts?“

— „Was meinst Du, liebe Mutter?“ fragte der Graf, als wenn ihm etwas mit einem Male klar werde.

„Ich meine,“ entgegnete die Gräfin mit wohlgefälligem Lächeln, unsere schöne Vitte von Albion, unsere stolze und schöne Diana wird überall gern bleiben, wo Dir es beliebt zu bleiben. Sie liebt Dich, mein Sohn . . .!“

— „Nein, nein, Mutter,“ unterbrach sie Albert mit einer gewissen Heftigkeit, „nein, das ist nicht möglich . . . Was habe ich denn auch gethan, guter Gott! um von ihr geliebt zu werden! . . . Nichts, liebe Mutter, gar nichts, ich schwöre Dir es zu, denn ich liebe bereits eine andere . . .“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 29. für die elegante Welt. 1841.

## Copien berühmter Gemälde.

Nikolaus Maes, geboren zu Dort im Jahr 1632, legte sich, nachdem er eine Zeit lang unter Rembrandt's Anleitung studirt hatte, auf Verfertigung kleiner Gemälde von der Art, wie das in der Copie beigefügte, welches sich gegenwärtig in der engl.

National-Gallerie in London befindet; da er indess wenig verdiente, so fing er an, Portraits zu malen, und in diesem Zweige der Malerei wurde er bald so berühmt, daß er von allen Seiten Bestellungen erhielt, und in der That zeichneten sich seine Portraits durch eine kräftige Licht- und Schatten-Gebung aus, die er von seinem trefflichen Lehrer Rembrandt erlernt hatte.



(Die holländische Hausfrau, von Maes.)

Deutschlands während seiner letzten Reise die Liebe gefaßt haben müsse, die ihm anfangs nur schwache Hoffnung gewährt haben würde, da er sie so geheim gehalten hätte. Der wunderliche Entschluß, den Sommer in P. zu verbringen, bestätigte sie in ihrer Vermuthung; sie glaubte, er wolle hier die Zeit irgend einer durch besondere Umstände veranlaßten Verzögerung abwarten und dann sogleich abreisen, um seine Vermählung in Deutschland zu feiern. Nicht einen Augenblick fiel ihr der Name ihrer Nebenbuhlerin und der wirkliche Beweggrund ein, welcher den Graf in diesem traurigen Dorfe Lothringens zurückhielt.

Gegen Abend ging Albert aus, um Mad. Bialart zu besuchen. Als er sich dem Hause näherte, dessen weiße Mauern er nie ohne starkes Herzklopfen erblickte, empfand er so lebhafte Freude, so süße Hoffnung, daß er über sein Glück fast erschrak, über ein Glück, das Lucie mit einem Worte zertrümmern konnte. Die junge Frau befand sich noch in dem Garten; sie hatte den Grafen nicht kommen hören und als sie ihn mit einem Male vor sich stehen sah, konnte sie einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken; sie wich erbebend zurück.

„Ich bitte um Verzeihung; meine Anwesenheit hat Sie gestört; Sie erkannten mich nicht sogleich,“ sprach er ebenfalls erzitternd.

— „Mein Gott, ja,“ antwortete sie aufrichtig.

Albert schwieg; dieses Wort war ihm ins Herz gedrungen. Mad. Bialart ihrerseits glaubte offenbar, er habe sie nicht verstanden, denn sie versuchte ihren Worten eine mildere Deutung zu geben, kämpfte schnell ihre Unruhe nieder und setzte in einem etwas traurigen Tone, der selbst ihren geringsten Worten so viel Reiz gab, hinzu:

„Ich habe heute ein liebes Briefchen von Ihrer Frau Mutter erhalten; sie sandte mir das geringe Mobilier zurück, daß ich ihr während ihres Aufenthaltes mit Vergnügen zur Verfügung stellte. Sie werden ohne Zweifel bald abreisen und Sie kommen wohl, um Abschied zu nehmen, Herr Graf?“

— „Nein, Madame,“ entgegnete er, indem er der jungen Frau den Arm gab, um sie nach dem Hause zurückzuführen; „wir bleiben im Gegentheil und deshalb ließ meine Mutter aus der Stadt ein vollständiges Meublement kommen; wir lassen uns auf längerer Zeit hier nieder und ich hoffe, ich glaube, wir werden den ganzen Sommer in Lothringen verweilen.“

Mad. Bialart antwortete nicht, aber Albert fühlte, daß sie sich etwas schwer auf seinen Arm stützte, auch glaubte er in dem Zwieltichte zu bemerken, daß ihre Augen sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude und Erstaunen zu ihm erhoben; aber diese Bewegung ging blischnell vorüber; die junge Frau wendete das Gesicht ab und athmete tief auf, als wolle sie das Leben zu sich zurückrufen, das durch das heftige Klopfen ihres Herzens erschickt wurde, dann setzte sie, auf Alberts Arm gestützt, langsam den Weg fort.

Es war eine jener lauen und hellen Nächte, die der langen Dämmerung der Sommerabende gleichen. Die Bäume, welche grün zu werden anfangen, warfen ihre großen dichten Schatten noch nicht in den Garten; aber die jungen Blätter stachen, wie ein zartes Geflecht von schwarzen Spitzen, von dem durchsichtigen Blau des Himmels ab. Schon blüheten die Weilchen, die Primeln und der Flieder, und die blühenden Pfirsichen und Kirschbäume verbreiteten einen kräftigen Duft.

„Lassen Sie uns hier bleiben,“ sagte Albert, indem er Lucien am Fuße der Stufen am Hause zurückhielt; „der Abend ist so schön.“

Sie gab ohne Widerstreben nach; der Graf setzte sich fast zu ihren Füßen nieder; er fühlte sich in diesem Augenblicke so glücklich, daß er fast fürchtete, sein Glück merkbar werden zu lassen. Er verschloß es still und schweigend in seinem Herzen. Lucie schien von ihren eigenen Gefühlen völlig beherrscht zu werden; ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien und sie sah, wie im stillen Gebete, zu dem Himmel empor. Albert verstand sie in diesem Augenblicke; eine Art Offenbarung zeigte ihm ihre unbestimmten Wünsche; aber die Vergangenheit dieser Frau blieb ihm mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt; er konnte nicht errathen, welche Sorgen, welche Unfälle wohl ihre Zukunft zertrümmert, sie aus der Welt herausgerissen hatten.

Einen Augenblick meinte er, irgend ein großes Herzensweh könnte sie betroffen haben, ihre erste Liebe müßte unglücklich gewesen sein. Doch lag aber in dem Gesichte Luciens etwas so Keusches, das seine Vermuthungen Lügen strafte; wenn er sie ansah, fühlte er, daß nicht Leidenschaften diese so reine Stirn getrübt und Thränen aus diesen Augen gepreßt haben könnten. Vergebens suchte er das Geheimniß dieses Lebens zu ergründen, dessen eine Seite er so vollkommen vor sich sah; er glich einem Manne, der begierig ein zerrissenes Blatt liest und den Anfang nicht finden kann.

Beide schwiegen lange, von gleichen Gefühlen bewegt, glücklich zu lieben, glücklich mit einander die duftige Luft in der Einsamkeit und Ruhe einer liebevollen Frühlingsnacht einzuathmen. Endlich sagte der Graf mit bewegter Stimme:

„Wenn Sie wüßten, welche Hoffnungen, welche Pläne ich für diesen Sommer hege!“

— „Hier Pläne!“ entgegnete sie lächelnd aber verlegen.

„Ja Pläne von langen Spaziergängen mit Ihnen im Walde, am Ufer des Ornain; mir ist es, als ständen mir sehr glückliche Tage bevor.“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 30. für die elegante Welt. 1841.

## Lucie.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Lucie sah ihn unverwandt an und sagte:

„Dann wird der Winter kommen.“

— „Wie Sie es wollen,“ entgegnete Albert, indem er ihre Hand ergriff, „so bleibe ich diesen Winter und immer bei Ihnen.“

„Ach, mein Gott! so lieben Sie mich!“ rief sie erschrocken, „Sie lieben mich!“

Es folgte eine Pause; Lucie hatte ihre Hand zurückgezogen; sie weinte; Albert nahte sich ihr wieder; er fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, sie um die ganze Wahrheit zu ersuchen.

— „Lucie,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß irgend ein großes Unglück Sie betroffen hat, aber sagen Sie mir, ob es uns auf ewig trennen muß.“

„Ja, auf ewig,“ antwortete sie mit fast erloschener Stimme.

— „Sie sind nicht mehr frei? Herr Bialart lebt noch?“

„Bialart war der Mann meiner Mutter; ich bin und war nicht verheirathet.“

Dieses Geständniß brachte den Grafen anfangs in große Verlegenheit; ein bitteres Mitleid, ein eifersüchtiger Schmerz erfüllte seine Brust; „es ist ein schreckliches Unglück!“ murmelte er; „verführt, verlassen!“

— „Nein,“ entgegnete Lucie mit ruhiger Würde, indem sie ihren reinen hohen Blick auf dem Grafen ruhen ließ, „nein; alle Handlungen meines Lebens sind rein gewesen, kein Fehltritt hat es je getrübt; ich bin vorwurfsfrei und ohne Reue. Dennoch aber habe ich viel gelitten und ich darf auf kein Glück in dieser Welt mehr hoffen.“

Sie schwieg, überwältigt von der Macht ihrer Gefühle; dann fuhr sie mit gebrochener Stimme fort:

„Sie sind ein redlicher Mann, ich kann es Ihnen sagen: ich liebe Sie, ich liebe Sie vielleicht seit dem ersten Male, das ich Sie gesehen habe. Und jetzt, wissen Sie, was ich hoffe, was ich wünsche? . . . noch einige Tage Ihrer Gegenwart, einige Tage des Glückes, in denen ich weder in die Vergangenheit, noch in die Zukunft blicke. Dann werden Sie abreisen, auf immer, und ich werde in der Erinnerung an Sie leben; sie wird meine Einsamkeit ausfüllen; nichts wird mich in ihr stören. . . Es wird dies ein Glück sein, das ich für mein ganzes Leben gesammelt habe. Und Sie, Sie vergessen mich vielleicht auch nicht ganz, und

wenn Sie der glückliche Gatte einer Andern sind, denken Sie bisweilen an die arme Lucie.“

Diese Worte, welche ein so vollständiges edles Vertrauen anzeigten, eine so vollkommene Unkenntniß der Leidenschaften, eine so reine Unschuld, erfüllten das Herz Alberts zugleich mit Kummer und Freude. Er hoffte mit der Zeit das ganze Vertrauen Luciens zu gewinnen und den Vorsatz derselben zu besiegen. Pöthlich aber bot sich seiner Seele ein seltsamer Gedanke dar; er erinnerte sich jener Geschichten, aus denen man so viel Dramen und Romane gemacht hat, jener geheimnißvollen Personen, welche der unreinen Familie der Penker, dem verfluchten Geschlechte der Diebe und Mörder angehören. Er konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren; dieser einzige Zweifel wurde eine Qual, die er nicht zu ertragen vermochte.

„Lucie,“ sagte er mit zitternder Stimme, „die Wahrheit, ein einziges Wort! Sie sind unschuldig und rein, aber vielleicht war der Name Ihres Vaters ehrlos. . .?“

— „Nein,“ antwortete sie mit schmerzlicher Rührung; „ich gehöre einer ehrenwerthen Familie an; das Andenken meines Vaters ist durch keinen Flecken geschändet; . . . aber fragen Sie mich nicht weiter, ich kann, ich mag Ihnen nichts sagen.“

„Ach,“ rief er voll Vertrauen und Hoffnung aus, „was Sie mir gesagt haben, genügt mir; Sie sind frei, Lucie; vor mir besaß Niemand Ihre Liebe. Weder die Vergangenheit, noch die Zukunft schrecken mich jetzt, . . . Sie werden die meinige.“

— „Niemals!“ entgegnete sie mit düsterer Fassung.

## 4.

Am folgenden Tage machte die Gräfin von Guercy und Miss Diana der Mad. Bialart den ersten Besuch. Albert hatte einen Vorwand gefunden, sie nicht zu begleiten, und er wartete mit einer gewissen Angst auf ihre Rückkehr. In diesem Augenblicke fürchtete er fast den Scharfblick seiner Mutter, er fürchtete, sie könne, wenn sie Lucien sehe, sein Geheimniß errathen. Aber die gute Dame hatte in allem, was die Gefühle betraf, die sie nur aus der Theorie kannte, keinen hellen Blick und sie sagte deshalb nach der Rückkehr zu ihrem Sohne bloß: „ich erwartete wirklich nicht, hier eine so allerliebste Nachbarschaft zu finden; Mad. Bialart ist wirklich eine Frau von seltener Auszeichnung; wir werden sie oft sehen. Es kommt mir vor, als hättest Du bis jetzt diese Gelegenheit nicht genug benützt, die Dir doch angenehm hätte sein können.“

Albert wagte nicht zu antworten; er scheute sich, gegen seine Mutter sich so zu verstellen, wendete sich an Miß Diana und sagte:

„Und welche Eindrücke bringen Sie, schöne Cousine, von diesem Besuche zurück?“

Sie sah Albert mit einem seltsamen Ausdrücke von Zweifel Spott und Verdruss an und antwortete kalt:

„Die Dame ist ziemlich liebenswürdig, aber sie besitzt doch weder Frische noch Schönheit. Ich finde ihr Aussehen zu schmachtend, ihre Redeweise zu gesucht, bisweilen verstand ich sie gar nicht. Und dann welcher Einfall, wenn man so blaß aussieht, sich so dunkel zu kleiden! Wenn man sie mit ihrem wollenen Kleide, ihrem gefältelten Fichu, der bis an das Kinn hinaufgeht, und dem einfach gescheitelten Haar sieht, könnte man sie für eine Nonne halten! Im Ganzen ist sie eine originelle Person.“

— „Ohne Zweifel,“ fiel der Graf lebhaft ein, „besonders wenn die Originalität in einer vollendeten Grazie, in einem ungewöhnlichen Geiste und einer vollkommenen Herzengüte besteht.“

Miß Diana erröthete; diese Worte hatten ihren Stolz verletzt und ihre ganze Reizbarkeit verwundet; sie klärten sie vollends auf und sie sah mit tiefer Eifersucht, mit einem unaussprechbaren Gefühle der Ueberraschung, des Jornes und der Verachtung, welche Frau ihr Albert vorzog. Aber diese Entdeckung richtete sie auch empor und flößte ihr den Gedanken ein, zu kämpfen und zu siegen.

Die Liebe des Grafen hielt sie für eine traurige Thorheit, von der er nothwendig wieder genesen müsse. Sie meinte besonders, eine solche Liebe könne durchaus nicht zu einer Ehe führen. Trotz der in ihrem Character liegenden Festigkeit konnte Miß Diana doch auch vorsichtig sein und sich verstellen; es fehlte ihr überdies nicht an Schlaueit und Scharfsinn und sie errieth deshalb so ziemlich die Wahrheit. Sie hatte aber auch so viel Gewalt über sich, um sich zu stellen, als habe sie nichts gesehen. Von diesem Augenblicke an hatte indeß Mad. Bialart in ihr eine eifrige unverföhnliche Feindin, eine Nebenbuhlerin, die in den stärksten Leidenschaften verwundet war, in der Eifersucht und dem Stolze. Der Graf ging jeden Tag aus, um lange Spaziergänge zu machen, deren Ziel immer das Haus der Mad. Bialart war; seine Mutter erfuhr auf diese Weise seine häufigen Besuche nicht; sie dachte nicht daran ihn zu fragen und er selbst sagte nichts davon. Die Lage des Grafen hatte sich verändert; er wurde geliebt, er wußte es, und doch empfand er kein ruhiges Glück, doch gab er sich seiner eigenen Liebe mit geringerem Wohlgefühl, mit geringerer Sicherheit hin. Lucie schien jetzt die langen Unterhaltungen zu fürchten, so wie die Spaziergänge, die sie Abends in den Gängen des Gartens mit ihm allein machte. Die Gesellschafterin war immer zugegen und ihre Anwesenheit bildete gleichsam eine Sicherheitswache, ohne welche Mad. Bialart gar nicht mehr gewagt haben würde, den Grafen wieder zu sehen. Die Freundschaft der beiden Frauen, die innige Liebe, die sie beide mit einander zu verbinden schien, waren für Albert stets ein Ge-

genstand der Verwunderung. Und wirklich es lagen, abgesehen von den Unähnlichkeiten, die man an ihnen bemerkte, in ihrer Art zu sein und in ihren Verhältnissen zu einander unerklärliche Contraste.

Die eine war stark und unterthan, die andere schwach und Gebieterin. Der energische, kräftige Charakter Leonorens gab dem geringsten Willen Luciens nach und man bemerkte leicht, daß dieses Nachgeben keineswegs eine Folge ihrer Stellung war, sondern daß es aus einer hingebenden, innigen Liebe entsprang, die wie zu den kleinsten Opfern, so zu den kleinsten Zugeständnissen bereit war. Es war die beständige Bärtlichkeit und Sorgfalt einer Mutter für das Lieblingskind, das sie beinahe verloren hätte; es war eine ausschließliche, grenzenlose Anhänglichkeit, in welcher jedes persönliche Gefühl aufzugehen schien. Lucie nahm die Aeußerungen derselben mit Liebe, mit Dank an; man errieth indeß, daß sie selbst sich bisweilen über diese vollständige Selbstverleugnung verwunderte, und daß sie einer so hohen Freundschaft nicht fähig sei. Zuerst hatte der Graf eine Art Widerwillen gegen die Gesellschafterin gefühlt; ihre Schönheit hatte seiner Meinung nach einen zu männlichen Character, ihr Geist zu wenig Feinheit und Grazie; als er aber fand, in welchem Grade sie der Mad. Bialart ergeben war, verzog er ihr den Mangel an Eleganz und Grazie, so wie die großen schwarzen weit vorstehenden Augen, die immer nur eine unverständliche Traurigkeit und jene Art düsterer Exaltation aussprachen, die sich in den Blicken mancher Wahnsinnigen zeigt.

Es vergingen einige Wochen. Die Gräfin hatte sich in P. eingerichtet, als gedenke sie ihr ganzes Leben hindurch dazu bleiben. Sie fing an ihre Pflanzensammlung zu vervollständigen und die Ufer des Ornain bereicherten dieselbe mit mehreren seltenen Spezies. Wenn sie sich nicht mit der Botanik beschäftigte, zeichnete sie, entwarf Pläne und ging draußen herum, um die Bauern über statistische Notizen der Gegend oder über ihre Lebensweise zu fragen. Sie bildete, was man hier noch niemals gesehen hatte, eine Art Gesellschaft; Abends tranken der Pfarrer und der Notar, nebst Mad. Bialart und deren Gesellschafterin den Thee bei ihr und sie blieben bis Mitternacht beisammen.

Miß Diana würde sich bei dieser Lebensweise ungemein gelangweilt haben, hätte sie nicht immer ein gewaltiges Interesse beschäftigt; aber sie befand sich in einer Stimmung, welche auch den unbedeutendsten Umständen Wichtigkeit beilegte und in ihr den Instinct der Koketterie entwickelte. Niemals hatte sie so viele Sorgfalt darauf verwendet, ihre Schönheit zu schmücken; niemals hatte sie ihre Vorzüge so bemerkbar zu machen gesucht; es war für sie ein Triumph, eine Freude, glänzend und strahlend in dem kleinen Kreise zu erscheinen, in welchem sie sich Lucien gegenüber befand. Sie fand ein Vergnügen daran, ihr frisches Gesicht in die Nähe dieses bleichen und leidenden Gesichtes zu bringen, und durch ihren herrlichen stolzen Wuchs die schwächliche, gleichsam zusammengesunkene Gestalt der Mad. Bialart zu verbunkeln, als habe sie sich schon durch diesen Vergleich für gerächt gehalten. Aber weder Albert noch Lucie achteten darauf und sie

sah endlich mit schmerzlichem Verdrusse ein, daß es ihr unmöglich gewesen, ein Gefühl des Reides in demselben zu wecken.

Trotz der hochmüthigen Zurückhaltung, die in ihrem Character lag, hatte sie es dahin kommen lassen, daß die Wirthin von der „liebenswürdigen Thorheit“ sie auf eine familiäre Weise behandelte; vielleicht hatte dieser Herablassung auch eine gewisse Berechnung zu Grunde gelegen; vielleicht wollte sie auf diese Weise von der Frau Babilon Dinge erfahren, die ihr sonst Niemand zu sagen wagte. Eines Abends, als Albert sich bei Mad. Bialart befand und die Gräfin, mit ihrer Pflanzensammlung beschäftigt, noch nicht daran gedacht hatte, den Thee zu verlangen, kam Frau Babilon zu Miß Diana, die sich allein in dem großen Zimmer befand.

„Sie sind nicht ausgegangen?“ fragte sie, „und es ist doch so schönes Wetter, ein so mondentheller Abend.“

— „Meine Tante hat keine Lust auszugehen, und mit wem sollte ich also gehen!“ antwortete Diana in ungeduldiger übler Laune.

„Wenn Sie es erlauben, würde ich Ihnen vorschlagen, Sie zu begleiten; wir gehen auf die Wiesen, oder auf der Straße hin bis an das weiße Haus; es ist da sehr hübsch.“

— „Nun ja, wir wollen gehen,“ fiel Miß Diana lebhaft ein.

„Vielleicht begegnen wir auch dem Herrn Grafen; er geht immer in dem Wäldchen da unten spazieren, ob es gleich drei Stunden weit und sehr schlechter Weg ist. Welche Idee, so über Felder hinzulaufen, bloß um zu gehen, wenn man sich in einem schönen Wagen auf der schönsten Chaussee spazieren fahren lassen kann!“

Miß Diana und die Wirthin gingen auf der Straße hin bis an das weiße Haus; hier blieb die erstere stehen und sah einen Augenblick vor sich hin. Der Mond übergoss die ganze Landschaft mit hellem Lichte. Auf der einen Seite lag die weite Wiesenfläche, die der Dornain durchschlängelte; auf der andern bemerkte man das Haus zwischen den Pappeln hindurch und noch näher den Garten, den eine Hecke von wilden Rosen an der Landstraße umschloß.

„Es ist Gesellschaft bei der Mad. Bialart; ich sehe drei Personen da unten in dem Gange,“ sagte die Wirthin; „vielleicht ist es der Herr Graf.“

— „Vielleicht,“ sagte Miß Diana, indem sie sich unter der Hecke niederlegte und der Frau Babilon winkte, neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie sitzen hier nicht bequem,“ entgegnete die letztere; „wollen Sie nicht lieber zu der Mad. Bialart hinein gehen?“

— „Nein,“ antwortete Diana kurz; „ich gehe nur gern zu Damen, die ich kenne, und ich glaube meine Tante hat etwas übereilt gehandelt, als sie Bekanntschaft mit dieser anknüpfte.“

„Freilich, Niemand kennt sie; es könnte eine Frau sein, die nicht im besten Rufe stand.“

— „Ich bin immer der Meinung gewesen.“

„Sie ist freilich unendlich reich.“

— „Wer weiß, woher sie das Vermögen hat.“

„Durch Heirath oder Erbschaft. Was hat man nicht davon hier im Orte erzählt, besonders in der ersten Zeit! Es sieht so verdächtig aus, wenn eine Frau ganz allein ankommt. Und wenn Sie es wüßten! jetzt erzählt man wieder andere Dinge von ihr.“

— „Was erzählt man?“

„Manche Leute glauben, der Herr Graf habe sie vorher gekannt und sei nur hierher gekommen, um sie zu heirathen.“

— „Sie heirathen! der Graf Albert von Guercy Mad. Bialart heirathen!“ unterbrach sie Diana lachend; die „Leute, welche dies gesagt haben, sind Narren. Wie kann man glauben, daß ein junger Mann aus einer großen Familie, der Millionen besitzt, eine Frau ohne Namen heirathen wird, deren Herkunft man nicht kennt, deren Vermögen vielleicht hinter dem Laubentische einer Putzmacherin verdient worden ist. Wer weiß es? Vielleicht ist es noch schlimmer. Pfui! Meine Tante, die Gräfin von Guercy, würde eine solche Mißheirath nicht zugeben, lieber ihren Sohn verleugnen, als in eine solche Verbindung willigen, wenn er wirklich thöricht genug wäre, daran zu denken.“

In dem Augenblicke, als Miß Diana diese Worte sprach, ließ sich ein leises Geräusch hinter der Hecke hören und ein Frauen Gesicht, ein Kopf, um den in schwarzen Büscheln die Locken wallten, ragte einen Augenblick darüber hinweg.

„Was ist das? Wer geht da?“ fragte die Wirthin erschrocken; „ich habe Geräusch gehört.“

— „Es rauschte ein Vogel in den Zweigen“ antwortete Miß Diana; „es ist Niemand hier.“

„Nun gleichviel, wenn Sie mir glauben wollen, so kehren Sie mit mir um,“ fuhr die Wirthin noch leiser fort; „es könnte ein Bettler hinter der Hecke eingeschlafen sein und uns erschrecken; es giebt so viele schlechte Menschen.“

In diesem Augenblicke trat Albert aus dem Sitterthor, das sich etwa zwanzig Schritte von der Stelle befand, wo Miß Diana sich niedergesetzt hatte. Er war allein.

„Es ist der Herr Graf,“ sagte die Wirthin; „er wird Sie zurück begleiten.“

— „Schweigen Sie, ich will es nicht,“ unterbrach sie Diana schnell, aber leise.

Der Graf ging vorüber ohne sie zu sehen. Eine Stunde später saß Miß Diana allein in dem Zimmer und stützte die Stirn auf ihre Hände. „Ah,“ flüsterte sie, „es hat Jemand gelauscht, es hat mich Jemand gehört. Wenn sie es gewesen wäre!“

## 5.

Als Albert am andern Tage wieder zu der Mad. Bialart kam, fand er nur die Gesellschafterin in dem Saale und Eleonore schien noch unruhiger besorgt zu sein, wie gewöhnlich. Sie empfing den Grafen traurig und verstimmt.

„Mad. Bialart ist unwohl,“ sagte sie; „ich glaube, Herr Graf, sie wird Sie nicht sehen können.“

— „Dieses Unwohlsein ist sehr plötzlich gekommen,“ sprach er verwundert und nicht ohne Besorgniß; „gestern Abend schien

sich Mad. Bialart noch ganz wohl zu befinden; ich sah sie nie so frisch, so blühend, so schön. Auch schien sie ruhig und glücklich zu sein und jetzt ist sie unwohl?"

„Es wird vorüber gehen,“ antwortete die Gesellschafterin verdrüßlich.

Es folgte eine Pause; dann fuhr der Graf fort: „es ist schrecklich, so in einer Art Zweifel und Mißtrauen zu leben und sein Glück zu verschieben, wenn man weiß, wo es zu finden ist. Ich wende mich jetzt an Ihre Freundschaft, Mademoiselle, da ich es von der Liebe Luciens nicht erlange, da sie mir ihr Vertrauen versagt und jede Erklärung zu fürchten scheint. Welches sind die Hindernisse, die uns trennen? Auf meiner Seite giebt es keines.“

Eleonore sah ihn unverwandt an und schüttelte den Kopf.

„Sie glauben mir nicht?“ sprach er schnell; „welches Hinderniß steht denn meinem Glück entgegen? Befinde ich mich nicht in einer Lage, die mir erlaubt, mich ganz nach meinem Wunsche zu verheirathen? Eine einzige Person in der Welt hätte ein Recht, sich meinem Willen zu widersetzen, meine Mutter, aber ich bin ihrer Einwilligung gewiß, weil ich glaube, was Lucie sagte, daß sie nämlich frei sei und einer ehrbaren Familie angehöre, daß kein Vergehen ihre Ruhe störe.“

— „Sie ist eine Heilige, ein Engel!“ fiel Eleonore gerührt ein.

„Und doch nagt ein geheimer schrecklicher Schmerz an ihrem Leben, doch unterwirft sie sich ihrem Schicksale, als habe sie dasselbe verdient. Ich sehe dieses grausame Opfer, ohne es zu begreifen. Ich muß endlich Alles wissen, . . . meine Liebe giebt mir ein Recht dazu. Sie lieben Lucien auch, helfen Sie mir, helfen Sie mir, sie glücklich zu machen, ihr alles zu geben, was ihr fehlt, eine Familie, eine Stellung in der Welt. . . und was gehört dazu? . . . ein Augenblick des Vertrauens und des Muthes, des Muthes, mir zu sagen, welches Unglück dieses schöne Leben so frühzeitig betroffen hat, welches unglückliche Ereigniß Lucien veranlaßte, an ihrer ganzen Zukunft zu verzweifeln. Ja, darum möchte ich Sie auf den Knien bitten. Lassen Sie uns zu ihr gehen, unterflügen Sie meine Bitten durch die Ihrigen, und wenn sie auch da schweigen will, so möge sie wenigstens Ihnen erlauben, mit mir darüber zu sprechen, denn Sie wissen alles.“

— „Halten Sie ein, Herr Graf; Lucie würde Sie in diesem Augenblicke nicht anhören können,“ entgegnete die Gesellschafterin, indem ihr die Thränen über die Wangen strömten und sie Albert zurückhielt; „um Gottes willen haben Sie Mitleid mit uns!“

Der Graf setzte sich verzweifelt wieder nieder.

„Ach,“ sagte er, „es ist vielleicht ein Unglück, daß ich hierher gekommen bin.“

— „Ja, es ist ein großes Unglück,“ sagte Eleonore weinend; „ehe Lucie Sie kannte, war sie ruhig, wenn nicht glück-

lich; jetzt leidet sie, jetzt fühlt sie das ganze Weh, das die Leidenschaften geben. Die Abgeschiedenheit, in welcher sie leben muß, ist ihr jetzt zuwider; sie blickt nach der Welt hin, die Sie erwartet, und denkt mit Verzweiflung an den Augenblick, in dem sie wieder allein sein wird. Ihre Abreise ist gleichsam das Ziel ihres Lebens, und doch müssen Sie abreisen, sie weiß es, sie will es. . . Die Unglückliche! Noch weiß sie nicht alles, was sie vielleicht leiden muß; vielleicht werden andere Schmerzen, die sie noch nicht kennt, ihr Unglück verschlimmern, vielleicht fühlt sie die Qualen der Eifersucht und die schreckliche Pein, nicht mehr geliebt zu sein. Ach ja, Herr Graf, es war ein trauriger Tag, als Sie dieses Haus betraten.“

Der Graf stand auf, tief betrübt und sehr bewegt.

„Ich werde wieder kommen,“ sagte er, „ich werde Lucien wieder sehen. Der Augenblick unserer Trennung möge nahe oder fern sein, so können wir uns nicht verlassen. Ich werde den schrecklichen Ausspruch nicht annehmen, der uns trennt, ohne daß ich die Gründe davon erfahre. Bedenken Sie, daß es sich um mehr handelt als um mein Glück, daß auch ihr Glück auf dem Spiele steht und daß sie ihre eigene Beurtheilung aussprechen will. Unterwerfen werde ich mich nur, wenn ich die Gerechtigkeit des Ausspruchs erkannt habe. Mademoiselle, ich beschwöre Sie, sagen Sie alles dies Lucien. Morgen werde ich wieder kommen; ich werde sie wieder sehen, nicht wahr?“

Die Gesellschafterin ließ das Haupt sinken und antwortete nicht.

Albert wiederholte mit Vertrauen:

„Ja, morgen; sie wird mich anhören, sie wird meinen Bitten nachgeben.“

Dann wollte er sich entfernen.

— „Herr Graf,“ sagte Eleonore, indem sie ihm die Hand reichte.

„Ach!“ rief er, „Sie versprechen mich, Sie werden mit mir bitten. Ich danke, ich danke Ihnen, Mademoiselle.“

Er ging und in dem Augenblicke, als er durch den Garten schritt, glaubte er hinter einem Fenster Lucien zu erblicken, die mit gefalteten Händen da stand und die Stirn an die Scheiben drückte; sobald er aber hinauf sah, verschwand sie und er bemerkte nur undeutlich einen Schatten, der hinter den durchsichtigen Falten der Vorhänge hinglitt. Als Albert wieder nach Hause kam, fand er Miß Diana und die Witthin in dem Gemache, das sonst als Vorsaal, Küche und Speisezimmer gedient hatte.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 31. für die elegante Welt. 1841.

## Ein Morgen Ludwig's XIV.

Während der Herrschaft Ludwig's XIV., welche die lange Periode von 72 Jahren, nämlich von 1643 bis 1715 umfaßt, verwandelte sich Frankreich aus einer Feudal-Monarchie in eine absolute. Unter der vorhergehenden Regierung hatte Richelieu den Anfang gemacht, und zwar nicht ohne Erfolg, den hohen Adel (die Lehnsträger) zu schwächen, und so den Weg gebahnt; denn unter Ludwig XIV. ward das Werk vollendet. Der Adel wurde von seinen Schlössern an den Hof gezogen und um die Person des Fürsten beschäftigt, der ihn von seiner Gunst abhängig machte. Auf diese Weise ging der Geist und die Unabhän-

gigkeit der französischen Ritterschaft bald verloren, durch glänzende Gehalte und Hofgunst bestochen und verdorben, versank dieselbe in Weichlichkeit, woraus sie sich nie wieder erhob. Ihre Laster, Thorheiten und Schwächen beschleunigten die Revolution und machten sie zu gleicher Zeit unfähig, in dieser großen Bewegung, welche sie vernichtete, eine Rolle zu spielen.

Folgende Schilderung eines Morgens am Hofe Ludwig's XIV. ist von den Memoiren-Schreibern jener Zeit entlehnt und bietet eine erniedrigende Charakteristik des damaligen französischen Adels dar, dessen höchster Ehrgeiz und Ziel die Gunst seines Fürsten war, welche zu erlangen er sich zu den niedrigsten Dienstleistungen um dessen Person brängte.



Ludwig XIV. in seinem Schlafgemach. (Nach Laborde's Versailles.)

Gegen acht Uhr des Morgens, während ein Diener das Kaminsfeuer in dem königlichen Zimmer besorgte, und Ludwig noch schlief, öffneten die Kammer-Pagen leise die Fenster und entfernten die Speisen, welche aufgesetzt worden waren, im Fall der König des Nachts einer Erfrischung bedürfte. Bontemps, der erste Kammerdiener, welcher in demselben Zimmer geschlafen und sich in dem Vorzimmer angekleidet hatte, trat wieder ein und wartete schweigend und allein, bis die Uhr die Stunde schlug, zu welcher der König geweckt zu werden befohlen hatte. Er nähete sich dann dem Bette des Königs mit den Worten: „Sir, die Uhr hat geschlagen,“ und begab sich darauf sogleich in das Vorzimmer, um das Erwachen des Königs zu melden. Die Flügeltüren wurden nunmehr weit geöffnet, und der Dauphin und seine Kinder, Monsieur und der Herzog von Chartres, standen bereit, seiner Majestät einen „guten Morgen“ zu wünschen. Der Herzog du Maine, der Graf von Toulouse, der Herzog von Beauvillers, erster Kammerherr, der Herzog von La Rochefoucauld, Großmeister der Garderobe, traten ein, in Begleitung des ersten Garderobe-Dieners und anderer Beamten, welche die Kleider des Königs herbeibrachten. Der Leibarzt und Leibchirurg wurden ebenfalls zugelassen. Bontemps nahm

hierauf ein silbernes, vergoldetes Gefäß und goss etwas Weingeist über des Königs Hände; der Herzog von Beauvillers reichte das Weihwasser dar, und seine Majestät machte das Zeichen des Kreuzes, während der Dauphin und der Herzog du Maine sich dem Bette des Königs näherten und ihn fragten, wie er geschlafen. Nachdem derselbe ein sehr kurzes Gebet gesprochen, legte der Herr von St. Quentin verschiedene Perrücken vor ihm hin, und der König deutete auf diejenige, welche er zu tragen beabsichtigte. Sobald er sich aus dem Bett erhoben, half ihm der Herzog von Beauvillers einen reich gestickten Schlafrock anziehen. Quentin händigte ihm die Perrücke ein, die sich der König selbst aufsetzte. Bontemps zog hierauf seiner Majestät die Strümpfe an und überreichte ihm dann nochmals das Weihwasser. Damit fertig, verließ der König die Balustrade, innerhalb welcher das Bett stand, ließ sich auf einem Armstuhl in der Nähe des Kamins nieder und verlangte „la première entrée“ (den ersten Einlaß), was der Herzog von Beauvillers mit lauter Stimme wiederholte, und worauf einer der Kammer-Pagen diejenigen einließ, welchen ihr Amt oder des Königs Gunst das Recht gaben, dem „kleinen Lever“ beizuwohnen. Es traten demgemäß ein: der Marshall Herzog von Billeroy, der



Graf von Grammont, der Marquis von Dangeau, der Herr von Beringhen, die vier Secretaire; Colin und Baurepas, die königlichen Vorleser; Bergins, der Graf von Crécy, Cabinets-Secretair, und der Baron von Breteuil nebst verschiedenen Garderobe-Aufsehern, die den Dienst nicht hatten. Seine Majestät unterwarf sich hierauf der Operation des Rasirens, wobei Charles de Guisgne das Becken hielt, während Quentin den königlichen Bart einseifte und das Rasirmesser führte, und nachdem er damit fertig war, die Seife mit einem zunächst in Weingeist und dann in reines Wasser getauchten Schwamm wegnahm. Der König trocknete sich hierauf das Gesicht mit einem Handtuche ab. Während dieses ganzen Vorganges mußte Bontemps den Spiegel halten. War man damit fertig, so bereiteten sich Gallebat, Marquis von La Salle und Letellier, Marquis von Louvre, Garderobe-Meister, vor, den König beim Ankleiden zu bedienen, nachdem dieser zuvor die „grande entrée“ (großen Einlaß) befohlen, an welcher die Erlaubniß zur Theilnahme als eine sehr hohe Gunst galt. So wie sich einer dieser Günstlinge im Vorzimmer zeigte, näherte sich der Herr von Rasse, einer von den Thürstehern, dem Herzog von Beauvillers und nannte leise den Namen. Der Herzog wiederholte denselben dem König, und hatte letzterer nichts dagegen, so erfolgte die Einführung. Adelige vom ersten Range, Marschälle, Bischöfe, Statthalter von Provinzen u. s. w. traten jetzt einer nach dem andern ein. Endlich läßt sich ein leises Klopfen an der Thür vernehmen, und Beauvillers bereitet sich, von dem Thürsteher den Namen des neuen Ankömmlings zu erfahren. Da öffnet sich die Thür ohne Weilen, aber kein hoher geistlicher Würdeträger oder Krieger tritt herein, nein, es ist der Dichter Racine, und bald nach ihm erscheinen Boileau, Molière und der Architekt Mansard, alle auf dieselbe einfache Weise.

Der König ist indes mit Ankleiden beschäftigt, und die Höflinge sind so glücklich, dieser Ceremonie beizuhohnen zu dürfen. Der Page der Garderobe händigt Gabriel Bachelier seiner Majestät Strümpfe und Strumpfbänder ein, dieser überreicht sie dem König, und der König legt die ersten höchst eigenhändig an. Ein anderer Hofbeamter giebt ihm die Beinkleider, an welche die Strümpfe befestigt werden, und ein dritter zieht ihm die Schuhe an. Zwei prächtig gekleidete Pagen entfernen die Kleidungsstücke, welche der König abwirft, und seine Majestät schnallt die Strumpfbänder selbst um. Das Frühstück ist jetzt fertig, und Ludwig besieht Racine, an der Tafel Platz zu nehmen. Zwei königliche Diener tragen das Frühstück auf, und der Obermundschenkel überreicht dem Herzog von Beauvillers einen vergoldeten Becher, welchen der Herzog mit Wein und Wasser füllt, welche ein anderer Diener herbeiträgt, und, nachdem er davon gekostet, dem König überreicht. Der Dauphin übergiebt hierauf Hut und Handschuhe dem ersten Kammerherrn, nimmt eine Serviette, die ihm ein anderer königlicher Diener darreicht, und händigt sie dem König ein, der sich damit die Lippen trocknet.

Nach beendigtem Frühstück legt Ludwig seinen Morgenrock ab, und der Marquis von La Salle hilft ihm mit der Linken das Nachkamisol abziehen, während Bontemps auf der andern Seite mit der Rechten diese Operation unterstützt. Letzterer empfängt von dem König dessen Börse und händigt sie François de Belloc ein, welcher sie in einen Schrank legt und die Aufsicht darüber führt. Bachelier bringt ein Hemd, das er zuvor gelüftet, und überreicht es dem Herzog von Beauvillers, und der Dauphin, abermals Hut und Handschuhe ablegend, händigt es dem König ein. Zwei königliche Diener halten den Hausrock für seine Majestät bereit, und Bachelier empfängt das Hemd, welches der König ausgezogen hat. Der Marquis von La Salle hilft dem König seine langen Strümpfe anziehen und der Herzog von La Rochefoucauld leistet ihm hilfreiche Hand bei Anlegung der Unterweste. Zwei Garderobediener überreichen ihm hierauf Weste, Degen und das blaue Band nebst den Kreuzen des heiligen Geist- und heiligen Ludwig-Ordens. Der Herzog von La Rochefoucauld gürtet ihm den Degen um, und der Marquis von La Salle hilft seiner Majestät den Rock anziehen und überreicht ihm einen großen Spigen-Kragen, welchen Ludwig höchst eigenhändig umbindet. Der Marquis entleert nun zunächst die Taschen der vom König Tags zuvor getragenen Kleidungsstücke, welche Bachelier dazu bereit hält, und empfängt vom Herrn de St. Michel zwei Taschentücher, welche diesem von einem Aufwärter überreicht worden sind. Der König kniet dann nieder und sagt ein kurzes Gebet her, woran sämtliche Cardinal-Bischöfe Theil nehmen, indem sie dieselbe Formel mit leiser Stimme nachsprechen.

Seine Majestät ist jetzt so weit fertig, um die fremden Gesandten zu empfangen, welche um Audienz angesucht haben; der spanische Gesandte wird zuerst vorgelassen, nachdem zuvor ein Teppich über das Bett geworfen und ein Vorhang vorgezogen worden ist. Der König nimmt seinen Sitz innerhalb der Balustrade, die Herzoge von Beauvillers und von La Rochefoucauld und der Marquis von La Salle stehen in seiner Nähe, und die Prinzen von Geblüt sitzen ihm zur Seite, der Gesandte tritt ein und macht drei Verbeugungen, worauf sich der König erhebt, seinen Hut abnimmt und den Gesandten begrüßt, nach diesem setzt er den Hut auf und nimmt seinen Sitz wieder ein. Der Gesandte, der unterdeß seine Rede begonnen hat, setzt seinen Hut ebenfalls auf, und dasselbe thun die Prinzen. Nach beendeter Audienz entfernt sich der Gesandte unter dreimaliger Verbeugung. Ein Statthalter von einer der Provinzen wird zunächst eingeführt, um den Eid zu leisten, während welcher Zeit er kniet und seine Hände in die des Königs legt, nachdem er zuvor Degen, Hut und Handschuhe einem Kammerdiener übergeben. Ein besonderes Ziel des Ehrgeizes der Höflinge war es, der „grande entrée“, wenn der König unpaß war und Medizin nahm, beizuhohnen zu dürfen, da die Aufnahme dann weniger umständlich war.

## Lucie.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Das Fräulein können glauben, was ich Ihnen erzählt habe,“ sagte die Wirthin zu Miß Diana; „morgen früh um vier Uhr; es wird kaum Tag sein.“

— „Ist es möglich!“ rief Diana in inniger Zufriedenheit; „und Sie wissen gewiß, daß es Mad. Bialart ist?“

Bei diesem Namen trat Albert ein; die beiden Frauen schwiegen plötzlich und Miß Diana sah ihren Better mit einer ganz besondern Miene, mit einer wahren Schadenfreude an.

„Sie sprachen von Mad. Bialart?“ fragte er.

— „Ich habe ihren Namen wahrscheinlich wegen einer Kleinigkeit genannt,“ antwortete Miß Diana lebhaft, „denn ich erinnere mich dessen nicht mehr, was ich sagte.“

Die Wirthin drückte die Augen halb zu und nickte mit dem Kopfe, als wolle sie sagen: „ich habe wohl verstanden und werde nichts mehr sagen.“

Den selben Abend um Mitternacht herrschte in dem Wirthshause die tiefste Stille; nur der Graf wachte noch, denn ihn beschäftigten schmerzliche Gedanken und traurige Ahnungen. Er dachte an Lucien mit einer Zärtlichkeit voll Liebe und Mitleid; dann stieg eine Art Zweifel und Unwillen in ihm auf; er bedauerte, so lange gezögert zu haben, im Namen ihrer Liebe zu verlangen, daß sie ihm das Geheimniß mittheile, das so verderblich auf ihrem ganzen Geschick lastete. Allmählig steigerte sich diese sieberhafte Aufregung; er hätte die Hälfte seines Lebens darum gegeben, in diesem Augenblicke Lucien zu sehen und zu ihren Knien zu weinen. Er stellte sie sich vor bleich, muthlos, eine Beute der grausamen Schlaflosigkeit gleich ihm; in andern Augenblicken dachte er an den Tod, der so viele junge Herzen trifft. Mitten in der Nacht also stand er auf; er mußte frische Luft schöpfen, sich bewegen. Er ging hinaus und eine Viertelstunde später war er vor dem Hause Luciens. Das Wetter war düster und die Pappeln, die ein Gewitterwind schüttelte, beugten ihre langen Wipfel; von allen Seiten schienen sich Klageröne hören zu lassen und der von Wolken verschleierte Mond zeigte nur halb sein bleiches Antlitz, als beleuchte er nur ungerne diese traurige Nacht.

In dem Zimmer Luciens brannte eine Lampe und Albert bemerkte mit einem gewissen Schrecken mehrere Schatten, die sich hinter den Vorhängen bewegten; offenbar war noch Niemand zur Ruhe gegangen; es mochte etwas Außerordentliches bei Mad. Bialart geschehen. Der Graf setzte sich unter dem Fenster nieder; es war ungefähr vier Uhr und der Tag fing an zu grauen. Ein Augenblick darauf kam ein Wagen mit Postpferden angefahren. Der Postillon klatschte, um anzuzeigen, daß er da sei, und das Thor wurde geöffnet. Albert erkannte alle Vorbereitungen zu einer Reise. Er stand auf und trat in das Haus hinein; die Dienerschaft hatte sich zerstreuet, Niemand sah ihn und er konnte,

ohne bemerkt zu werden, bis zu dem Zimmer Luciens hinaufgehen; da standen die beiden Damen im Reiseanzug. In dem Augenblicke, als Albert eintrat, stürzte ihm die Gesellschafterin mit einem halbunterdrückten Schrei entgegen; Lucie war bleich, einer Ohnmacht nahe zurück gewichen und am Fuße ihres Bettes auf ihre Knie gesunken.

Das Licht des jungen Morgens brang kaum durch die durchsichtigen Falten der Vorhänge herein und der erbleichende Schein einer Kerze beleuchtete nur matt das ausgeleerte Zimmer. Ueberall herrschte die Unordnung einer Abreise, welche einer Flucht gleich; Alles in dieser noch am Tage vorher so ruhigen und lachenden Wohnung hatte ein Ansehen von Verödung. Lucie schien sich zu sammeln; es war als denke sie mit Schrecken an die vergangene Zeit zurück; dann faltete sie die Hände und sprach leise mit Thränen in den gen Himmel gewendeten Augen: „Gott, gieb mir noch einmal die Kraft und den Muth!“

„Lucie,“ fiel der Graf ein, indem er ihre Hände ergriff, „wie können Sie zögern, was können Sie fürchten, da Sie ja Ihre Worte an mich wenden?.. Ich würde Ihnen einen Fehltritt, selbst ein Verbrechen zu gestehen wagen.“

Lucie drückte die Hand des Grafen, sah ihn fest an und begann mit ruhigerer Stimme:

„Sie sollen die Geschichte meines Lebens hören. Damit Sie einsehen, durch welche Schicksalsverwicklungen ich in einen Abgrund geschleudert worden bin, in welchem ich meine Hoffnung, mein Glück, meine Zukunft, Alles verlor, muß ich in ausführliche Einzelheiten über die Umstände eingehen, die mich in meinen ersten Jahren umringten. Mein erster Schritt in die Welt wurde durch ein unerfegliches Unglück bezeichnet; ich verlor bei meiner Geburt meine Mutter. Einige Jahre darnach starb auch mein Vater. Er war Generaleinnehmer in D. und man schrieb ihm ein großes Vermögen zu, aber unglückliche Speculationen in Staatspapieren hatten ihn ruiniert; seine Hinterlassenschaft reichte kaum hin, seine Schulden zu decken. Ich litt indeß nichts von der Verlassenheit und Armuth, in welche mich sein Tod versetzte; eine Schwester meiner Mutter holte mich auf die Nachricht von diesem Unglücke zu sich und sagte, daß ich von diesem Tage an ihre Tochter sei; sie hielt Wort; nie erzog eine aufmerksamere und zärtlichere Mutter mit größerer Sorgfalt und Liebe ihr einziges Kind. Meine Tante war mit einem Manne aus einer vornehmen Familie verheirathet, der ein unermessliches Vermögen besaß. Lucie hielt inne. Sie war bleicher geworden; auf ihre Stirn traten Schweißtropfen und ihre Lippen zitterten. Sie zögerte einen Augenblick, doch strengte sie sich gewaltsam an und fuhr weiter fort:

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 32. für die elegante Welt. 1841.

## Sadig Pascha.

Heut zu Tage giebt es keine wunderbaren Abenteuer mehr; die Wunder der Künste, welche die Schranken der Phantasie weiter hinaus rücken zu müssen scheinen, haben diese göttliche Kraft erlöschet; die Völker haben sich unter einander vermischt und überall verschwindet die Localfarbe. Die Elektrizität und der Dampf sind unsere Genien und unsere Talismane; mit ihnen jagt man durch die Welt und eine Nachricht fliegt bald von einem Lande der Welt zum andern, schneller als sie sonst auf den Fittichen der Feen verbreitet wurde. Selbst die Leidenschaften sind ausgeartet; man glaubt nicht mehr an ihre Macht, man überläßt sich nicht mehr ihrem Oranget; man berechnet sie; ist die Berechnung falsch, nun so irrte man sich; trifft sie ein, so ist die Folge kein Wunder, sondern bloß die nothwendige Ziffer einer gut gelöseten Rechnung.

Vor hundert Jahren war es noch nicht so, wenigstens nicht für den Herrn Felix de Bivieux, einen provençalischen Edelmann, der in Marseille wohnte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, und der mit seinem abgetragenen Rode, seiner Feder auf dem Hüte und seinem kleinen Degen mit dem stählernen Griffe der heiterste, der schönste, der liebenswürdigste und der ärmste der jungen Männer der Stadt war. Wenn der Rod fadenscheinig wird, wenn die Glabogen durchdringen, wenn der Hüte seine Façon verliert und die Degen Scheide zerreißt, muß die Garderobe erneuert werden; der Herr de Bivieux hatte dazu nur ein Mittel, nämlich an den Minister zu schreiben, ihm seine Lage zu schildern und ihn um Aufnahme in das Heer des Königs Ludwigs XV. zu ersuchen; aber, geschweige den Gram, den der junge Mann empfunden haben würde, wenn er seine schöne Stadt Marseille hätte verlassen sollen, hatte er noch einen andern Grund, der ihn zurück hielt. Er wurde von der Tochter eines reichen Juweliers, von Julie Meynard, geliebt und die beiden jungen Leute glaubten, der alte Herr würde es nicht ungern sehen, einen ächten Edelmann zum Schwiegersohn zu bekommen, der jung, gut gewachsen und heitern Sinnes war. In jener Zeit schlossen die reichen Kaufleute gern solche Verbindungen, die ihre Enkel zu Edelknechten machten; sie wurden dann Schöffen und hatten das Vergnügen, noch ehe sie starben, drei Viertel ihres Vermögens durchgebracht zu sehen. Der Herr de Bivieux erschien also eines Tages, gedrängt von der Geliebten, bei dem Herrn Meynard und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Der Juwelier ersuchte ihn, ihm in sein Magazin zu folgen.

„Sehen Sie,“ sagte er da, „hier die Diamanten, hier die orientalischen Rubinen, da die Amethyste, die Topaze, die Saphire und dort die Perlschnuren; hier Gold- und Silbergeschirr. Sie wissen auch, daß das Haus mein Eigenthum ist, daß ich noch zwei andere am Hafen besitze und daß ich, ungerechnet mein baares Geld, ein herrliches Landhaus zwei Stunden von der Stadt habe. Nein, mein junger Herr, ich mag alles dies nicht gegen Ihren abgeschabten Rod und Ihre Putzfeder vertauschen; zwei meiner Kollegen sind übel angekommen, als sie sich mit dem Adel einließen. Ich will mit meinem Gelde nicht alte Schulden bezahlen lassen; werden Sie erst reicher als ich es bin, dann wollen wir sehen, ob ich einen Versuch machen kann, der den Kaufleuten noch niemals geglückt ist.“

Julie horchte; ihrer Meinung nach waren alle Diamanten in der Welt und alle Häuser in der Stadt nicht so viel werth als dieser schöne junge Mann, den sie so gern geheirathet hätte; sie eilte also in das Magazin, warf sich vor ihrem Vater auf die Knie nieder und bat ihn, ihr den Herrn de Bivieux zu geben; sie liebe nur ihn, würde niemals die Frau eines Andern werden und sterben, wenn sie den Edelmann nicht erhielt. Julie war die einzige Tochter des Juweliers, aber der Vater, der in dem Handel aufgewachsen und alt geworden war, durch Arbeit und Sparsamkeit selbst das Glück gezwungen hatte, ihm gehorsam zu sein, war gar nicht geneigt, sich in die Einfälle eines jungen Mädchens zu fügen.

„Beh' in Dein Zimmer,“ sagte er barsch, „und Sie, mein Herr, mögen erst einen andern Rod anziehen, wenn Sie die Tochter eines Millionairs heirathen wollen.“

— „Herr de Bivieux,“ sprach Julie weinend, „ich schwöre es, nur Ihnen gehöre ich an.“

„Seien Sie unbesorgt um sie,“ fiel der alte Meynard ein, indem er den jungen Herrn zur Thüre hinaus schob, „sie wird nicht als Mädchen sterben.“

— „Das ist allerdings auch ihre Absicht nicht,“ antwortete Bivieux, ohne eigentlich zu wissen, was er sagte.

Der Herr v. Bivieux fing, als er diese große Liebe des Mädchens sah, an, zum erstenmale in seinem Leben seinen Unstern zu verwünschen, der ihm eine so schöne, so reiche und so liebevolle Gattin entzog, wie Julie eine werden mußte; aber dem Uebel war nicht abzuhelfen. Er hatte sich entschlossen, sich nicht noch einmal von dem alten Meynard höhnisch abweisen zu lassen, und an eine Entführung durfte er, eben seiner Armuth wegen, gar nicht denken. Wohin konnte er fliehen ohne Geld? Und wie

konnte er übrigens dem schmachvollen Vorwurfe entgehen, er habe bei der Entführung der Tochter auf den Reichtum des Vaters speculirt? Es blieb also dem Herrn von Vivieux weiter nichts übrig, als sich dem Minister durch den Gouverneur der Provence empfehlen zu lassen, hundert Thaler von einem Verwandten in Aix zu borgen und Marseille zu verlassen, um sein Glück in Paris zu versuchen. Er ging traurig auf dem Kai hin, der zur Canabiere führt, als er von einem alten Mauren mit weißem Barte angeredet wurde, der ihn ehrerbietig begrüßte, indem er den Kopf neigte und die beiden Hände an den schmutzigen Turban legte und ihn in der Frankensprache also anredete:

„Gott allein ist Gott und Mahomed ist sein Prophet.“

— „'s kann möglich sein,“ entgegnete der Herr de Vivieux, dessen Frömmigkeit nicht eben sehr exemplarisch war.

„Gott hat sich entschlossen, Dich mit irdischen Gütern zu überhäufen, guter Giaur, und Dich zu einem der reichsten Menschen auf Erden zu machen.“

— „Mich?“ wiederholte de Vivieux; „mich zu einem der reichsten Menschen?“

„Ja, bei Mohamed!“ wiederholte der Maure.

— „Ich sollte reicher werden als der Herr Meynard?“

„Wer? Herr Meynard? Du meinst den Mann, der mit kleinen fleckigen Diamanten und mit schlechten Perlen handelt, dessen Laden Du eben verlassen hast?“

— „Ja,“ antwortete Vivieux, „den ersten Juwelier von Marseille.“

Der Maure zuckte die Achseln.

„Ich sage Dir, Giaur, daß Mahomed Dich schützt und Gott Dich ausersehen hat, um den rechten Gläubigen zu zeigen, daß seine Güte sich über alle Wesen erstreckt und daß er, wenn er auch die besonders begünstiget, welche das heilige Geseß befolgen, es doch auch nicht verschmähet, einige seiner Wohlthaten über die Ungläubigen auszusshütten. . . Komm, folge mir und wenn Dein Herz des Glückes würdig ist, das auf Dich wartet, so wirst Du binnen drei Monaten mehr Diamanten haben als alle Juweliere von Marseille zusammen, sowie die Zechinen mit Scheffeln messen.“

Vivieux sah seinen Rock an und griff an alle seine Taschen, der künftige Besitzer von mit dem Scheffel zu messenden Zechinen besaß keinen Thaler; er war also schnell entschlossen.

„Geh voran,“ sagte er zu dem alten Mauren, „ich folge Dir.“

Der Maure schlug den Weg nach der Straße ein, in welcher Vivieux wohnte, und blieb vor einem kleinen Hause von schlechtem Aussehen stehen, an dem alle Fensterladen verschlossen waren.

„Giaur,“ sagte der Maure zu ihm, ehe er den kupfernen Klopfer erhob, „wenn Du thörichterweise aus diesem Hause so arm wieder herausgehen solltest, als Du es betriffst, so schwöre mir zu vergessen, was Du gesehen, was Du gehört haben wirst, und Dich durch Verschwiegenheit des Vertrauens würdig zu zeigen, das ein Sohn des Propheten auf Dich setzen will.“

„Ich schwöre es,“ antwortete der junge adelige Herr, ohne sich lange zu bedenken. Die Thür wurde geöffnet und statt auf Stein oder Marmor zu gehen, mit dem die Häuser in Marseille gepflastert sind, fühlte Vivieux unter seinen Füßen weiche Teppiche. Eine goldene Lampe hing an der Decke eines Saales, an dessen Wänden sich reiche Divans hingogen; der Maure forderte ihn auf, Platz zu nehmen und bat ihn zu warten. Einige Augenblicke nachher wurde ein Thürvorhang emporgehoben und Vivieux sah einen hochgewachsenen Mann mit majestätischem Gesicht eintreten. Sein großer schwarzer Bart, der von einigen Silberfäden durchflochten war, fiel auf den Gürtel von Goldbrocat und der cashemirne Turban trug eine Aigrette von Diamanten. Dieser Mann begrüßte den jungen Herrn von Marseille auf orientalische Weise, dann klatschte er in die Hände und herein traten zwei schwarze Sklaven, welche die Pfeifen und den Kaffee brachten. Als das Getränk von Mokka in kleinen Schälchen getrunken war und der Tabak von Katakieh das Gemach mit duftigem Rauche erfüllt hatte, sagte der Fremde zu seinem Gaste:

„Sieh' mich wohl an, junger Mann, erinnerst Du Dich nicht, mir mehrmals schon begegnet zu sein?“

Der Verkehr, den Marseille von jeher mit Asien und Afrika getrieben hat, zieht fortwährend Tuniser, Maroccaner, Aegypter und Bewohner von Constantinopel in diese Hafenstadt, welche die Stadt in ihrem Costüm durchwandern, so daß man, weil man sie häufig sieht, nicht mehr auf sie achtet; der Herr von Vivieux aber hatte als Edelmann keine Geschäfte und antwortete:

„Ich glaube am Hafen Jemand begegnet zu sein, der Dir sehr ähnlich war, er schien aber von geringerem Stande zu sein als Du bist, wenn ich nach der groben Kleidung schliesse, die er trug.“

„Wer den Mann nach seinem Aeußern beurtheilt, kann sich leicht täuschen,“ sagte der Unbekannte; „auch Du bist ein Beweis von dieser Wahrheit, junger Mann; ein gemeiner Raftan verbirgt bisweilen einen Reichen oder Großen dieser Erde; ich bin Nureddin Ali, der Emir des Sultans von Cairo, d. h. einer der ersten Stellvertreter dessen, welcher Aegypten beherrscht. Ich durchreise Frankreich, Allen unbekannt, um in mein Vaterland zurückzukehren; aber meine Tochter Zobeide, die mir überall hin folgte, wurde in dieser Stadt von einem unbekanntem Uebel befallen. Ich zog Euere Aerzte zu Rathe; ihre angebliche Wissenschaft hat sie nicht geheilt, die Arzneien, die sie ihr verordneten, verschlimmerten nur ihren Zustand. Eblis, der Fürst der bösen Geister, hat sich ihrer bemächtigt und ich fürchte jeden Augenblick, meine Tochter, das Theuerste, was ich auf Erden habe, zu verlieren.“

— „Wenn ich die Reichtümer, von denen man gesprochen hat, als Arzt erwerben soll,“ entgegnete Vivieux, „so ist Deine Erwartung irrig, Nureddin; ich verstehe nichts von der Heilkunst, denn ich bin ein Edelmann.“

„Du irrst Dich nochmals, junger Mann,“ entgegnete der Emir. „Höre mich an. Du gehst alle Tage vor diesem Hause vorüber, um Dich in Deine Wohnung zu begeben; Zobeide hat

Dich gesehen und Dein Anblick hat ihr das Leiden zugezogen, das sie aufreibt."

— „Ich!“ rief Vivieur.

„Ja Du, Du allein kannst sie heilen; Zobeide versichert das und der Engel Gabriel, der mir diese Nacht erschienen ist, sagte mir dasselbe. Behalte Deinen Glauben, wenn Du willst; ich verlange nichts von Dir, als daß Du so duldsam gegen meine Tochter seiest, wie sie gegen Dich sein wird; bestimme ihre Mitgift selbst, ich werde sie verdoppeln, und werde mein Schwiegersohn... Ich verlange weiter nichts,“ fuhr der Emir fort, „als daß Du mit uns diese Stadt verläßt, in einer Stunde mit uns abreisest und uns nach Aegypten begleitest.. Dort werde ich Dich so reich und so mächtig machen, daß Du nach dem Sultan und mir folgen sollst, vor mir, wenn Du es wünschest.. Entschliesse Dich, junger Mann, nimm mein Anerbieten an, rette meine Tochter, weil Du allein sie retten kannst, befreie sie von Eblis, der sie quält, und Jesus selbst, der ein großer Prophet ist, wird Dich belohnen.“

— „Sehr wohl, Nureddin,“ antwortete Vivieur; „mache mir nur das Vergnügen und laß mich die reizende Zobeide sehen.“

„Meine Tochter sehen!“ rief der Emir, indem er aufsprang und die Hand an seinen Yatagan legte. „Wisse, Unglücklicher, daß kein Mann sie gesehen hat außer ihrem Vater und dem Eunuchen, dem sie anvertraut ist.. Doch ich verzeihe Dir,“ setzte er sich beruhigend hinzu, „Du kennst unsere Sitten und Gebräuche nicht. Du wirst meine Tochter in Cairo sehen, wenn Du uns folgst, und zwar in der Hochzeitskammer. Du sprichst indeß mit vollem Rechte: die reizende Zobeide. Ja, junger Mann, meine Tochter ist so schön wie die Houris der Propheten; ihre schwarzen Augen gleichen zwei Sternen, ihre Lippen sind so frisch und roth, wie eine halb geöffnete Granatblüte und ihr Antlitz war sonst voll wie der Mond, aber ach, Eblis hat ihre Wange etwas hager gemacht und ihre Rosen und Lilien in Jasmin verwandelt. Wozu entschliessest Du Dich, junger Mann?“

Der Herr de Vivieur ließ sein Haupt auf die Brust sinken; er dachte an Julie Reynard, „Aber,“ sagte er bei sich, „ich kenne Zobeide nicht, ich habe sie niemals gesehen, ich liebe sie nicht; es ist also keine Untreue. (Es war wirklich keine in dem Sinne, den wir diesem Worte beilegen). Welchen Entschluß ich auch fassen möge, Julie ist doch für mich verloren. Wir wollen nicht hartnäckig darauf bestehen, das Unmögliche zu versuchen, sondern uns entfernen, das Meer zwischen sie und mich bringen.“

Der Herr de Vivieur dachte auch, es sei angenehmer, einen prächtigen Palast und Sclaven von jeder Farbe zu haben, sich mit Gold und Diamanten zu schmücken, kurz der Schwiegersohn eines mächtigen Emirs zu sein, als um eine Lieutenantsstelle in dem französischen Heere zu bitten und Schulden zu machen in einer Garnisonsstadt.

Er richtete deshalb den Kopf wieder empor und sagte zu dem Emir:

„Wir reisen.“

Man legte dem Bräutigam ein Ehrengewand an und der

Emir steckte ihm an den Finger einen ziemlich schönen Ring als Vorgesamkeit von den zu erwartenden Diamanten. Der Herr de Vivieur verließ das Haus Nureddins nicht wieder; er hatte nur entfernte Verwandte, weder Vater noch Mutter, und nur Schulden als Erbe; nach Cairo hatte er nichts mitzunehmen als seinen abgetragenen Rock, seinen Federhut und seinen Degen mit dem stählernen Griffe. Als es Abend wurde, verließ der Emir verkleidet, gefolgt von seinen Leuten, seinem künftigen Schwiegersohn, dem Herrn Felix de Vivieur, und Zobeide, die man in einem Sessel trug, das Haus. Man wendete sich nach dem Hafen, wo ein Schiff Nureddin erwartete; alle begaben sich an Bord desselben und einige Stunden später ging es unter Segel. Wir wollen dem Herrn de Vivieur auf seiner Reise nach Aegypten nicht folgen; er kam glücklich in Cairo an und sah endlich diejenige, welche seine Gattin werden sollte.

Die väterliche Liebe hatte nicht übertrieben: Zobeide war wirklich so schön wie eine Houri des Propheten und merkwürdig! Nureddin hatte alle seine Versprechungen gehalten; derjenige, welcher die schöne Zobeide aus der Gewalt des bösen Geistes Eblis befreite, empfing in Ueberfluß Gold, Diamanten, Paläste, Sclaven und Pferde. Der junge Mann that was er thun konnte; er brachte seine Frau dahin, eine Gefälligkeit, die in seinem Character lag, die französische Grazie und Galanterie, die im Oriente unbekannt sind, zu lieben; es scheint aber als ob, wenn ein böser Geist sich einmal eines jungen Mädchens bemächtigt hat, derselbe unverfügbare Spuren von seiner Macht zurückließ; Zobeide starb im zehnten Monate ihrer Ehe und der Engel Gabriel brachte sie in das Paradies der Houris. Da ließ der Emir Nureddin seinen Schwiegersohn rufen, den der Sultan von Cairo zum Pascha ernannt hatte, und sagte zu ihm:

„Sadig (das heißt im Arabischen so viel als Felix), Du bist redlich und gut und wenn ein Mensch in der Welt das hätte verhindern können, was geschrieben stand, so wärest Du es sicherlich gewesen; aber in dem Kampfe zwischen Eblis und Gabriel ist der gute Engel besiegt worden; so stand es geschrieben. Deine Gegenwart hier ist für mich jetzt zu schmerzlich; sie erinnert mich zu lebhaft an Zobeide; reise deshalb fort, kehre nach Deinem Frankreich zurück, wohne von neuem in der Stadt Marseille und wenn Du jemals wieder unglücklich wüdest, so erinnere Dich des alten Nureddin Ali. Gehe, mein Sohn; die Zehinen werden Dir schesselweise zugemessen werden und Du wirst mehr Diamanten erhalten als der kleine Juwelier, von dem Du kamst, als der Maure Hassan Dich zu mir führte.“

Der Herr de Vivieur schiffte sich in Rosette ein und gelangte glücklich in dem Hafen von Marseille an. Als er in seiner Wohnung angekommen war, seine Zehinen in seinen Keller und seine Diamanten in eine große Kiste geschlossen hatte, die zwei Männer kaum ertragen konnten, schnitt er seinen Bart ab, legte seinen abgetragenen Rock wieder an, setzte seinen Federhut auf und schnallte seinen Degen mit dem stählernen Gefäße um. In diesem Aufzuge und mit seiner kostbaren Kiste, die er sich nachtragen ließ, begab er sich in den Laden des Kaufmannes Reynard.

„Ah, ah,“ sagte der alte Juwelier zu ihm, „da kommt mein junger Edelmann in dem abgetragenen Rocke wieder; nein, nein, mein Sohn, meine Julie ist nicht für Sie, sie verheirathet sich mit einem Tuchhändler in der Großen Straße; Sie sollen nach der Hochzeit einen neuen Anzug erhalten; vielleicht befinden Sie sich wohler, wenn Sie besser gekleidet sind.“

Der Herr de Vivieux hatte bei den Orientalen die Kunst gelernt, mit Worten sparsam umzugehen; er ließ deshalb statt aller Antwort die Kiste öffnen und die Diamanten und Rubinen zu den Füßen des Juweliers hinrollen.

Der Herr Meynard sank alsbald auf seine Knie nieder, um die Diamanten aufzulesen, das Wasser, die Klarheit, die Größe derselben zu untersuchen, sie zu zählen; Julie, welche durch die Ausrufungen ihres Vaters herbeigerufen wurde, kam schnell in den Laden herunter und eilte, ohne auf die Diamanten zu sehen, in die Arme und an die Brust dessen, den sie liebte.

„Sieh hierher!“ rief der alte Meynard ihr zu; „der Herr de Vivieux bringt Dir Halsbänder mit.“

— „Ich wußte es wohl, ich war überzeugt davon,“ antwortete das junge Mädchen, indem sie über die Schätze hinschritt, die sie keines Blickes würdigte.

Der Tuchhändler wurde verabschiedet; der Herr de Vivieux heirathete die schöne Julie Meynard, wollte aber den Ehecontract nicht anders unterzeichnen als: de Vivieux, Zabit-Pascha, noch bei der Hochzeit einen andern Rock tragen als seinen alten abgeschabten. Er erzählte, wie er zu seinem großen Vermögen gekommen sei, war aber so klug, mit seiner Frau niemals von dem Engel Gabriel, dem bösen Geiste Eblis, von Kureddin-Ali und von Zobeide zu sprechen.

Heut zu Tage reisen die Touristen von Marseille nach Cairo so leicht, wie die Weinhändler von einer Stadt zur andern; aber der Pascha von Aegypten hat seinen Emir streng verboten, den Giauern Kisten voll Diamanten zu geben oder denselben die Bechsen schffelweise zu schenken.

### Die Malibran, beurtheilt von einer Dame.

Die Verfasserin des eben (bei Fr. Bieweg und Sohn in Braunschweig) erschienenen Werkes: „Therese's Briefe aus dem Süden,“ die sich neben der Schilderung ihrer Reise durch Italien, nach Smyrna, Constantinopel u. über die verschiedenartigsten Gegenstände sehr geistreich ausspricht und oft die frappantesten Aphorismen einstreut, sagt über die Malibran, die sie in Neapel sah: Hier ist die Kunst Natur und die Natur Kunst. Die Malibran ist gar nicht wie die andern Schauspielerinnen, die ewig das Publicum vor Augen haben, in den Augenblicken des höchsten Affects immer und immer an ihre Stellung oder daran denken, ja nicht links oder rechts zu gehen, weil dies oder das nicht regelrecht ist. Die Malibran kümmert sich nicht um

das Publicum, sie geht, steht, liegt, läuft, spricht und singt, wie wenn sie und der liebe Gott allein im Schauspielhause wären. Sie geht alle Affecte der Leidenschaft mit seltener Treue, aber auch mit erschütternder Festigkeit durch. Wo Andere seufzen, schreit sie; sie rauft sich die Haare, sie zerrt sich am Boden hin, sie denkt nicht an ihre Frisur oder an ihr Kleid, sie fühlt den Schmerz und was sie fühlt, zeigt sie. Sie ist unübertrefflich, einzig. Wenn sie singt, so möchte man, daß sie immer und ewig sänge, daß sie allein sänge; denn es ist, als würde sie entweicht, wenn diese himmlischen Töne sich mit andern mischen. Wenn sie spricht, so vergißt man den Gesang, ihren Gesang; man möchte, daß sie ewig spräche. Als man ihr vorwarf, daß sie, um vor Othello zu fliehen, mit zu großer Festigkeit über die Bühne lief, sagte sie: es ist wahr, dieses Laufen ist nicht schön, aber wenn ich in der Rolle bin, denke ich nicht mehr an den Eindruck, den ich hervorbringe; ich habe Angst, wirkliche Todesangst, ich entfliehe meinem Mörder, ich fürchte den Tod! Die Malibran hat mir zuerst gezeigt, was eigentlich eine Oper ist. Bis dahin hatte ich meist bei dergleichen musikalischen Genüssen einige Langeweile, glaubte aber, es läge an mir. Die Malibran zeigte mir, daß es Mangel der Darstellung war, was mir dies Gefühl des Unbehagens gab, denn an ihr sah ich, wie Gemüthsbewegungen in der Oper eben so trefflich als in der Tragödie oder Comödie dargestellt werden können, ja daß das gesungene Wort eine höhere Poesie als das gesprochene entfalten kann. Freilich aber ist auch die Malibran einzig in ihrer Art; ihr ist der Gesang die natürlichste Sprache. Welch einen Lebensreichtum hat die Malibran in sich, und wie vergeudet sie diesen! Es ist eine seltne Süßfrucht, feurig wie die Sonne, die sie gereift hat, zu feurig, um nicht früh unterzugehen. — Ich bin oft so hingeworfen von ihr, daß ich gar nicht mehr ich bin; ich bin Gefühl und Musik, ich gehöre nicht mehr der Erde an; ich bin, was wir vielleicht einmal sein werden, wenn wir keinen Körper, keine irdischen Bedürfnisse, keine Wünsche und keine Schmerzen mehr haben. — Wie erbärmlich, elend und klein kommt einem die Welt mit ihren Forderungen und Ansprüchen nach solchen Stunden des Genusses vor, und wie viel Zeit gehört dazu, sich wieder in das gewöhnliche Gleis hinein zu arbeiten, da Genuß doch erst eigentlich Leben ist. — Wie viele Thränen habe ich in der Somnambula vergossen! Da ist ein Eindruck, der sich nicht verlöschen wird; es ist das Vollendeteste, das je die dramatische Kunst geliefert hat. Noch jetzt habe ich das Herz voll süßer Nührung, wenn ich mir das liebende, unschuldige Mädchen denke, wie es, des Verbrechens angeklagt, vor dem Geliebten auf die Knie stürzt, sich an ihn klammert, von ihm nicht losläßt und nichts sagt als: non sono rea. Sie weint, sie hat keinen Zorn, denn sie liebt; denn für sie nicht mehr geliebt sein, heißt strafbar, schuldig sein.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 33. für die elegante Welt. 1841.

## Copien berühmter Gemälde.

Thomas Gainsborough, ein englischer Maler, von welchem das in einer Copie beigefügte Bild, betitelt „der Marktwagen“ herrührt, wurde im Jahr 1727 zu Sudbury in Suffolk geboren; er verricht frühzeitig ein hervorragendes Talent zum Zeichnen, vorzüglich landschaftlicher Gegenstände, indem er mit Erfolg Skizzen von der malerischen Scenerie seiner Heimath ver-

fertigte. Als er vierzehn Jahr alt war, wurde er der Leitung des Franz Hayman übergeben, bei welchem er vier Jahre blieb. Nachdem er eine Zeit lang zu Ipswich und Bath als Portraitmaler gearbeitet, ging er nach London (1774), wo er als solcher reichliche Beschäftigung fand und zugleich durch Malen von Landschaften großen Ruf erwarb. Kurz vor seinem Tode söhnte er sich mit Sir Josuah Reynolds aus, der sich eine Zeit lang ziemlich kalt gegen ihn gezeigt hatte. Reynolds war



(Der Marktwagen, nach Thomas Gainsborough.)

bei ihm in seiner Sterbestunde. Gainsborough hatte eben gesagt: „Wir gehen alle in den Himmel ein, Wandyke ist ebenfalls dort,“ als er plötzlich verschied (1788).

„Der Marktwagen“ ist ein treffliches Beispiel von der großen Treue und Sorgfalt, womit Gainsborough die Natur nachahmte. Die auf dem vorliegenden Bildchen dargestellte Scene verfehlt den Beschauer in eine waldige Gegend, durch welche ein Weg führt. Ein mit ländlichen Erzeugnissen beladener, von einem Pferde gezogener Wagen nähert sich einem Bache. Die Baumgruppen sind ausnehmend schön, die Vertheilung von Licht und Schatten läßt nichts zu wünschen übrig, mit einem Wort, das Ganze ist ein Meisterwerk.

Ueberhaupt dürfte Gainsborough mit Recht als der erste englische Landschaftsmaler gerühmt werden. Das reiche Laubwerk auf einigen seiner Gemälde, die Abwechslung von Thal und Hügeln auf andern, und die Naturtreue, wodurch sich alle auszeichnen, machen seine Werke sehr gesucht.

### Ein Tag Peters des Großen in Paris.

1717.

Der Sieger Karls XII., der Mann, der vor keiner Unmöglichkeit zurückgewichen wäre, der sich durch kein Hinderniß hätte zurückhalten lassen, Peter der Große, wünschte im Jahr 1680 nach Paris zu kommen und schrieb deshalb an den französischen Hof. Ludwig XIV. aber, der entweder eifersüchtig auf den Ruhm des Czars war, oder irgend einen politischen Grund hatte, ließ durch seinen Gesandten in Petersburg anzeigen, der ihm zugebachtete Besuch würde ihm nicht angenehm sein, und Peter verschob deshalb die Reise auf eine gelegnere Zeit. Als Ludwig XIV. im Jahre 1715 gestorben war, kam der Czar in den ersten Tagen des Mai 1717 incognito in Paris an und nahm seine Wohnung in dem Hotel Lesdigueres. Der Regent empfing ihn im Namen Ludwigs XV., der noch ein Kind war, seinem Range gemäß und stellte ihm einige Herren zur Verfügung, die ihn überall umherführen und begleiten sollten. Aber ein Feld hat

Launen. Wollte der Czar die Oper besuchen, so wurden sogleich Musiker und Tänzer benachrichtigt., Peter aber änderte plötzlich seinen Vorsatz und durchwanderte, statt in das Theater zu gehen, wo er erwartet wurde, allein und zu Fuße die zahlreichen gewöhnlichen Wirthshäuser in einem besondern Stadttheile. Neuzerte er den Wunsch, einer Sitzung der Academie beizuwohnen, so wurde sogleich zu allen Academikern gesendet, Peter aber fuhr, wenn er in den Wagen gestiegen war, in das naturhistorische Cabinet in dem botanischen Garten, nicht weil er an der Beredsamkeit und Poesie keinen Gefallen gefunden hätte, sondern weil er mit Recht glaubte, die practischen Künste und die positiven Wissenschaften würden für die Russen vortheilhafter sein. Am 13. Mai 1717 endlich zu einer Stunde, als man den Czar zum ersten Male am Hofe zu Versailles erwartete, erschien er in dem Invaliden-Hôtel.

Peter trug an sich durchaus kein Zeichen, an welchem man seinen Rang hätte erkennen können; sein Anzug bestand in einem polnischen Rocke von grobem grünen Tuche, in einer Mütze von astrachanischem Pelze, in kurzen engen Beinkleidern von Hirschleder, in großen Stiefeln mit Stahlsporen und in einem breiten schwarzen Ledergürtel, an welchem ein Degen mit kupfernem Gefäße hing. So gekleidet ging er durch den Haupthof des Hôtels, nachdem er sich die Wohnung des Gouverneurs hatte anzeigen lassen.

„Mein Herr,“ sagte er zu dem Gouverneur, Marschall von Belle-Isle, bei dem er eintrat, ohne sich anmelden zu lassen, „ich möchte Ihr Invalidenhaus besuchen. Haben Sie die Güte, mich durch Einen Ihrer Leute überall herumzuführen zu lassen, aber rasch, wenn ich bitten darf, denn ich habe Eile; ich muß heute noch nach Versailles.“

— „An Ihrem Accent,“ antwortete der Gouverneur, „bemerke ich, daß Sie ein Fremder sind. (Peter nickte bejahend mit dem Kopfe). Ich sehe mich also genöthiget, Ihnen bemerklich zu machen, daß ich Ihrem Verlangen nicht nachkommen kann. Die Befehle des Herrn Regenten sind hierin sehr bestimmt; ich darf das Invalidenhôtel von keinem Fremden, wer er auch sein möge, besuchen lassen, wenn er nicht eine besondere Erlaubniß von dem Herrn Kriegsminister beibringt. Verschaffen Sie sich zuerst diese Erlaubniß und ich werde mir dann ein besonderes Vergnügen daraus machen, Sie überall, wie Sie es wünschen, umherzuführen zu lassen.“

„Was!“ entgegnete Peter, indem er den alten Marschall von der Seite ansah, „man braucht einen Befehl des Ministers, um das königliche Invalidenhaus besuchen zu dürfen? (Hier nickte der Gouverneur seiner Seits bejahend mit dem Kopfe.) Ich habe keinen solchen Befehl,“ fuhr der Czar fort, „und es wird wohl auch einmal ohne einen solchen gehen.“

— „Das dürfte schwer sein, mein Herr.“

„Nicht so schwer als Sie glauben. Heba!“ rief Peter laut. „Es führe mich sogleich Jemand in den Waffensaal des Hauses, da der Herr Gouverneur sich nicht stören lassen, mich nicht selbst begleiten will.“

Bei diesen Worten klopfte der Czar stark mit dem Gefäße seines Degens an eine Thüre.

„Gemach, Gemach!“ mein Herr!“ rief der Marschall in strengem Tone; „Wissen Sie, was Sie verwirken, wenn Sie sich auf solche Weise bei mir benehmen? Das Invalidenhôtel ist eine königliche Anstalt und . . .“

— „Das weiß ich,“ unterbrach ihn Peter, „und eben deshalb will ich sie besuchen.“

„Noch einmal, meine Pflicht gebietet mir, Ihr Verlangen abzuweisen. Wenn Sie, wie ich es nach Ihrem Aussehen vermuthete, Militair sind, so erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, daß Sie die Achtung nicht wohl kennen, welche man dem Willen des Königs schuldig ist, eben so wenig wie die Rücksicht, die ein Mann wie ich von einem Unbekannten gleich Ihnen mit Recht erwarten kann.“

— „Ich wiederhole es Ihnen, daß ich das Haus besuchen will, daß ich aber, ob ich gleich einer eben so guten Familie angehören dürfte, als die Ihrige ist, vor Ihnen nur ein Soldat sein will, der Soldaten besuchen möchte. Man soll nicht sagen, ich sei vergebens von dem Hôtel Lesdigueres hierher gekommen,“ entgegnete der Monarch, in dem sich der Born zu regen anfing.

Der Wortwechsel würde heftiger geworden sein, wären nicht in diesem Augenblicke der Marquis von Charnacé und der junge Graf von Saint Florentin eingetreten, welche den Czar nach Versailles begleiten sollten.

„Mein lieber Marschall,“ sagte der Marquis, „Se. Majestät, der Kaiser aller Reußen, bedarf keiner besondern Erlaubniß, um das Hôtel der Invaliden zu besuchen; der Sieger von Pultawa ist überall zu Hause, wo es Helben und Ruhm giebt.“

Bei diesen Worten ging in dem Herrn von Belle-Isle eine plötzliche Umwandlung vor; er machte große Augen, ließ sich vor dem Czar auf ein Knie nieder und stammelte:

„Wie . . . es wäre möglich, daß . . . Ach, Sire, werden Ev. Majestät jemals geruhen, mir zu verzeihen? Ich wußte nicht . . .“

— „Es ist Ihnen alles verziehen, Herr Marschall,“ unterbrach ihn Peter, indem er die Hand des Marschalls ergriff, um ihn aufzuheben; „es würde auch kein Anderer in dem gewöhnlichen Soldatenanzuge, den ich trage, einen Better des Königs von Frankreich erkannt haben. Ich muß mich vielmehr bei Ihnen entschuldigen. Ich wollte den beiden liebenswürdigen Herren da, welche meine Einfälle mit so großer Artigkeit ertragen, einen langen und langweiligen Gang ersparen; sie sind trotzdem gekommen und ich bin ihnen diesmal doppelten Dank schuldig, da mich ihre Ankunft von einer Unartigkeit, von einem dummen Streiche abgehalten hat.“

In diesem Augenblicke traten die Beamten des Hôtels in das Zimmer, da der Graf von Saint Florentin ihnen die Anwesenheit des Kaisers von Rußland angezeigt hatte.

„Meine Herren,“ sagte der Marschall, „lassen Sie sogleich Generalmarsch schlagen; die Invaliden mögen die Waffen ergreifen und sich in dem Ehrenhofe in Schlachtorbnung aufstellen.“

— „Nein nein, mein lieber Marschall,“ unterbrach ihn der

Czar lächelnd; ich habe Ihnen gesagt, daß ich ein Soldat sei, und ich wiederhole, daß nur ein Soldat, kein Kaiser, heute die alten französischen Soldaten besucht. Ich wünsche nicht, daß Sie die Braven stören. Wo befinden sie sich in diesem Augenblicke?" fragte er lebhaft die Offiziere.

"Sire," antwortete der Gouverneur, "es ist Essenszeit; sie befinden sich eben im Speisesaal."

— "So will ich sie im Speisesaal besuchen. Kommen Sie meine Herren," setzte er hinzu, indem er den Arm des Marschalls vertraulich ergriff, "kommen Sie mit uns, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben."

Peter ging langsam die Treppe hinunter, denn der Marschall von Belle-Isle war nicht gut mehr auf den Beinen, und ihnen folgte der Stab des Hauses, nebst dem Marquis von Charnacé, dem Grafen von Saint-Florentin und einer Menge von Dienern. So gelangten sie in den großen Speisesaal.

Bei dem Anblicke dieser langen Tafeln, an denen viertausend Personen ein gesundes und frugales Mahl einnahmen, bei dem Anblicke der sorgsamten Pflege, welche die Ältesten und Gebrechlichsten fanden, bei der Ruhe und der Stille, welche nur durch die Stimme eines Unteroffiziers gestört wurde, der die Geschichte der großen Feldherrn laut vorlas, konnte Peter seine Rührung nicht unterdrücken; eine Thräne rollte aus seinen Augen und er stützte sich ergriffen auf den Arm des alten Marschalls. Bald aber wurde diese Rührung noch größer und die Thränen strömten ihm über das Gesicht, als er hörte, daß eben die Geschichte der Schlacht von Pultawa vorgelesen wurde, die er gegen Karl XII. von Schweden gewonnen hatte. Bei der Stelle, welche der Unteroffizier langsam und scharf betont vortrug: "Peter erlangte an diesem denkwürdigen Tage einen unsterblichen Ruhm. Er schlug sich wie ein Löwe und dehnte nach dem Siege seine väterliche Sorge auf die Verwundeten beider Parteien aus," erhoben sich schweigend die Invaliden wie ein Mann, indem sie mit der linken Hand an ihre Hüte griffen, mit der Rechten ihre Becher erhoben und alle ihre Augen auf Peter den Großen richteten.

Bei dieser stummen aber erhabenen Scene konnte der Kaiser nicht länger an sich halten, er neigte sich schluchzend zu dem Gouverneur und sagte:

"Nur Franzosen können solche Ueberraschungen bereiten. Mein lieber Marschall, Sie nöthigen mich, vor Glück und Freude zu weinen."

Er bemeisterte indes diese große Aufregung bald, nahm sein Soldatenwesen wieder an, streckte den Arm aus und rief laut:

"Freunde, gebt mir einen Becher!"

Ein Bedienter in königl. Voree (damals wurden die Invaliden von königl. Dienern bedient) reichte ihm einen silbernen Becher und der Marschall wollte ihm Wein aus seinem eigenen Keller einschenken lassen.

"Nein, nein!" rief der Czar, indem er die Flasche und den

Becher zurückwies, "ich wünsche einen Becher wie die Tapfern hier und Wein von ihrem Wein."

Ein Sergent gab ihm seinen zinnernen Becher; Peter schenkte ihn selbst voll, erhob ihn sodann und rief mit seiner Stentorstimme:

"Meine Kameraden, Peter von Rußland trinkt auf eure Gesundheit."

Und er leerte den Becher auf einen Zug. Dann trank er noch auf das Wohl des Königs von Frankreich, worauf er sich mit den Worten entfernte: "Lebt wohl, alte Kameraden, ich werde Euch nicht vergessen."

Gefolgt von seiner Begleitung besuchte der Czar alle Theile des Gebäudes. Sein scharfer Blick setzte ihn in den Stand, überall besser, als es die Erklärungen thun konnten, die man ihm gab, die Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit der Dinge zu beurtheilen und zu erkennen, so wie die Verbesserungen zu ermitteln, deren sie noch fähig waren. Er wollte Alles sehen, die Schlafsäle, die Keller, die Küchen, die Krankenzimmer, die Kirche, selbst den Gottesacker, welcher damals die Gebäude des Hôtels umgab, jetzt aber in Promenaden umgewandelt worden ist. Besonders schien sich der Czar über die Ordnung und Reinlichkeit zu wundern, die überall herrschten.

"Wenn Gott mich leben läßt," sagte er zu dem Gouverneur, "werde ich in St. Petersburg das Werk Ludwigs XIV. nachzuahmen suchen und auch ein Invalidenhaus erbauen. Der Marmor, das Holz und Eisen werden mir zur Aufführung der Gebäude nicht mangeln; an Männern wie Sie sind, meine Herren, wird es mir fehlen, um eine so edele Anstalt würdig zu leiten. Doch," fuhr er seufzend fort, "kann ich alles dies beginnen, ohne zu wissen, wen ich hinterlasse, der es beendigt?"

— "Gott, Sire," antwortete der alte Marquis von Charnacé, "welcher die großen Reiche schützt, wenn die großen Männer nicht mehr sind."

Der Gouverneur hatte im Geheimen Befehl gegeben, die Invaliden zu sammeln, bevor der Czar das Hôtel verlasse. Nachdem der Kaiser Alles aufmerksam besichtigt hatte, führte ihn der Marschall von Belle-Isle auf die Esplanade, wo alle alten Soldaten in Schlachtordnung aufgestellt waren. Der Czar, der sich über dieses schnelle Zusammenkommen wunderte, sagte lächelnd:

"Wahrhaftig, Herr Marschall, Sie führen mich von einer Ueberraschung zur andern; wir wissen es nicht so sinnreich anzustellen, darum sage ich denn Ihnen geradezu, daß ich Ihnen den St. Andreasorden gebe und, sobald ich in meine Staaten zurückgekehrt bin, für die Kranken des Invalidenhôtels fünfzig Stück Wein von Griwan schicken werde."

Dieser Wein kam wirklich am 28. Septbr. 1719 in Paris an.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 34. für die elegante Welt. 1841.

## Eine brasilianische Geschichte.

Im Monate Juni des Jahres 1837 kam ein Bewohner einer der Mittelprovinzen Brasiliens auf einem reich geschirrten Maulthiere, begleitet von zwei ebenfalls berittenen Negern, deren jeder ein Maulthier führte, in Rio de Janeiro an. Nachdem er über den Campo de Santa Anna, den Platz Rocío und San Francisco de Paola geritten, gelangte er in die Duvidor-Straße, die vornehmste der Hauptstadt des brasilianischen Reiches, wo sein seltsamer Aufzug die Aufmerksamkeit aller Franzosen erregte, welche in bedeutender Anzahl in diesem Stadttheile wohnen. Der Mann ritt ruhig auf seinem Maulthiere weiter und hielt endlich mitten in der Straße vor einem Hause an, das sich durch eine ungeheure viereckige Laterne vorn auszeichnete, auf welcher man in französischer, englischer und portugiesischer Sprache las: Hôtel de France, — French hotel, — Casa de Pasto. Er betrachtete das Haus, schien einen Augenblick mit sich zu Rathe zu gehen, entschloß sich sodann abzustiegen, überließ das Maulthier seinen Negern, ging die Treppe hinauf und erschien plötzlich in dem Hauptzimmer des Hauses, wo er in imponirender Bassstimme den gewöhnlichen Gruß murmelte: Dominus tecum!

Alle Blicke wendeten sich alsbald auf den Fremden, der das vollkommenste Musterbild eines ackerbauenden Bergbewohners, eines Brasilianers von reinem Blute gewährte: eine hohe schlanke Gestalt, schwarzes Haar, das grau zu werden anfing, schwarze Augen und Augenbrauen, dünner, unordentlicher, schwarzer Bart, langes Gesicht und eine holzbraune Farbe, Milde und Sutherszigkeit in allen Zügen, Leichtigkeit und einen gewissen Adel in der Haltung. So sind alle Brasilianer von unvermishtem Blute; man könnte sie alle für Glieder einer und derselben Familie halten; sie gleichen einander wie die Blätter eines Baumes, wie die Blumenblätter einer Blume. Wenn also nichts an seiner Person die lebhafteste Neugierde rechtfertigen konnte, die sich unter den Gästen in dem Hause aussprach, so galt dies nicht von seinem Anzuge, der selbst für einen Eingeborenen von der Küste höchst seltsam war. Er trug kurze Beinkleider und ein Fäcchen von gegerbtem Rehsfell, so eng, daß sie seine Figur scharf hervorhoben; sein ebenfalls lederner Hut rundete sich auf dem Scheitel wie ein Käppchen ab und schien der schmalen Krämpen wegen eher für eine Reise durch das Walddickicht als zur Abwehr der Sonnenstrahlen geeignet zu sein. Seine Stiefeln, die bis in die Mitte der Schenkel reichten, wurden an den Seiten durch

zwei dünne Riemen gehalten, die in den Gürtel gingen, und spielten in den glänzenden Farben der ungeheuern Soucouriou (Boa), welche ihre Haut dazu hergegeben hatte. Zwei silberne Sporen von maßloser Länge mit chilenos, d. h. mit thalergroßen Rädchen von furchtbaren Zähnen vervollständigten den seltsamen Anzug des Mannes. An seiner rechten Hüfte bemerkte man den eisernen Griff eines kostbaren Flacons oder breiten Messers, das Bademeccum des Reisenden in Brasilien, dessen ebenfalls silberne Scheide in dem Schaft des Stiefels versteckt war. Wir werden nichts vergessen haben, wenn wir noch hinzufügen, daß der Fremde in der einen Hand seine Büchse und in der andern die Reitpeitsche mit Metallknopf, sowie ein Paar Pistolen hielt, die er aus den Satteltaschen herausgenommen hatte.

Wer jemals die dreifache Kette der riesenhaften Gebirge überstiegen hat, welche den östlichen Theil Brasiliens von den westlichen Provinzen trennt, wird in dieser treuen Schilderung so gleich den glücklichen Sertanejo (Bewohner des Sertao) erkannt haben, den König der Einöde, den reichen Heerden- und Sclavenbesitzer, ich hätte beinahe gesagt, Sclavenheerdenbesitzer.

Welches wichtige Ereigniß hatte aber diesen wilden Sohn des Sertao vermögen können, wenn auch nur auf kurze Zeit seine Wälder zu verlassen? Welche dringende Nothwendigkeit hatte ihn zu bestimmen vermocht, sein Reich von einigen Stunden im Umfange, wo alles vor ihm zittert, seine reizende Dase, die Bequemlichkeit seiner Wohnung zu verlassen, um auf einem Maulthiere über breite Flüsse, wilde Bergbäche und brüllende Wasserfälle zu setzen, um sich mit dem Stahle in der Hand einen Pfad durch die undurchbringlichen Dickichte der Urwälder zu bahnen; um zwei Monate lang unter wilden Thieren, bald auf dem Gipfel eines Felsens hoch oben in den Wolken, bald in der feuchten Nacht eines unermeßlichen Abgrundes zu schlafen; mit einem Worte um sich allen Gefahren, allen Strapazen, allen Entbehrungen einer Reise auszusuchen, von der man sich keine Vorstellung machen kann, bevor man sie nicht selbst unternommen hat?

Ah, das Herz kennt weder Entbehrungen, noch Strapazen noch Gefahren. Deshalb gaben auch unsere Lehrer, die Alten, dem Liebesgotte Flügel und verbanden ihm die Augen, damit er sich blindlings durch alle Hindernisse und Gefahren wage. Das Herz also hatte den ehrlichen Antonio Machado der glücklichen Einsamkeit seiner rauen Besitzungen entrisen, um ihn in die

Hauptstadt des Reiches zu führen. Er war am Ziele seiner gefährlichen Reise, gab sich ganz diesem Glücke und der Hoffnung hin und hatte alle Anstrengungen vergessen, mit denen er zwei Monate lang gekämpft. Das Glück macht vertraulich und mittheilend; wir sind, wie es scheint, nur halb glücklich, wenn wir unsere Freude nicht überströmen lassen können, wenn sie kein Aenderer mit uns theilt. Ich hatte kaum zwei Tage in dem Hôtel de France gegessen, als Antonio Machado mich von allen seinen Angelegenheiten unterrichtete.

Antonio war einer der reichsten Grundbesitzer der Provinz Soyaz. Frühzeitig verwittwet, war ihm aus seiner Ehe nur ein Erbe, ein einziger Sohn übrig geblieben, Marianno Jose, seine einzige Liebe, seine einzige Freude, seine einzige Hoffnung. Marianno Jose war demnach der Abgott seines Vaters und dieser hatte in seinen Träumen von der Zukunft seines theuern Sohnes nichts Besseres zu erdenken gewußt, als dem Sohne der Wälder die rauhe Rinde abzunehmen, seinen Verstand auszubilden, ihn in einen aufgeklärten, eleganten Städter umzuwandeln. Antonio hatte zwei oder dreimal in seinem Leben die große Ehre gehabt, in seiner Fazenda (Meierei) Sr. Excellenz den Präsidenten der Provinz, den Commandanten des Militärs und den Richter seines Bezirks gastlich aufzunehmen, und in seinem natürlichen Vaterstolz hatte er zu sich gesagt: mein Marianno soll auch Excellenz, Richter, Commandant oder Präsident werden, was er will. So sind alle Väter; ihr Stand dünkt ihnen immer für ihre Kinder zu gering.

Von diesem Augenblicke an war sein Entschluß gefaßt; er nahm sich vor, sich von seinem Sohne zu trennen. Diese Trennung wurde seinem Herzen allerdings sehr schwer und seine Zärtlichkeit lehnte sich laut gegen dieselbe auf; er fühlte es, daß sein Haus ihm in der Zeit der Abwesenheit seines Sohnes einsam, gleich einem Verbannungsorte vorkommen würde; aber der brave Mann gebot seinem Herzen Schweigen und fügte sich muthig in die Einsamkeit. Marianno wurde nach Soyaz gebracht, um da seine Erziehung zu beginnen; von da reiste er nach Rio de Janeiro und hier schiffte er sich in einem Alter von funfzehn Jahren, auf Befehl seines Vaters, nach Frankreich ein, um in Paris die letzte Politur zu erlangen.

Die schlimmen Tage vergehen wie die guten. Antonio Machado stand am Ziele seiner Einsamkeit; sein Sohn sollte aus Frankreich zurückkommen, nachdem er daselbst sechs Jahre verbracht, und sein Vaterherz war zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, als daß er an die Vergangenheit gedacht hätte. Je näher der glückliche Augenblick war, um so größer war seine Ungeduld geworden; er hatte sich endlich auf den Weg gemacht, ohne recht zu wissen warum, oder vielmehr aus tausend Gründen. Erstlich meinte er, er beschleunige den Lauf des Schiffes, das ihm seinen Sohn brachte, wenn er selbst nach Rio de Janeiro reife; dann wollte er nicht, daß sein Sohn allein, ohne einen guten Beschützer, die beschwerliche Reise unternehme, die ihn in seine Arme führen sollte, und dann, war es nicht auch etwas, drei lange Monate des Hartens zu ersparen?

Nach einigen Tagen war ich wirklich der Freund des Bergbewohners, der Vertraute aller seiner Gedanken geworden. Er sprach mit mir fast nur von seinem Sohne und ich hörte ihn geduldig an. Bisweilen erzählte ich ihm von den Wundern in Paris und das Staunen des guten Mannes, wenn das Gesicht desselben nicht Ungläubigkeit ausdrückte, war wirklich ein Genuß.

Die Tage vergingen und vom Berg des Castello wurde kein Schiff von Frankreich signalisirt. Antonio besuchte bei seinen Spaziergängen nur den Palastplatz und den Kai Santa Lucia; wenn das Meer stärker als gewöhnlich da anschlug, wenn die Bogen sich heftiger brachen, wurde sein Gesicht kummervoll und besorgt, bis ich ihn beruhiget hatte. Einen wahrhaft traurigen Anblick gewährte der brave Mann, wenn ein tropisches Gewitter über der Stadt sich entlud, eines der schrecklichen Wetter, in denen alle Elemente entfesselt zu sein scheinen, die brüllende Stimme des Windes sich in das Geprassel des Donners mischt und das Feuer und das Wasser, diese ewigen Gegner, sich plötzlich vereinigen zu haben scheinen, um in ihrer schrecklichen Versöhnung die Welt zu vernichten.

Eines Morgens endlich erschien eine dreifarbige Flagge im Angesicht der Bai und wurde auf dem Signalthurme angekündigt; es war das dreimastige Handelsschiff „Actif“ von Havre. Antonio wurde fast krank; der Mann mit dem so unveränderlichen, scheinbar kalten Aeußern unterlag in diesem Augenblicke den ihm beflügelnden Gefühlen der Furcht und der Hoffnung. Sein Sohn befand sich wirklich an Bord und er erschien in völliger Gesundheit. Man wird es mir erlassen, die grenzenlose Freude des Vaters wie das stillere Entzücken des Sohnes zu schildern.

Marianno Jose war ein großgewachsener, schöner junger Mann; er besaß namentlich jene tropische Schönheit, die ein Aufenthalt von mehreren Jahren in gemäßigten Climates noch glänzender gemacht hatte. Er sprach Französisch und Englisch mit merkwürdiger Reinheit. Sein Benehmen hatte die ganze Urbanktät, die ganze Ungezwungenheit, welche man nur in der vornehmen Welt findet; sein Herz aber hatte die ganze Frische und Natürlichkeit behalten. Marianno hatte keineswegs als verlорener Sohn seine Jugend und Gesundheit in dem verzehrenden Schlunde der Bergnügungen vergeudet und war völlig geeignet, in jeder Stellung, die man ihm anweisen mochte, zu glänzen.

Ich wurde bald mit ihm genau bekannt und vertraut und als er nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen in Rio de Janeiro mit seinem Vater in die Provinz Soyaz zurückzukehren gedachte, ersuchten mich beide dringend, sie dahin zu begleiten. Es war mir aber unmöglich, ihren Wünschen nachzugeben.

Der Reisende, der Rio de Janeiro verläßt und sich durch die Provinz Minas Geraes nach dem Flusse San Francisco wendet, durchwandert hundert Meilen weit die fruchtbarsten, reichsten, bewundernswürdigsten Gegenden. Es ist ein immer wechselndes, aber auch immer großartiges, imposantes Panorama. Die unermessliche Höhe der Berge, die Felsen, die in die Wolken ragen, die graufige Tiefe der Abgründe, die Erhabenheit der Urwälder, die gewaltige Stimme der Wasserfälle, die mit Donnergetöse von

den Felsen sich herabstürzen, dann einen Augenblick darauf, mitten in dieser rauhen Einöde, anmuthige Fazendas am Ufer eines Flusses in der reizendsten, malerischsten Lage, umgeben von wellenförmigen Hügeln, welche der Kaffeebaum mit seinem glänzenden Teppiche von Purpur und Smaragden schmückt; Thäler, in welchen der Reis und das Zuckerrohr in üppiger Fülle wachsen; Gebüsche und Wäldchen, welche die lieblichsten Gerüche ausathmen; Hecken, welche den Reisenden ihre mit Drangen, süßen Citronen und Solabas beladenen Zweige entgegen strecken; ein reiner Himmel gleich dem Blau des Meeres in einer Windstille; ein milder, lauer, duftreicher Wind; die reichste Natur, die üppigste Vegetation. Alles mit einem Worte vereinigt sich, das Gemüth zu erheben und auf die unendliche Macht des Schöpfers hinzuweisen.

Wenn aber der Reisende jenseits des San Francisco seine Wanderung nach dem Paranaíba, der Grenze von Minas Geraes, fortsetzt, um Goyaz, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, zu erreichen, ändert sich plötzlich die Scene: die Vegetation ist minder kräftig, die Wälder haben eine geringere Ausdehnung, die Bäume sind minder hoch; hohes Gras und verkrüppeltes Gebüsch bedeckt die Thäler, zieht sich in der Ebene hin und bekleidet die Wege; man könnte glauben, durch einen Zauberschlag plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt worden zu sein.

Man gelangt da in das, was man in Brasilien den Sertao nennt oder die Wüste. Die Gegend ist zwar keineswegs vollkommen unbewohnt, aber man findet nur hier und da in weiten Entfernungen einige Erdhütten, die mit Palmenblättern bedeckt sind und weder Thüren noch Fenster haben. Eine Rinds- haut verdeckt die Oeffnung, welche als Eingang dient. Das Mobil- ar ist das allereinfachste: ein Tisch, an dem man noch die Rinde des Baumes sieht; eine oder zwei Bänke; Rehgeweide, die durch Lianen an der Wand befestigt sind, um das Gewehr und die wenigen Kleidungsstücke daran aufzuhängen, und als Bett endlich einen Rahmen von geflochtenen Riemen aus roher Rinds- haut oder noch öfterer bloß ein Haufen von Palmenblättern, das ist alles. Die Bewohner dieser Hütten sind roh, faul und halb- wild. Sie jagen die Rehe und die Wildschweine, die in Menge sich in der Gegend aufhalten, oder klettern auf den Metallsaiten ihrer Violas, einer Art Saiten mit kreischendem Tone. Mit der Bodenbestellung beschäftigen sie sich nur wenig; da der Boden fruchtbar ist, trotz seinem mageren Aussehen, so braucht man nur einige Hände voll Mais auf die Erde zu streuen, um eine reiche Ernte zu halten. In der Sonne gedörrtes und stark gewürztes Fleisch, Kräuter, die ohne Anbau wachsen, in Milch gekochte Maiskörner, Kaffee unter gebranntem Maismehl, das ist ihre gewöhnliche Nahrung. Das in den andern Theilen von Brasilien so zahlreiche und so wohlschmeckende Geflügel fehlt in dem Sertao fast ganz. Wein trinkt man hier niemals und sehr selten Branntwein aus dem Zuckerrohr. Dagegen haben die häßlichen Krankheiten hier ihre Heimath; die Gallenfieber, die Wassersucht, der Kropf, der Auswas wüthen unter den armen

Sertanejos in einem Umkreise von hundert und fünfzig Meilen bis in die Nähe des Gebirges, welche die Stadt Goyaz krönen.

Indes sind nicht alle Bewohner des Sertao so armseelig. Man trifft mehrere Tagereisen auseinander Arraiaes oder kleine Dörfer, die aus einer Kapelle und einigen kleinen Häusern um dieselbe her bestehen, wohin sich Sonntags die Sertanejos aus einem Umkreise von acht bis zehn Stunden begeben. In der Woche sind die Arraiaes fast verödet; man trifft da nur den Geistlichen, einen Offizier, der zwei oder drei Soldaten befehligt, einen Sacristan und einen Gastwirth. Sonntags dagegen nehmen diese kleinen Vereinigungspunkte ein gewisses lebendiges Aussehen an, das den Reisenden erfreut; alle reichen Sertanejos kommen, bewaffnet, beritten und bekleidet, wie im Anfange dieser Erzählung beschrieben, da an, um mit ihren Familien entweder in der venda des Wirths oder in casas sich zu erholen, die sie für sich selbst erbauen.

Hier in dem Sertao, bei dem Arraial Bonsim, etwa 15 Meilen von Goyaz, befand sich das große Besitztum des Antonio Machado.

## 2.

Man wird sich leicht vorstellen können, welchen Eindruck die Rückkehr Marianno's unter diesen halbwildem Menschen machte; es war ein wirkliches Ereigniß. Länger als einen Monat lang war das Haus Antonios fortwährend voll von Gästen; Dheime, Tanten, Bettern, Pathen, die ganze, in jenen Gegenden so zahlreiche Verwandtschaft beeilte sich, den Neuangekommenen zu begrüßen. Die guten Leute, konnten kaum ihren Augen trauen. Sie wollten den Marianno Jose in dem eleganten fidalgo gar nicht wiedererkennen. Ihre gewöhnliche Geschwägigkeit blieb vor Erstaunen und Verwunderung stumm. Und wenn er von seinen Reisen sprach, wenn er erzählte, was er gesehen hatte, wenn er ihnen Europa, Paris mit seinen Palästen und Wundern zu beschreiben versuchte, hörten die Männer mit offenem Munde, die Frauen mit Entzücken, die moços (Jünglinge) mit Reid und die moças (jungen Mädchen) verliebt zu. Und sein Vater, war über die Massen glücklich. Es wurden große Jagden angestellt; man erlegte mehrere Tapirs, eine Menge Rehe und ich weiß nicht wie viele Duzende von Wildschweinen. Als endlich alles dies aufgezehrt war, als man zwanzig Nächte hintereinander getanzet und so die Rückkehr Mariannos gefeiert hatte, kehrte Jeder in seine Heimath zurück, um seine gewöhnliche Lebensweise wieder aufzunehmen.

Marianno seiner Seits begab sich nach Goyaz, um dem Präsi- denten und den andern Behörden des Ortes seine Aufwartung zu ma- chen. Goyaz ist eine kleine Stadt von etwa dreitausend Einwohnern, meist Negern, Indianern und Mischlingen. Sie liegt in einem schmalen und tiefen Thale zwischen zwei hohen Bergen und wird von dem Vermelho gespült, welcher sie der Länge nach in zwei ungleiche Hälften schneidet. Das Klima ist nicht besser als in dem Sertao. In diesen traurigen Gegenden, welche von Gott eben so verlassen zu sein schienen wie von den Menschen, bilden sich Verbindungen

sehr schnell, besonders wenn sie Waffen gegen den gemeinsamen Feind, die gräßlichste und langweiligste Einförmigkeit, gewähren. Der Neuankommene war eine wahre Wohlthat des Himmels. Er wurde mit der größten Auszeichnung überall aufgenommen und in wenigen Tagen der Freund aller *sidalgos* in der Stadt. Deshalb machte er denn auch bald öfters wieder die Reise nach *Soyaz* und bald kam er zu seinem alten Vater nur noch selten.

Eines Tages, als er ziemlich lange nicht in der *Fazenda* gewesen war, äußerte endlich der alte Antonio:

„Du warst sehr selten hier, Marianno; Du vernachlässigst mich, mein Sohn.“

— „Ich bin verliebt, Vater.“

„Verliebt! Desto besser, mein Sohn, wenn Du wieder geliebt wirst. . . wenn Du wieder geliebt wirst, sagte ich; aber warum solltest Du es nicht sein? Man müßte taub und blind sein, wollte man Dich nicht lieben. Bist Du nicht der schönste *cavalheiro* in der Provinz? Geh, mein Marianno, lehre nur immer nach *Soyaz* zurück.“

Und Antonio irrte sich wirklich nicht. Sein Sohn wurde geliebt und zwar von dem schönsten Mädchen, von der herrlichsten Blume in *Soyaz*. Augusta, die Tochter einer reichen Wittwe in der Stadt, hatte ihr sechszehntes Jahr noch nicht erreicht, galt aber schon seit zwei Jahren für ein vollkommenes Muster. Es lag in ihr das brasilianische Feuer und die Schönheit des caucasischen Blutes; der Großvater Augusta's von väterlicher Seite war der Sohn eines Deutschen gewesen. Ihre großen blauen Augen mit den seidenweichen schwarzen Wimpern milderten die Rabenschwärze ihres Haars und ihrer Augenbrauen. Die blendende Weiße ihrer Haut ward nicht durch den braunen Anflug verdorben, welcher die Frauen in den heißen Ländern auszeichnet. Ihre Taille dagegen, ihre Hand und besonders ihr Fuß waren vollkommen brasilianisch, d. h. zierlich, niedlich und klein im höchsten Grade. Die Natur schien alle Vorzüge der beiden Volksstämme, denen Augusta angehörte, vereinigt zu haben, um ein vollendetes Musterbild der Schönheit zu schaffen. Auch war das Mädchen von *Soyaz* eine derjenigen Schönheiten, die selbst von allen Frauen anerkannt werden, und welche allen jungen Männern den Kopf verdrehen. Alle *sidalgos* der Stadt gestanden, daß sie nach der Hand der reizenden Augusta strebten; aber noch war es keinem gelungen, das Herz derselben zu gewinnen. Die Kecksten hatten gewagt, die immer leicht zu gewinnende *mocamba* (*Negetin*, *Dienerin*) zu bestechen, damit sie ihrer Gebieterin sage, wie sehr sie geliebt werde; aber alle diese Versuche waren bisher vergebens gewesen.

In *Soyaz* gehen die Frauen selten aus; die Kirche ist fast der einzige Ort, wo man sie sehen kann und zwar nur unvollkommen, denn sie tragen eine Art Nonnenschleier, welcher das Gesicht von der Stirn an umfaßt und verhüllt, so daß nur die Augen und die Stirn frei bleiben. Trozdem war immer lange vor

der Stunde der Messe der Platz, welchen Augusta in der Kirche einzunehmen pflegte, von einem zahlreichen Schwarme ihrer Verehrer umringt. Marianno, der müßig und unbeschäftigt war, wie man es in dem *Sertao* ist, machte es wie alle junge Leute seines Alters; an den Sonntagen wanderte er in den Kirchen umher. Das erste Mal, als er Augusta sah, blieb er wie bezaubert vor dem so milden, so ausdrucksvollen Blicke stehen, welchen das junge Mädchen ihm zuwarf. Dieser Blick veränderte mit einem Male sein ganzes Wesen; er, der die Liebe noch nicht empfunden, der sich bisher ausschließlich mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, fragte sich jetzt, was die unbekannte, seltsame Unruhe bedeute, die er vor Augusta gefühlt hatte. Diese Unruhe trieb ihn denn auch oft in der Woche nach dem ersten Begegnen vor der Wohnung Augusta's vorüber; aber nie sah er das Mädchen. Ein oder zweimal glaubte er wohl zu bemerken, daß der Vorhang am Fenster sich b. wege; aber geschah es durch ihre Hand oder durch den Abendwind? Am folgenden Sonntage befand sich Marianno früher als irgend Jemand bei dem Teppiche, auf welchem Augusta mit ihrer Mutter in der Kirche zu knien pflegte. Das junge Mädchen schien ihn mit Vergnügen da zu erblicken und warf ihm einen liebevollen Blick zu; Marianno bemerkte ihn wohl, wagte aber kaum an sein Glück zu glauben. Seine Augen wendeten sich von Augusta nicht mehr ab. In dieser stummen Sprache, deren Geheimniß die Liebe so leicht erräth, bat er sie, mit ihm nicht zu scherzen, sein Vertrauen nicht zu missbrauchen. Sie verstand ihn ohne Zweifel, denn durch eine rasche Bewegung verschob sie den Schleier von ihrem Gesichte und ließ ihm ein unbeschreibliches Lächeln sehen. Marianno empfing aber auch bald in Worten das Geständniß, das er schon in ihren Augen gelesen hatte. Er erschien eines Tages in dem Hause der Mutter Augusta's, um dieselbe um die Erlaubniß zu bitten, ihrer Tochter seine Huldigung darbringen zu dürfen. In Brasilien werden solche Schritte nicht durch unnöthige Förmlichkeiten erschwert.

„Das ist eine Sache meiner Tochter,“ sagte die Mutter Augusta's; „wenn Sie ihr gefallen, so werde auch ich nichts gegen Sie einzuwenden haben.“

Augusta wurde von ihrer Mutter gerufen und befragt, und sie erklärte erröthend, daß sie die Huldigung Marianno's sehr gern annehmen würde.

Antonio Machado kam bald selbst nach *Soyaz*, um für seinen Sohn um die Hand Augusta's anzuhalten, und der Hochzeitstag wurde für eine gar nicht ferne Zeit festgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

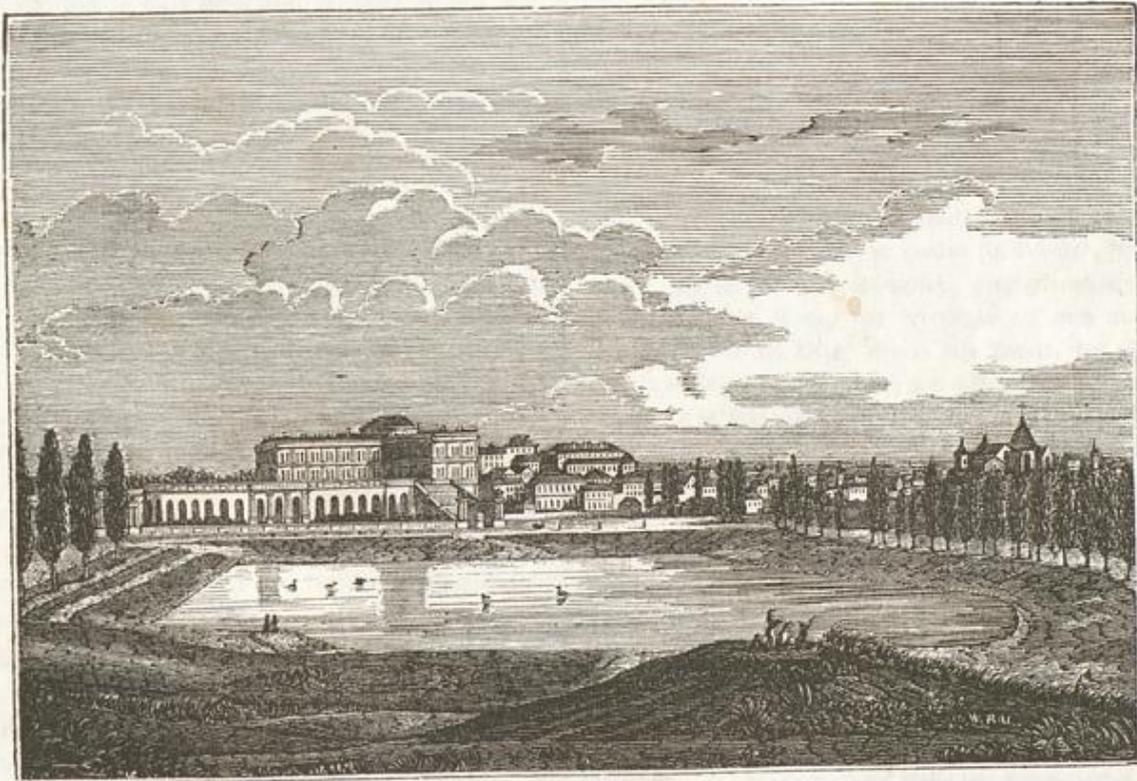
N<sup>o</sup> 35. für die elegante Welt. 1841.

## Versailles.

Versailles, zwei und eine halbe Meile von Paris, liegt in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebene. Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein unbedeutender Flecken mit einem Jagdschloß, erhob es sich unter Ludwig XIV. zu seiner nachmaligen Berühmtheit. Dieser König ließ Versailles zu einem seiner Größe entsprechenden Wohnsitz umschaffen und baute von 1661 bis 1678 mit ungeheurem Aufwande das bekannte prachtvolle Lustschloß, um welches sich in kurzer Zeit eine Stadt mit geraden Straßen gruppierte, deren Einwohnerzahl auf hunderttausend Köpfe anwuchs. Versailles war die Residenz Ludwig's XIV., XV. und XVI., als aber letzterer während der Revolution gezwungen ward, dasselbe mit den Tuilleries in Paris zu vertauschen, verödete es eben so schnell wieder, als es empor geblüht war. Indeß erhob es sich unter Napoleon, der sehr viel zu seiner Herstellung that, von neuem, und ist gegenwärtig die Haupt-

stadt des Departements Seine-Dise, mit einer Bevölkerung von ungefähr 40,000 Köpfen. Das hier abgebildete Schloß hat 1800 Fuß Länge und bietet viel Sehenswerthes dar, z. B. die Kapelle, die Prinzentreppe, den Herkulesaal, den Salon de Guerre, die treffliche Gemälde-Gallerie u. s. w. Der dazu gehörige, ganz in französischem Geschmack angelegte Garten, ist reich an Springbrunnen, Grotten und Statuen von Bronze, Marmor und Marmor.

Leute von Geschmack nennen indeß Versailles, als Residenz betrachtet, eine unglückliche Phantasie Ludwig's XIV. „St. Germain,“ sagt der immer offene und unpartheiliche St. Simon, „der vormalige Lieblingsaufenthalt des Hofes, vereinigt alles Herrliche in seinen Ansichten, seinen Wäldern, seinen prächtigen Baumgruppen, seinen reichen und gesunden Wasserquellen, seinen reizenden Gärten. Dies alles und so viele andere Vorzüge vertauschte Ludwig mit dem unfruchtbaren, hier sandigen, dort sumpfigen Boden von Versailles, um der Natur durch Kunst



(Versailles.)

und unermessliche Geldverschwendung, was ihr nicht gegeben war, abzugewinnen und einen großen, aber planlosen Bau aufzuführen, in dem Schönes und Schlechtes, Gefälliges und Widerstrebendes im wunderbarsten Contrast mit einander verbunden ward. Selbst das mit einem nicht zu berechnenden Kostenaufwand herbeigeführte Wasser verbreitet in den Gärten eine ungesunde und widrige Feuchtigkeit. Die Gärten selbst, von gewissen Seiten Wunder der Kunst *le notre's*, befriedigen doch nur kurze Zeit, und was Millionen erfordert hatte, unterlag oft in den nächsten Jahren dem Wechsel eines viel mehr eigensinnigen als geregelten Geschmacks. Wer aber mag sagen, wie viel Summen und wie viele Menschenleben dies alles gekostet hat?"

„Der Weg von Paris nach Versailles,“ sagt Niemeyer, welcher im Jahre 1807 Versailles besuchte, „führt durch wohl-erhaltene, am Abend erleuchtete Alleen, und wird bequem in ein Paar Stunden zurückgelegt. Die Stadt selbst, einst sehr voll-reich, ist jetzt menschenleer, und noch ein Glück für sie, daß durch eine große Gewehrfabrik viele Menschen Beschäftigung und Unterhalt finden. Das Schloß ist von einem außerordentlichen Umfange; gegen die Gartenseite von der schönsten Symmetrie, weniger die Fassade nach Paris zu, eine „Taube,“ wie Peter der Große sich ausdrückte, „mit Adlerflügeln.“

Jetzt führen zwei Eisenbahnen von Paris nach Versailles, die eine auf dem rechten, die andere auf dem linken Ufer.

## Eine brasilianische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Ich will von der süßen Zeit der jungen Liebe nichts erzählen und erwähne nur, daß Marianno leidenschaftlich in Augusta verliebt war und daß diese keinen andern Gedanken mehr kannte, als ihren Marianno. Diese Liebe, der Gegenstand aller Gespräche in Goyaz, wo es deren so wenige giebt, erregte aber auch auf der andern Seite in mehr als einem Herzen Unwillen, Neid und Eifersucht gegen den „Fremden,“ wie man Marianno nannte, der, kaum angekommen, die schönste Blüte aus dem Jungfrauen-Kranze von Goyaz zu pflücken wagte. Mehr als ein *facon* wurde im Dunkel geschärft, mehr als ein Gewehr im Stillen geladen.

Geduld, ihr unbarmherzigen Weiber! Warum Blut? Warum ein nutzloses Verbrechen? Der unreine Hauch Eurer Sünden hat bereits die Stien dieses unglücklichen jungen Mannes berührt; der Würgengel des Sertaoon hat ihn mit seinem Fittiche berührt und morgen vielleicht schon werdet Ihr Thränen des Mitleides vergießen über den, welchen Ihr zu ermorden gedachtet.

Ist der junge Mann mit verblühetem Teint, mit mattem Auge und bleichem Antlitze, der junge Mann mit langsamem beschwerlichem Gange derselbe Marianno Jose, dessen blühende Frische, dessen Kraft, Anmuth und Körpergewandtheit Euch gestern noch zur Verzeiwung brachten?

Ah, er ist es. Verzehrt von einem unbekanntem ebel ver-



sie Marianno von Tage zu Tage mehr. Geliebt von der, welche er anbetete, dem Tage nahe, der ihn mit ihr auf immer vereinigen sollte, war er der Unglücklichste der Sterblichen. Er kannte sich selbst nicht mehr. Das Leben war ihm zur Last geworden. Von unbekannter Angst gequält, seufzete er vergebens nach einem Augenblicke sanfter Ruhe. Oftmals erkannte Augusta in den Augen ihres Geliebten eine stille Thräne; Marianno aber, der sich seiner Schwachheit schämte, sie nicht einmal zu gestehen wagte, schrieb die Thränen, welche ihm die Verzweiflung erpreßte, dem Uebermaße seiner Liebe zu. Selbst die Nacht brachte keine Erleichterung seiner Leiden; sie verging für ihn in grausamer Schlaflosigkeit, und wenn einmal ein kurzer Schlaf ihn dem wirklichen Leben entriß, so setzten schreckliche Träume seine Qualen fort und er erwachte mit glühendem Haupte. Einen Augenblick schrieb er die zu lebhaften Träume seiner leidenschaftlichen Liebe zu; er wollte das hitzige Fieber, das seinen Körper verzehrte, durch das Fieber seines Herzens erklären und er nahm sich vor, sich in der belebenden Gebirgsluft wieder zu stärken. Vergebliche Hoffnung, eiteltes Bemühen! Das Uebel verschlimmerte sich nur. Seine Kräfte schwanden mehr und mehr und seine Füße weigerten sich, den Körper zu tragen.

Eines Morgens endlich, nach mehreren angstvollen Tagen, wollte er die Besserung, welche er zu fühlen glaubte, benutzen, um sich nach Goyaz zu begeben. Er schickte sich traurig an, seine Toilette zu machen, die er seit seiner Rückkehr in die Fazenda gänzlich vernachlässigt hatte. O Graus! — er wich entsetzt zurück. Der Spiegel enthüllte ihm ein schreckliches Geheimniß. Seine sonst so reine Stirn war unwürdig besleckt; seine Augenbrauen waren verschwunden; perlenartige, fast unbemerkliche, leicht roth geränderte Schuppen bedeckten die Augenbrauenbogen, die Augenwinkel und den ganzen Obertheil des Gesichtes. Es war kein Zweifel mehr möglich, die Geißel des Sertaoon, das schreckliche Uebel des heiligen Lazarus, der häßliche Ausatz zählte an ihm ein Opfer mehr.

Sein erster Gedanke war ein Gedanke der Verzweiflung. Er wollte seinem Leben ein Ende machen, aber das Uebel, das an seinem Körper zehrte, hatte bereits auch die Energie seiner Seele gelähmt. Er wagte es nicht, die Hand zu erheben. Da schloß er sich ein, nahm keinen Besuch an und weigerte sich fast, den Trost seines Vaters anzunehmen, der dessen selbst so sehr bedurfte; da, allein, auf seinem Lager ausgestreckt, die Augen geschlossen, um sich selbst nicht zu sehen, so sehr graute ihm vor ihm selbst, kaum wagend den Namen Augustas auszusprechen, weil er fürchtete, ihn durch seine Lippen zu beslecken, von Schmerz zernagt, leuchend, verzweifelt, seufzete er nach dem Tode, seiner einzigen Zuflucht, seiner einzigen Hoffnung.

Vierzehn Tage — vierzehn Jahrhunderte — vergingen so. Da kam er plötzlich auf einen Gedanken; er stand auf, schrieb zwei lange Briefe, tief eine alte Negerin, die ihn mit ihrer Milch genährt hatte, vertraute ihr die Briefe an, gab mit leiser Stimme einige Befehle und wartete ruhiger und ergebener auf die Nacht.

## 3.

An einem kühlen und herrlichen Augustabende des Jahres 1838 saß ich an dem Fenster des kleinen Hauses, welches ich auf der Spitze der Gloria, eines grünen lachenden Hügels, zwanzig Minuten von Rio Janeiro, bewohnte, dessen Fuß die Wellen des Meeres bespülen und dessen duftreiches Haupt sich wohlgefällig in der schönsten Bai der Welt spiegelt. Halb ausgestreckt, den Ellenbogen nachlässig auf das Fenster gestützt, betrachtete ich durch den weißen Dampf einer Havanna-Cigarre hindurch den Glanz einer tropischen Mondennacht und dachte an die weit entfernten, überall hin verstreuten Freunde.

Mit einem Male wurde ich aus meinen Gedanken durch die Ankunft zweier Männer gerissen, die bis in die Mitte meines Zimmers getreten waren, ohne daß ich sie bemerkt hatte. Trotz dem Halbdunkel glaubte ich einen Weißen und einen Neger zu erkennen.

„Wer da?“ fragte ich leicht erschrocken.

— „Guten Abend,“ sagte der Weiße mit seltsamer Stimme, bei deren Tone ich unwillkürlich erbebt.

„Guten Abend,“ antwortete ich.

— „Kennen Sie mich nicht mehr? Es ist freilich kein Wunder,“ fuhr der Fremde fort in derselben heisern, hohlen entsetzlichen Stimme gleich der eines Gespenstes, das sich aus dem Grabe erhebt.

Ich zündete schnell meine Lampe an und als ich bei dem ersten Scheine derselben nach dem Manne sah, welchen ich vor mir hatte, mußte ich unwillkürlich einen Schritt zurückweichen. Sein Gesicht war zurückstoßend: seine auf häßliche Weise runzelige aufgetriebene Stirn zog sich in ungeheure Falten; seine safrangelben Augen standen vor wie bei einem wilden Thiere; seine quergespaltene Nase, sein erweiterter Mund, seine dick aufgeschwollenen Lippen, sein ganzes mit ekelhaften Erhabenheiten bedecktes Gesicht gaben ihm mehr das Aussehen eines Löwen als eines Menschen. Er hatte die Bewegung des Entsetzens bemerkt, welche ich bei seinem Anblicke unwillkürlich gemacht, und fuhr in einem Tone, den er milder zu machen sich bestrebte, fort:

— „Ich bin also ganz unkenntlich, ganz grauenhaft?“

Es lag in dem Blicke, den der Mann auf mich warf, so viel Schmerz, so viel Angst, eine so tiefe Trauer, daß ich meinen Widerwillen überwältigte und ihm näher trat.

„Habe ich Sie früher gekannt?“ fragte ich theilnehmend.

— „Sie fragen noch? Unsere Bekanntschaft ist noch gar nicht alt; es ist heute gerade ein Jahr, als ein Bewohner des Sertaoon von Goyaz Sie mit seinem Sohne in seine rauhe Heimath führen wollte. Dieser brave Sertanejo hieß Antonio Machado und war mein Vater, mein unglücklicher Vater, der vor Kummer stirbt, während seinen Sohn ein schreckliches Uebel hinrafft.“

Ich blieb stumm vor Erstaunen und Schmerz.

„Wie?“ rief ich endlich, als es mir möglich war zu sprechen; „wie? Sie wären Marianno Jose, der voriges Jahr aus Frankreich kam, Marianno, der Sohn des Antonio Machado?“

— „Derselbe,“ entgegnete er, „derselbe, von Gott verflucht, von den Menschen geflohen; derselbe, von dem schrecklichsten Uebel betroffen, das der Geist des Bösen erfunden hat; derselbe, dessen Geist sich nur einen Augenblick den himmlischen Freuden des Lebens öffnete, um desto schmerzlicher die Qualen der Hölle zu fühlen; derselbe — ausfällig, da das Wort nun einmal ausgesprochen werden muß, — ausfällig, d. h. ein Wesen, das sich bewegt, fühlt und denkt, aber dem vor sich selbst grauet, weniger als ein Reptil, etwas Gräßliches, Unreines.“

Die Verzweiflung Mariannos ergriff mich tief. Ich vergaß den Kranken und sah nur den Unglücklichen; ich trat ihm ganz nahe und wollte seine Hand ergreifen.

— „Ich danke,“ sagte er mit Thränen in den Augen, indem er sie mir schnell entzog, „ich danke für Ihren guten Willen. Dieses Zeichen der Theilnahme thut mir wohl.“

Was soll ich sagen? Die Spitzen seiner Finger hatten ihre Form verloren; die Oberhaut lösete sich ab; die wenigen Nägel, die sich noch daran befanden, waren verkrüppelt und schienen an dem Fleische nicht mehr festzuhängen. Ich versuchte den Unglücklichen zu trösten.

„Keinen Trost, Freund,“ unterbrach er mich; „er ist unnöthig, ich bedarf ihn nicht mehr; mein Entschluß ist gefaßt, unwiderruflich gefaßt. In wenigen Tagen werde ich gesund oder todt sein. Ich verlange von Ihnen nichts weiter, als daß Sie mir diese Nacht ein Obdach gewähren und mich morgen vor Tagesanbruch zu dem Doctor Santos begleiten. Dort werde ich Ihnen meinen Plan mittheilen. Bis dahin wollen wir von andern Dingen sprechen, wenn Sie es wollen; es wird mir wohl thun.“

Ich bot ihm das Wenige, was ich im Hause hatte; er wollte nichts annehmen und ich forderte ihn sodann auf, sich die Ruhe zu gönnen, deren er nach einer so weiten Reise so sehr bedurfte.

— „Wie soll ich ruhen?“ fiel er lebhaft ein. „Habe ich nicht, wenn die körperlichen Schmerzen aufhören, mich zu quälen, Seelenleiden, die nie aufhören? Nein, nein, die Ruhe ist für mich dahin; wenn ich schlafe, so ist es einen Augenblick am Tage, in der Nacht niemals. Die Nacht behalte ich ganz für mich. Sie ist das Leben für mich arme Gule, welche die Sonne und das milde Licht fliehen muß. Wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, so löschen Sie Ihre Lampe aus; ich werde mich ruhiger und wohler fühlen, wenn Sie mich nicht sehen können.“

Ich that, was der Unglückliche wünschte, und wir setzten uns an dem Fenster nieder, wo er mich bei dem Eintritte gefunden hatte. Er rückte seinen Stuhl weit weg von mir und ich fragte ihn um die Ursache.

„Ich weiß,“ sagte er, „daß meine Krankheit nicht ansteckend ist; aber meine Nähe muß Ihnen widerwärtig sein.“

So verbrachten wir die Nacht und früh um vier Uhr machten wir uns auf den Weg nach der Wohnung des Doctor Santos.

## 4.

Der Doctor Santos ist ein junger brasilianischer Arzt an dem Hospitale des Lazarus in Rio de Janeiro. Er war noch nicht aufgestanden, als wir bei ihm erschienen, aber bald im Stande uns zu empfangen. Einer seiner Neger führte uns in sein Zimmer. Das Herz klopfte mir, ohne daß ich eigentlich wußte warum. Marianno selbst hatte die Ruhe eines starken und unerschütterlichen Entschlusses behalten. Er trat sogleich zu dem Arzte und sagte:

„Sie sehen meinen Zustand, Herr.“

Der Mann der Wissenschaft betrachtete ihn schnell und zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „ich habe ihn gesehen.“ Dann trat er näher zu dem Kranken, untersuchte ihn sorgfältiger und betastete ihn aufmerksam. Marianno schien viel Schmerz zu empfinden.

„Wie lange sind Sie krank?“

— „Seit etwa vier Monaten.“

„Vier Monate! Ich habe niemals diese Krankheit sich so schnell entwickeln sehen.“ Der Arzt fragte immer weiter, bis endlich Marianno ungeduldig wurde und sagte:

— „Was helfen alle diese Fragen? Ich bin ausfällig, ich weiß es, aber nicht gekommen, daß Sie mit einem glühenden Eisen in meinen nur zu schmerzhaften Wunden wüthen sollen.“

„Sie sind aber doch wohl gekommen, um meine Hilfe zu suchen.“

— „Keinesweges.“

„Was wollen Sie von mir?“

— „Ehe ich Ihnen sage, was ich will, erlauben Sie mir zu sagen, was ich nicht will; wir werden uns dann besser verständigen. Ich will mich der verzweiflungsvollen Ungewißheit Ihrer Wissenschaft nicht unterwerfen und die Pein Ihrer Mittel nicht ertragen, weil mir die Krankheit selbst schon Schmerz genug macht; ich will nicht nach vier- oder fünfjährigen Leiden in das Grab sinken, heute eine Hand, morgen einen Fuß u. begraben. Ich will vielmehr genesen, schnell genesen oder noch schneller sterben.“

Santos hörte dem Kranken mit Theilnahme an und sagte sodann:

„Sprechen Sie; ich wage nicht, Sie zu verstehen.“

(Beschluß folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 36. für die elegante Welt. 1841.

## Eine brasilianische Geschichte.

(Beschluß.)

„Sie beweisen dadurch, daß Sie mich bereits verstanden haben,“ entgegnete Marianno. „Sie kennen die schreckliche Krankheit besser als ich; Sie wissen, daß viele berühmte Männer ihre Ursachen, ihren Verlauf und ihre Wirkungen studirt haben, daß viele Gelehrte alle Mittel erschöpften, um sie zu bekämpfen, daß aber heute noch ihre Kunst nichts gegen sie vermag. Die Wissenschaft hat jedoch hier und da mehrere Thatsachen gesammelt, die eine allerdings noch zweifelhafte Wahrheit zu begründen scheinen, die aber gewiß aufgeklärt zu werden verdient. Daraus scheint sich zu ergeben, daß Gifte, die für jeden Gefunden tödtlich sind, von Ausfägigen nicht bloß ohne Gefahr, sondern sogar mit einer Aussicht auf völlige Heilung aufgenommen werden können. Man erwähnt besonders das Gift gewisser Schlangen. Sie wissen alles dies ohne Zweifel besser noch als ich; wenn ich mit Ihnen davon spreche, so geschieht es bloß, um Ihnen zu zeigen, daß ich darüber nachgedacht und mir eine gewisse Kenntniß erworben habe. Sie sehen, daß ich nicht zu Ihnen komme, Ihre Wissenschaft zu Hilfe zu rufen; ich komme zu Ihnen mit einer fertigen Ansicht und Meinung; ich will einen Funken von Licht auf einen dunkeln Punkt Ihrer Wissenschaft werfen und Ihnen eine Gelegenheit bieten, die vielleicht in Ihrem Leben nicht wieder erscheint, die Wirkung eines Klapperschlangenbisses auf einen Ausfägigen zu beobachten. Wie schrecklich auch der Versuch sein möge, ich bin entschlossen, ihn zu wagen.“

Der Kranke sprach alles dies so ruhig, mit so tiefer Ruhe, daß ich vor Entsetzen gleichsam erstarrte. Wir, der Arzt und ich, versuchten deshalb auch vergebens, ihn von einem Plane abzubringen, der nur einen unglücklichen Ausgang voraussehen ließ. Er blieb vor allen unsern Gründen taub.

„Alles, was Sie sagen können,“ erwiderte er ruhig, „ist vergebens; alle Einwürfe habe ich selbst schon vorausgesehen.“

Dann wendete er sich an den Doctor und sagte:

„Lassen Sie nun hören, wagen Sie mir zu betheuern, daß Sie an die Wirksamkeit Ihrer Heilmittel glauben? . . . Wäre dies aber auch der Fall, was liegt mir daran? Ich sage Ihnen, daß ich keine Zeit habe, auf eine langsame späte Heilung zu warten; ich wiederhole Ihnen mein letztes Wort: schnell gesund zu werden oder noch schneller zu sterben, . . . mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt. Ich habe die Schlange mitgebracht, welche

mein Schicksal entscheiden soll; verweigern Sie mir Ihren Beistand, so werde ich ihn zu entbehren wissen und morgen, spätestens, wird die Frage entschieden sein.“

Auf die Bemerkung des Herrn Santos, daß ein Versuch dieser Art, der bei ihm, unter seinen Augen, gleichsam mit seiner Genehmigung gemacht würde, seinen Character schwer compromittiren könne, nahm Marianno sogleich ein kleines Papier aus seiner Brieftasche, überreichte es dem Arzte und sagte lächelnd:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich Alles vorausgesehen.“

In dem von Marianno geschriebenen und unterzeichneten Billet erklärte er, daß Niemand ihm den Versuch gerathen habe, den er machen wollte, daß er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nähme und als eine Wohlthat alle Folgen annähme, wie sie auch ausfallen möchten, gut oder schlecht. Es war kein Einwurf dagegen möglich.

„Ich mache nur noch eine Bedingung,“ sagte der Arzt.

— „Welche?“

„Daß der Versuch nicht unmittelbar gemacht werde, daß Sie, ehe Sie sich demselben unterwerfen, wenigstens vierzehn Tage, als nothwendige Vorbereitung, ausruhen.“

— „Das ist lange, Doctor; aber ich habe endlich Ihr Wort und nehme die Bedingung an.“

Von diesem Augenblicke an blieb Marianno in dem Hause des Doctor Santos.

Ich besuchte den armen Kranken jeden Tag und fand ihn, je näher der Zeitpunkt kam, um so ruhiger, glücklicher, gesprächiger. Unsere Unterhaltung betraf meist seinen guten Vater und eine andere Person, die der Leser kennt. Marianno wurde bei den Gesprächen über dieselben oft bis zu Thränen gerührt, aber wenn ich versuchte, seine Rührung zu benutzen, um seinen kühnen Entschluß zu bekämpfen, malte sich ein Gefühl der Traurigkeit in seinen Augen und er klagte sanft über das, was er meine geringe Freundschaft gegen ihn nannte.

„Es ist nicht recht von Ihnen, lieber Freund,“ sagte er. „Warum wollen Sie meiner Seele die wenige Energie nehmen, die sie noch besitzt? Wozu kann ich Armer noch taugen? Verzeihen Sie nicht, was die Existenz, die Sie mir rathen, für mich ist; bedenken Sie die Bitterkeit, bedenken Sie die unsäglichen Leiden eines solchen dunkeln Lebens, das auch nicht von dem schwächsten Hoffnungstrahle erleuchtet wird. Meinen Vater erwählen Sie. Ach, jeder Tag meines Lebens würde für ihn ein

Schmerz mehr sein. Der Todte wird vergessen. Und dann, sehen Sie, das Unglück macht selbstfüchtig; was liegt mir daran, für einen Andern zu leben!"

Ich hatte mich endlich entschlossen, mit dem Versuche, dessen Ausführung ich mit Schrecken näher und näher rücken sah, über ihn gar nicht mehr zu sprechen. Die Klapperschlange befand sich da neben seinem Bette in einem Käfig mit dichtem, eisernem Gitter. Gewöhnlich lag sie in zahlreiche Ringel zusammen gewollt da, während ihr Kopf ein wenig in der Mitte hervorragte und feurige Blitze aus ihren schwarzen wahrhaft bezaubernden stieren Augen schloß. Eines Tages, als sie ihre Lage veränderte, ließ sie ihr klapperndes Geräusch hören, das ziemlich dem eines Pergamentblattes glich, das man leicht zusammendrückt, und ich konnte mich eines gewissen Schauders nicht erwehren, der dem forschenden Blicke Mariannos nicht entging.

"Sie fürchten sich vor ihr," sagte er lächelnd zu mir; "bei mir findet ganz das Gegentheil statt; seit ich sie besitze, liebe ich sie fast; es scheint ein gewisses Band zwischen uns zu bestehen; es ist mir, als wisse sie, was ich von ihr erwarte, als kenne sie den Dienst, den sie mit leisten soll."

Es war Montags, am 3. September. Marianno übergab mir ein Packet von mehreren Briefen.

"Morgen," sagte er mit vollkommener Ruhe, "ist der große, von mir so heiß ersehnte Tag. Wenn ich unterliege, so versprechen Sie mir, diese Briefe meinem armen Vater selbst zu überbringen. Es ist dies eine Gefälligkeit, die ich von Ihrer Freundschaft fordere, und die Menschen halten ja gewöhnlich die Wünsche der Sterbenden für heilig."

Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten.

"Warum Thränen, lieber Freund? Die Partie steht ja ganz gut für mich; ich gewinne, selbst wenn ich verliere."

Der Doctor Santos hatte die meisten seiner Kunstgenossen in Rio de Janeiro eingeladen, dem schrecklichen Versuche beizuwohnen, der bei ihm gemacht werden sollte. Elf Uhr war die dazu bestimmte Zeit. Um zehn Uhr war ich bei Marianno.

Sein Gesicht war durch einen Strahl des Glückes gleichsam verklärt, der vergessen ließ, was es Widerwärtiges hatte. Es war das einzige Mal, daß er mich lächelnd empfing. Er wiederholte bringend seine Bitten vom vorigen Tage und ich versprach ihm alles, was er verlangte.

Halb elf Uhr hatten sich die zwölf Aerzte von Rio de Janeiro bei dem Doctor Santos eingefunden. Um elf Uhr traten sie in das Zimmer Mariannos.

Man hob den Käfig, in dessen oberem Theile sich eine kleine Oeffnung befand, die aber doch weit genug war, daß ein Mensch den Arm hindurch stecken konnte, auf einen Tisch.

Marianno wiederholte mündlich die Erklärung, welche er dem Doctor Santos schriftlich übergeben hatte.

Alle Gesichter waren bleich vor Entsetzen; nur Marianno behielt in diesem schrecklichen und feierlichen Augenblicke eine stolische kaltblütige Ruhe.

"Noch ist es Zeit, noch können Sie zurücktreten, lieber Freund," sagte der Doctor Santos mit bewegter Stimme zu ihm.

Marianno lächelte, streifte aber statt aller Antwort ruhig den Ärmel seines Hemdes auf und griff mit übermenschlichem Muth in den Käfig der Klapperschlange hinein.

Eine Grabesstille herrschte in dem Saale; keiner der Anwesenden schien zu athmen; Aller Blicke waren auf die Schlange gerichtet, welche erschrocken in einen Winkel des Käfigs floh, wo sie mit ihrer schwarzen gabelförmig gespaltenen Zunge die Hand Mariannos leckte. \*)

Dieses ergreifende Schauspiel dauerte über drei Minuten; die ängstliche Spannung hatte den höchsten Gipfel erreicht; auf mehr als einer Stien standen kalte Schweißtropfen.

"Sie will nicht beißen; ziehen Sie Ihren Arm zurück," sagte der Doctor Santos.

— "Fassen Sie die Schlange in der Mitte des Körpers," sprach ein anderer Arzt. Marianno folgte dem letzten Rathe. Er ergriff die Schlange, die, als sie sich stark gedrückt fühlte, sich schnell umkehrte und den Kranken in die Hand biß und zwar in die Mittelhand zwischen den Gelenken des kleinen und des Ringfingers.

"Sie sind gebissen!" riefen ihm alle Stimmen zu.

— "Ich habe nichts gefühlt."

"Sie sind aber doch gebissen."

Er zog seine Hand zurück, die leicht angeschwollen war, an der er aber durchaus keinen Schmerz fühlte. Nur ein kleiner Blutstropfen zeugte von dem Bisse. Sein Puls war regelmäßig, seine Ruhe noch immer dieselbe. Es war beinahe zwölf Uhr.

Nach fünf Minuten fühlte er ein leichtes Frösteln und in der hohlen Hand stellte sich ein geringer Schmerz ein. In siebzehn Minuten erstreckte sich dieser Schmerz bis zu dem Handgelenke, nach zwanzig Minuten war die Hand bedeutend angeschwollen und nach dreißig wurde der Pulsschlag stärker und häufiger. Die Seelenruhe blieb sich gleich. Ein Fremder, der so viele Aerzte um den Kranken gesehen hätte, würde kaum erkannt haben, daß er der Kranke sei, so sehr stach seine heitere Ruhe von den ängstlichen Mienen der andern ab.

"Nach den Wirkungen, die ich fühle," sagte er zu den Aerzten, die ihn aufforderten, sich niederzulegen, "scheint es mir, als würde ich es bald thun, früher vielleicht, als ich es wollte; lassen Sie mich also noch ein wenig die Ruhe genießen, die ich noch besitze," setzte er mit einem milden Lächeln hinzu.

Dann kam er zu mir, sprach mit mir von seinem Vater, erinnerte mich an mein Versprechen, im Falle ein Unglück geschehe, selbst nach Soyaz zu reisen und die Personen zu trösten, die er

\*) Mit Unrecht schildern gewisse Reisende die Klapperschlange als ein bödartiges Thier. Diese Schlange, welche in fast ganz Südamerika bouqueira oder boquirá heißt, ist vielleicht die gutartigste in ihrer Art; sie greift nie an und beißt nur, wenn sie erschreckt oder angegriffen wird.

lebte. Eine Wolke der Traurigkeit umzog sein Gesicht, während eine Thräne aus seinen Augen floß.

Er war nun seit beinahe einer Stunde gebissen. Bereits fühlte er eine Art Anschwellung in den großen Halsadern, eine leichte Veränderung in den Augen und ein heftiges Prickeln in verschiedenen Theilen des Gesichtes. Der Umfang seiner Hand hatte bedeutend zugenommen; ein heftiger Schmerz erstreckte sich über den ganzen Vorderarm, aber die Ruhe hatte ihn noch nicht verlassen. Mit einem Male endlich lähmte eine allgemeine Erstarrung seinen ganzen Körper; man legte ihn auf das Bett und bald folgte ein krampfhaftes Zucken diesem Zustande der Erstarrung. —

Ich fühle nicht den Muth, dem Protocolle dieses schrecklichen Todeskampfes, das an dem Bette des Sterbenden aufgenommen wurde, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute bis zu Ende zu folgen. Ich schaudere noch, wenn ich darauf blicke. Es ist mir noch immer als hörte ich das Röcheln des unglücklichen Marianno, ich glaube seine bleifarbenen Glieder noch zu sehen, welche durch schreckliche Krämpfe geschüttelt wurden und aus deren Poren ein bräunlicher Schweiß drang. Das so gerühmte Guaco und alle von der Wissenschaft so sehr empfohlenen Gegenmittel wurden ihm vergebens gereicht; er starb vier und zwanzig Stunden nach dem verderblichen Versuche.

In dem Augenblicke, als er den Geist aufgeben sollte, wendete er seine mit Blut unterlaufenen Augen nach mir und ich konnte die letzten Worte vernehmen: — „ich sterbe, — leben Sie wohl! — Mein Vater!... Augusta!“

## 5.

Die Briefe, welche Marianno seiner alten Amme anvertraut hatte, waren unterdessen getreulich an ihre Adressen abgegeben worden und zwar, wie er es befohlen hatte, vierzehn Tage nach seiner Flucht. Denn er war entflohen, der Undankbare, er war entflohen in der Nacht, um den liebevollen Bitten seines guten Vaters zu entgehen. Diese Briefe, voll von dem Schmerze und der Verzweiflung, die ihn quälten, waren Einer an seinen Vater, der Andere an Augusta gerichtet, um sie von seinem schrecklichen Plane zu unterrichten und ihnen ein ewiges Lebewohl zu sagen.

Antonio Machado wurde bei dem Lesen dieses entsetzlichen Briefes gleichsam vom Blitze getroffen. Als er sich von der ersten Erschütterung ein wenig erholt hatte, als er seine Ideen sammeln konnte, eilte er nach Soyaz und fand Augusta nicht weniger betrübt, nicht minder beklagenswerth, nicht minder verzweifelt, als er es selbst war.

„Ich habe ihn geliebt im Glanze seiner Schönheit,“ sagte das unglückliche Mädchen, „ich werde auch den Kranken lieben, ewig lieben.“

Und taub gegen den Rath ihrer Freunde, taub gegen die Bitten ihrer Mutter, wiederholte sie fortwährend: „wir wollen nach Rio de Janeiro aufbrechen, wir wollen zu meinem Marianno eilen, zu meinem Marianno, meinem vielgeliebten Gatten...“

Antonio, der weiter nichts wünschte, als ebenfalls abzureisen, begann mit Augusta die Reise, die er vor einem Jahre so freudereich, mit so großem Vertrauen auf die Zukunft gemacht hatte, noch einmal. Ob sie aber gleich alle ihre Kräfte aufboten und in langen Tagereisen reiseten, sie konnten nicht zu rechter Zeit ankommen. Sie sollten, der Eine seinen Sohn, die Andere den Gegenstand ihrer Liebe nicht wiedersehen, wenigstens nicht, das ihm gleich.

Es war am 5. September um Mittag, als sie endlich das Ziel ihrer Reise erreichten. Gleich nach ihrer Ankunft begaben sie sich zu dem Doctor Santos und Antonio fragte nach Marianno Jose Machado.

„Er ist todt, vor ungefähr zwei Stunden,“ antwortete einer der Neger im Hause. Bei dieser Antwort wankte das junge Mädchen und suchte eine Stütze an dem Arme des Greises, der selbst erblaßt war.

„Wir wollen ihn sehen,“ sprach endlich der unglückliche Vater.

— „Mein Herr ist ausgegangen und ich weiß nicht, ob ich in seiner Abwesenheit...“

„Ich will es,“ rief der Alte mit schrecklicher Stimme, während er den Neger mit drohendem Blicke ansah.

Der Slave gehorchte und deutete mit dem Finger auf die Thüre.

Als die Fremden eintraten, bot sich ihnen ein grauenvoller Anblick dar; auf einem Bette, mitten in dem Zimmer, lag ein schrecklich aufgeschwollener Leichnam.

Es war der Mariannos.

Das junge Mädchen konnte den Anblick nicht ertragen; sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und sank bewusstlos nieder. Als man Augusten wieder zum Leben gebracht hatte, war sie — wahnsinnig.

Antonio erwies seinem Sohne die letzten Pflichten und führte schweigend die arme Wahnsinnige in die Sertãos von Soyaz zurück, wo er das Glück hatte, bald nach seiner Ankunft zu sterben.

*Rachschrift.* Ich muß hier noch erklären, daß das Vorstehende weder ein Märchen, noch ein erfonnener Roman, sondern eine wirkliche Geschichte ist. Auf die Gefahr hin, dem dramatischen Effecte zu schaden, habe ich mir die Pflicht auferlegt, die Wahrheit der Thatfachen streng zu achten, nichts hinzu zu setzen und nichts davon hinwegzunehmen. Ich habe so genau die Zeit, die Namen der Dertter und der Personen beibehalten und die Erzählung als einen Tribut der Freundschaft für die Erinnerung an den unglücklichen jungen Mann angesehen, der sich mit einem so seltenen Muth ein Versuchung widmete, bei dessen bloßem Gedanken man schaudert.

Jetzt sei es mir erlaubt, meine Meinung von diesem gräßlichen Versuche auszusprechen.

Mehrere bestimmt erwiesene Thatfachen scheinen die heilsame Wirkung des Giftes gewisser Schlangen oder des Saftes verschiedener giftiger Pflanzen auf den Ausatz darzuthun. So ers

zählt der Herr v. Sinte Croix, in Indien habe ein Ausfägiger der seinem elenden Leben ein Ende machen wollte, seine Zuflucht zu einer Pflanze genommen, deren milchiger und fressender Saft in dem Lande für ein sehr heftiges Gift gilt, habe aber statt den Tod, den er erwartete, die Heilung von seinem schrecklichen Uebel gefunden. So haben ferner zwei glaubwürdige Brasilianer, ein Arzt und ein Abgeordneter, jeder einen Fall von der Heilung des Ausfages durch den zufälligen Biß der Klapperschlange beobachtet. Ein anderer Brasilianer, der Herr von Lima, der ehemalige Regent des Reiches, versichert, er habe bei seiner Anwesenheit in der Stadt San Carlos, in der Provinz Carabobo in Columbien, einen Mann gesehen, dessen Gesicht mit einer einzigen, breiten Narbe bedeckt gewesen sei, die ausgefagen habe, als rühre sie von einer einzigen Brandwunde her; diese Narbe sei aber, wie er nach der Erkundigung erfahren, die er bei den Einwohnern des Ortes eingezogen, das Resultat einer radicalen Heilung des Ausfages in Folge eines ebenfalls zufälligen Bisses von einer Klapperschlange gewesen. Nach demselben Beobachter glaubt man in den Bezirken Caraccas und Apura, wo der Ausfag sehr häufig vorkommt, allgemein an die Wirksamkeit dieses Mittels.

Diese Thatfachen sind allerdings nicht zahlreich und nicht regelmäßig beobachtet worden; war es aber eine lange Zeit hindurch nicht ebenso mit den ersten Wirkungen, die man in Südamerika von den Heilkräften der China vernahm? Das tragische Ende Mariannos beweiset noch nichts gegen das Heilmittel, der Versuch wurde nicht recht gemacht, weiter läßt sich nichts sagen, ja die Erscheinungen, welche man in den vierundzwanzig Stunden, welche der Todeskampf des Unglücklichen wahrte, beobachtete, bestätigen gewissermaßen die Meinung, welche man in verschiedenen Theilen Südamerikas von der Heilsamkeit des Klapperschlängengiftes hegt.

### Notizen.

Barilli, ein ausgezeichnete Primo Buffo, auf den Napoleon sehr viel hielt, hatte von dem Kaiser einen Urlaub von drei Monaten erhalten, um einige Familienangelegenheiten in Italien zu ordnen. Er kehrte auf seinen Posten jetzt zurück. Es war kalt und er hatte zu der Reise über den Mont Genis eine große rothe Mütze bis tief über die Ohren gezogen. So kam er in Lyon an und stieg in dem Hôtel de l'Europe ab, um einige Tage da zu bleiben und von den Strapazen der Reise auszuruhen. Er fragte, zu welcher Stunde gespeiset würde.

„Gnädiger Herr,“ antwortete die Frau vom Hause, „wir haben keine andere Stunde als die, welche Ihnen gefällig ist. Befehlen Sie und es wird in Ihrem Zimmer servirt werden.“

„Ich habe nicht die Mittel, einen so großen Aufwand zu machen. Ich werde wie andere Leute an der Table d'hôte essen.“

— „Wir wissen, daß ein Mann, der gezwungen wird, sein Vaterland zu verlassen, genirt sein kann. Aber denken Sie nicht daran, wir schätzen uns zu glücklich, daß Sie unser Haus mit Ihrem Besuche beehrten. Der Himmel selbst hat Sie uns gesendet. — Man führe den gnädigen Herrn in das Zimmer der Gefandten!“

Barilli ließ sich führen. Man trug ihm ein ausgefuchtes Souper und vortrefflichen Wein auf. Die klassischen Macaroni, die Hühnchen mit Trüffel, die ravioli, nichts war vergessen. — Barilli, an die Mißverständnisse gewöhnt, welche der Gegenstand so vieler komischer Opern sind, sah ein, daß auch hier ein Mißverständnis obwalten müsse, und da er nicht der Mann war, der die Wohlthaten unbekümmert empfängt, welche für einen Andern bestimmt sind, so suchte er nach einer Erklärung.

„Ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten, sondern ein ehrlicher Sänger von Paris.“

— „Wir wissen Alles. Wer verkannt, geächtet ist, nimmt natürlich seine Zuflucht zu mancher unschuldigen List. Sie können sich übrigens auf unser Schweigen verlassen.“

„Ich sehe, daß ich mich fügen muß,“ sagte Barilli.

Er blieb noch mehrere Tage in Lyon und lebte wie ein Fürst. Der Tag seiner Abreise kam indes heran und er sah sich genöthigt, von seinen liebenswürdigen Wirthen Abschied zu nehmen. Er trat mit der Börse in der Hand aus seinem Zimmer und fand in dem anstossenden den Herrn und die Frau vom Hause, die Verwandten, Freunde, Diener — auf den Knien, ihn um seinen Segen bittend. Diesen dramatischen Effect hatte er nicht erwartet. — „Sie wollen mein Geld nicht, nun so nehmen Sie denn meinen Segen; es wäre undankbar, Ihnen denselben vorzuenthalten.“ Er streckte die Hand aus und sprach die Worte.

„Amen,“ antworteten alle Anwesenden und Barilli stieg in den Wagen.

Der Papst befand sich damals in Savonne. Viele in das südliche Frankreich verbannte Cardinäle waren durch Lyon gereiset. Barilli war wegen seiner rothen Mütze, seiner italienischen Aussprache etc. für eine Eminenz gehalten worden. — Napoleon lachte viel über dieses Abenteuer seines Buffo. —

Spielwuth. Ein Bericht aus Baden-Baden erzählt von seltener Spiel-Energie. Ein junger Franzose, der ein sehr großes Vermögen geerbt hatte, verspielte alles bis auf eine Kleinigkeit. Damit begab er sich nach Holland, wo er sich viele Jahre lang anstrengend beschäftigte, um sich wieder Vermögen zu erwerben und — wieder spielen zu können. Er erreichte seinen Zweck, erlangte ein ansehnliches Vermögen und fand sich diesen Sommer in Baden-Baden ein, wo er sein Vermögen wiederum verlor.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 37. für die elegante Welt. 1841.

## Copien berühmter Gemälde.

Rembrandt van Rijn, bekanntlich einer der größten Maler der niederländischen Schule und eben so ausgezeichnete Kupferstecher, war 1606 in einer Mühle bei Leyden geboren und ein Schüler Swanenburchs und Peter Lastmans in Amsterdam. Seine Gemälde wurden bald allgemein gesucht und theuer bezahlt, was ihn zur Flüchtigkeit veranlaßte. Er erwarb sich ein großes Vermögen, wurde aber doch, vielleicht eben so sehr in Folge der Un-

ruhen in seinem Vaterlande, als durch falsche Speculationen insolvent und starb im Jahre 1664, oder wie andere angeben 1670 oder 1674. — Der englische Gemäldehändler John Smith hat in seinem Catalogue raisonné 614 Gemälde und 365 geätzte Blätter von Rembrandt aufgeführt, bei weitem aber noch nicht alle, so daß man daraus abnehmen kann, wie fleißig der alte Meister gearbeitet haben muß. — Das Gemälde, von welchem wir hier eine Copie in Holzschnitt mittheilen, stellt die Geburt des Heilandes und die Anbetung der Hirten dar. Man sieht etwa 13 Fi-



(Die Geburt des Heilandes von Rembrandt.)

guren und die Scene geht in einem Stalle vor. Die Jungfrau sitzt zu Häupten des Kindes, welches in einer Wiege liegt; zwei Hirten knien anbetend vor dem Gottessohne; weiterhin sind zwei Frauen und ein Kind, ein Mann mit einer Laterne und ein Knabe mit einem großen Hunde. Ganz im Hintergrunde bemerkt man Kühe. Das Gemälde, das in besonderm Farbenglanze prangt, rührt aus dem Jahre 1646 her, ist 2 Fuß 1 Zoll breit und 1 Fuß 10 Zoll hoch. Es wurde 1801 für 10,000 Frs. verkauft und befindet sich gegenwärtig in der Nationalgalerie in London.

### Die beiden Kaufleute.

Es war am 20. Januar 1795. Die Franzosen waren in Amsterdam eingerückt; die Gewehre standen noch zusammengestellt auf den Plätzen und die um ihre Waffen herumstehenden Soldaten erwarteten mit Ungeduld, daß man ihre Bedürfnisse befriedige und ihnen Quartiere anweise.

Trotz der rauhen Bitterung hatten alle Einwohner ihre Häuser verlassen und sich auf die Straßen begeben, um die Armee in Lumpen zu bewundern, die sie als Befreier empfangen hatten. Es herrschte in der Stadt der größte Enthusiasmus und gegen Abend wurden zum Zeichen der Freude zahllose Lichter auf die Balcons gestellt.

Am Ende des Hafens aber neben der Komiralität stand ein kleines Haus, dessen düsteres, ruhiges Aussehen von dem Außern der Nachbarhäuser abstach. Ein enger aber sorgfältig rein gehaltenener und nach der Straße zu durch eine Mauer und ein Einfahrtsthor geschlossener Hof besand sich vor jenem Hause, das der Herr Woerden bewohnte.

Herr Woerden war ein reicher holländischer Kaufmann, der sich ausschließlich mit seinen Handelsangelegenheiten beschäftigte und an den politischen Ereignissen, welche sich damals in seinem Vaterlande zutrugen, durchaus keinen Antheil nahm, auch die Sparsamkeit zu wohl zu würdigen wußte, als daß er den Luxus der Illumination nachgeahmt hätte, den seine Nachbarn entwickeln zu müssen geglaubt hatten.



(Die Wache des Generalen von Woerden.)

Zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, saß Herr Woerden gemächlich in einem großen weichen Lehnstuhle vor einem gewaltigen Kamine, in welchem langsam einige wenige Steinkohlenstücke brannten. Sein langer mit Pelz gefütterter Hausrock war sorgfältig auf der Brust über einander genommen und seine Pelzmüge tief über die Stirn hereingedrückt.

Auf einem Tische neben ihm stand eine spiegelblanke kleine kupferne Lampe neben einem Bierkrug und einer thönernen Tabakspfeife, welche er noch nicht berührt hatte. In dem Winkel am Kamine kauerte eine alte Dienerin, deren Wohlbeleibtheit die flamändische Abstammung verrieth und die sich in ehrerbietigem Schweigen damit beschäftigte, die kleinen Kohlenstücke, welche herausfielen, wieder in das Kamin zu werfen. Mit einem Male ließ sich eine Klingel hören und die Dienerin richtete sich rasch auf.

„Wer kann zu dieser Zeit noch klingeln?“ fragte der alte Handelsmann. „Geh und mach' auf.“

Die Dienerin ging hinaus und einige Augenblicke darauf trat ein großer junger Mann in das Zimmer. Er warf seinen Mantel hin, trat zu dem Alten und sagte:

„Guten Abend, Vater.“

— „Wie? Du bist es, Wilhelm? Ich erwartete Dich nicht sobald.“

„Ich habe diesen Morgen schon Broek verlassen, die Straßen sind aber von Truppen und Flüchtigen dermaßen bedeckt, daß wir den ganzen Tag zu unserer Reise brauchten.“

„Und hast Du Van Elburg gesehen?“

Der junge Mann trank ein Glas Bier aus und setzte sich ebenfalls vor dem Feuer nieder.

— „Ja, Vater, Herr Van Elburg williget noch immer in meine Heirath, besteht aber darauf, seiner Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift zu geben.“

„Nun,“ rief Woerden aus, indem er seine dicken grauen Augenbrauen zusammenzog, „so behält er seine Tochter und seine Mitgift.“

— „Ach, Vater!“

„Schweig, Wilhelm; in Deinem Alter opfert man der Liebe Alles und verschmähst das Vermögen; aber die Liebe vergeht, siehst Du, und das Geld bleibt.“

— „Aber, lieber Vater, Van Elburg ist Einer der reichsten Kaufleute in Holland und was er bei Lebzeiten nicht geben will, muß er bei seinem Tode zurücklassen.“

„Nun,“ antwortete Herr Woerden, indem er seine Pelzmüge abnahm, „bin ich etwa nicht auch reich? Höre, mein Sohn; Du wirst mir in meinem Geschäfte bald nachfolgen; gedenke immer an die beiden Grundsätze, die ich Dich lehren will: man darf nie mehr geben, als man erhält und nie bloß zum Vortheil Anderer Geschäfte machen. Befolgt man dies, so wird man im Handel und folglich auch bei der Heirath immer Glück haben.“

— „Aber...“

„Sprechen wir nicht mehr davon, mein Sohn.“

Wilhelm kannte den Eigensinn und die Strenge seines Va-

ters zu gut, als daß er weiter in ihn gedrungen wäre; er konnte indeß seine Uebellaunigkeit nicht so ganz verbergen, daß nicht einige Spuren davon auf seinem Gesichte sich gezeigt hätten. Der Alte achtete nicht darauf, stopfte ruhig seine Pfeife und zündete dieselbe an.

In demselben Augenblicke ließ sich die Klingel noch einmal hören und fast gleich darauf hörte man den Schall von Pferdehufen in dem Hofe, während die Hunde heftig anschlügen.

„Nach dem Lärme, den die Hunde machen, kommt ein Fremder,“ sagte Herr Woerden; „Wilhelm, sich doch nach.“

Der junge Mann trat an das Fenster.

— „Vater, es ist ein Reiter von der Miliz.“

„Ein Reiter von der Miliz? . . . Was will man von mir?“

In diesem Augenblicke trat die Dienerin ein und übergab dem Alten einen Brief. Er betrachtete zuerst das Siegel und sagte:

„Provisorische Regierung!“

Sein Gesicht veränderte sich plötzlich und nahm einen Ausdruck tiefer Besorgniß an. Woerden erbrach das Schreiben schnell, schlug es auseinander und las. Wilhelm folgte ängstlich allen Bewegungen seines Vaters, beruhigte sich aber bald, denn das Gesicht des Alten nahm fast augenblicklich die gewöhnliche Heiterkeit wieder an.

„Es ist gut; ich nehme es an,“ sagte Herr Woerden endlich.

Dann übergab er den Brief seinem Sohne und versank in Nachdenken. Der junge Mann überflog ihn mit einem Blicke; es war eine Forderung von 400,000 Haringen, die in einem Monate der Regierung zum Unterhalte der französischen Armee geliefert werden sollten.

„Wilhelm,“ sagte mit einem Male der Alte, indem er aus seinem Stuhle aufsprang; „da komme ich auf eine Idee. Du wirst die Tochter des Van Elburg heirathen und eine schöne Mitgift erhalten, das sage ich Dir.“

— „Wie das, Vater?“

„Laß mich nur machen, halte Dich aber, da alle Canäle zugefroren sind, bereit und laß morgen mit Tagesanbruche zwei Pferde satteln.“

— „Das soll geschehen. Ach, Vater, ich danke...“

„Schon gut, schon gut! Du weißt ja noch gar nicht, was Du mir schuldig bist. Jetzt geh, Wilhelm,“ fuhr Woerden fort, indem er den Sohn leicht auf die Achsel klopfte; „wenn Du Kaufmann sein wirst, vergiß das Genie Deines Vaters nicht.“

Am andern Tage, als die Sonne aufging, waren die beiden Reisenden schon auf dem Wege, welcher von Amsterdam nach Broek führt. Die Straßen waren mit Eis bedeckt und glatt; die Pferde konnten nur im Schritt gehen; der junge Mann ertrug indeß diese Unannehmlichkeit mit Geduld, er sollte ja seine Geliebte sehen und endlich die Ehe zu Stande bringen, welche sein Glück krönen mußte. Der Alte selbst lachte über den beschwerlichen Ritt, denn es lag ihm selbst viel daran, daß sein Sohn eine so reiche Erbin heimführe.

Gegen Mittag kamen sie in Broek an, aber sie stiegen vor

dem Dorfe ab und ließen ihre Pferde in einem Wirthshause, da in das Dorf keine Pferde und Wagen hinein gelassen werden.

Das Dorf Broek ist in Holland wirklich seiner Reinlichkeit wegen zum Sprichwort geworden. Die Straßen in demselben sind nicht auf gewöhnliche Weise gepflastert, sondern mosaikartig mit geschliffenen Steinen von verschiedener Farbe belegt. An jeder Seite längs der Häuser befinden sich Räume, die für den Privatgebrauch der Bewohner bestimmt sind; diese Räume, in noch schönern Steinen parquettirt, sind von der öffentlichen Straße durch Geländer von polirtem Eisen getrennt, welches an vielen Stellen mit vergoldetem Kupfer verziert ist; überdies stehen reichfaçonirte Bänke von kostbarem Holze da, auf denen sich die Familien Abends nach der Tagesglut versammeln und sich unterhalten. Die Reinlichkeitsucht wird in diesem Dorfe, wie man sagt, so weit getrieben, daß wenn der Wind irgend einmal ein Blatt auf dieses elegante Straßenparquett streut, die Bewohner des nächsten Hauses sogleich herauskommen, um es zu entfernen.

Als Woerden mit seinem Sohne in ihren von dem Schnee beschmutzten großen Stiefeln in Broek erschienen, erregten sie den Unwillen aller Einwohner, da man sie aber längst schon kannte, so konnten sie ohne weitere Belästigung bis zur Wohnung Van Elburgs gelangen.

Hier aber konnten sie sich einer Höflichkeit nicht entziehen, der sich einige Jahre darauf selbst Napoleon und Alexander unterwerfen mußten. Kaum waren sie in den Hof vor dem Hause des reichen Kaufmannes getreten, als eine Magd ihnen Babuschken brachte, die sie statt der plumpen Stiefeln anziehen mußten.

Endlich wurden sie eingeführt.

In dem Augenblicke, als sie in den Saal traten, wurde die Thüre ihnen gegenüber zugemacht. Herr Woerden hatte nicht Zeit, die Person zu bemerken, die auf diese Weise vor ihnen entfloß, Wilhelm aber hatte sie wohl erkannt; seine Liebhaberaugen hatten alles gesehen und das Klopfen seines Herzens beruhigte ihn vor der Möglichkeit eines Irrthumes. Es war wirklich Clotilde, die Tochter Van Elburgs, die, hinter den bunten Scheiben ihres Fensters versteckt, sie hatte in den Hof treten sehen und sogleich zu ihrem Vater geeilt war, um ihm die Gäste anzumelden. Sie erschien fast gleich darauf wieder mit ihm.

Clotilde trug die Landestracht, ein friesländisches Häubchen mit einer Goldplatte auf der Stirn und mit Edelsteinen besetzt. Zwei große Angora-Kagen, die ihr gefolgt waren, schlichen um sie herum und rieben sich vertraulich an dem langen Kleide ihrer Herrin.

„Guten Tag, Herr Woerden,“ rief Van Elburg, indem er ihm die Hande reichte. „Entsinnen Sie auch vor den Franzosen? Sie sind willkommen bei uns.“

— „Das ist es nicht, Herr Van Elburg,“ antwortete Woerden; „Sie wissen recht wohl, daß ich um Politik mich nicht bekümmere; es liegt mir an den Franzosen so wenig als an dem

Prinzen von Oranien; ich komme vielmehr, um Ihnen ein schönes Geschäft vorzuschlagen.“

„Sprechen Sie, ich bin ganz Ohr.“

— „Lieber Freund, ich habe in einem Monate 400,000 Haringe abzuliefern; können Sie mir dieselben in drei Wochen verschaffen?“

„Zu welchem Preise?“

— „Zehn Gulden das Tausend.“

„Zehn Gulden?.. Es sei darum. Ich verspreche sie Ihnen.“

— „Wir wollen das auf der Stelle in's Reine bringen und uns dann an den Tisch setzen, denn ich hungere wie ein Wolf. Während des Frühstückes können wir dann gemächlicher über den zweiten Punkt meines Besuches sprechen.“

Bei diesen Worten warf Woerden dem jungen Mädchen, das die Augen niederschlug, einen bedeutungsvollen Blick zu.

Während des Frühstückes sprach der Kaufmann von Amsterdam wirklich von der Heirath seines Sohnes und handelte und feilschte um die Mitgift der Braut; Van Elburg aber wollte auch nicht einen Stüber zu der versprochenen Summe zulegen. Herr Woerden, dem jetzt daran nicht viel mehr gelegen war, zögerte noch eine Zeit lang und endlich schlug er ein.

Die Hochzeit wurde auf den achten Tag festgesetzt.

Den nächsten Tag kehrte Wilhelm mit seinem Vater nach Amsterdam zurück.

Kaum hatten sie Broek verlassen und ihre Pferde wieder bestiegen, als der junge Mann eine Frage an seinen Vater zu richten wagte.

„Vater,“ sagte er, „Du hast Dich also anders besonnen?“

— „Warum?“

„Hast Du nicht die Mitgift des Herrn Van Elburg angenommen?“

Der Alte sah seinen Sohn von der Seite an und sagte:

— „Wilhelm, für was hältst Du mich? Laß mich nur machen und frage mich nicht weiter, denn Du erfährst nichts. Die Sache ist jetzt ernsthaft; 10 Gulden das Tausend Haringe ist sehr theuer; ich habe da eine Zahlung von 4 Millionen Gulden auf dem Halse und muß alle meine Gedanken zusammennehmen.“

Von diesem Augenblicke an that Woerden den Mund nicht wieder auf; Wilhelm folgte ihm schweigend, schätzte sich aber doch glücklich, der Erfüllung seines heißesten Wunsches so nahe zu sein.

(Beschluß folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 38. für die elegante Welt. 1841.

## Die beiden Kaufleute.

(Schluß.)

Kaum war der alte Kaufmann wieder in seinem Hause angekommen, als er sich in sein Zimmer begab und sich da einschloß. Dieses geheimnißvolle Wesen erregte die Neugierde des jungen Mannes, aber trotz aller seiner Wachsamkeit konnte er nichts entdecken.

Gegen Abend kam endlich Herr Woerden aus seinem Cabinet heraus. Er gab seiner Dienerin ein großes Packet Briefe, die sie nach der Post tragen sollte, und drei Tage darauf, als Wilhelm zu ihm kam, um ihm wie gewöhnlich guten Morgen zu sagen, rief der Alte vergnügt, indem er sein runzeliges Gesicht dicht an das blühende des jungen Mannes hielt: „Kind, ich habe die Mitgift!“

Als der zur Hochzeitsfeier bestimmte Tag endlich erschien, machte sich Woerden mit seinem Sohne wieder auf den Weg nach Broek. Diesmal traten sie bei Van Elburg durch eine besondere Thüre ein, eine Flügelthüre von prachtvollem Aussehen, die, nach der Sitte des Landes, nur bei drei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wird, bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Eine große Anzahl von Verwandten und Freunden war in dem großen Zimmer bereits versammelt. Der Hausherr bahnte sich einen Weg durch diese wogenden Gäste und ging auf die Neuangekommenen zu; aber sein Gesicht war so bleich und so verkümmert, das Wilhelm glaubte, er habe ihnen eine höchst traurige Nachricht mitzutheilen. Woerden theilte die Besorgniß seines Sohnes keinesweges, denn der schadenfrohe Alte wußte besser als irgend Jemand, welche Ursache diese Betrübniß seines Wirthes hatte.

„Herr Van Elburg,“ sagte er mit einem schlaun Lächeln, „was fehlt Ihnen? Sie sind ja ganz verändert.“

— „Ach, lieber Freund, ich befinde mich in einer schrecklichen Verlegenheit. Ich muß mit Ihnen sprechen.“

„Was giebt es denn? Ist Ihnen die Heirath ungelogen? Sagen Sie es rein heraus; noch können Sie zurücktreten.“

— „Nein, nein, das ist es nicht.“

„Nun,“ sagte der Kaufmann aus Amsterdam, der fürchtete, es könne nach der Erklärung irgend eine Schwierigkeit entstehen, „so wollen wir sogleich zur Ceremonie schreiten; ich ändere die Ordnung meiner Gedanken nicht gern; ich bin gekommen, um der Trauung meines Sohnes beizuwohnen; damit wollen wir denn anfangen; das Uebrige findet sich später.“

Herr Van Elburg hätte sich zwar gern der Last entlediget, die ihm auf dem Herzen lag, als er aber seinen alten Freund ansah, erkannte er wohl, daß er gegen dessen Eigensinn nichts vermögen würde.

Man zog also in die Kirche und einige Minuten darauf waren die beiden Liebenden an dem Altare vereinigt.

Kaum war man in das Haus zurückgekommen, als Van Elburg zu dem alten Woerden sagte: „Sie versprochen, mich zu hören; folgen Sie mir in mein Zimmer.“

— „Ich folge.“

„Lieber Freund,“ sprach Van Elburg, als er die Thüre hinter sich verschlossen hatte, „ich habe Ihnen binnen vierzehn Tagen 400,000 Haringe zu liefern und konnte noch nicht einen einzigen erhalten; sie sind bereits alle verkauft.“

— „Das glaube ich wohl,“ antwortete Woerden, indem er laut aufschrie, „ich selbst habe sie alle gekauft.“

Van Elburg sah ihn versteinert an.

„Ach!“ rief er. „Und was wird dann mit meinem Versprechen?“

— „Das muß gehalten werden.. Hören Sie, Van Elburg: Sie werden eines Tages Ihrer Tochter ein schönes Vermögen hinterlassen, ich weiß es, aber mein Sohn wird von mir ein wenigstens eben so bedeutendes erben; so ist also nichts auszugleichen. Anders ist es jetzt. Ich trete nächstens meinem Sohne mein Geschäft ab; Sie geben Ihrer Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift. Ich wollte darum der Liebe der Kinder nicht entgegen treten, nahm mir aber vor, das Gleichgewicht herzustellen und Sie gleichsam zu zwingen, mehr für sie zu thun.“

Während Woerden sprach, machte Van Elburg immer größere Augen.

„Deshalb,“ fuhr der erstere fort, „habe ich folgendes gethan. Sie verpflichteten sich, mir 400,000 Haringe zu 10 Gulden das Tausend zu liefern, aber ich habe die Haringe. Wenn Sie Ihre Verpflichtung erfüllen wollen, müssen Sie mir die Haringe ablaufen. Ich verkaufe aber das Tausend nur zu 50 Gulden; Sie haben demnach 16,000 Gulden zuzulegen und wir werden quitt sein.“

Van Elburg war während dieser Auseinandersetzung wieder ruhig geworden.

„Sie sind ein schlauer Kaufmann, Woerden,“ sagte er; „ich bin gefangen und werde mich fügen.“

Sie gingen mit einander wieder in den Gesellschaftssaal. Van Elburg ließ von seinem Verdrusse nichts merken.

Acht Tage darauf war der Kaufmann von Broek nach Amsterdam gereiset, unter dem Vorwande, seine Tochter zu besuchen. Die Rollen waren jetzt vertauscht: Woerden befand sich in der Verzweiflung.

„Sie sehen mich in Verzweiflung!“ rief er Van Elburg entgegen. „Alle Fischer kommen mit den Häringen an, ich aber konnte keine einzige Tonne finden. Die ganze Waare wird verderben.“

„Diebst Freund,“ antwortete Van Elburg kalt, „Sie kauften alle meine Häringe, ich kaufte alle Ihre Fässer. Ich könnte sie Ihnen theurer wieder verkaufen; da ich aber darauf bestehe, meiner Tochter nur die 4000 Dukaten zu geben, die ich versprochen habe, so trete ich sie Ihnen ab für die Summe, welche Sie mir abzunöthigen wußten. Sie sind in Amsterdam klug, in Broek sind wir aber noch klüger.“

— „Ich, ich habe doch zuerst die Idee gehabt!“ antwortete stolz der alte Woerden.

### Gaetano Sferra.

Von Alexander Dumas.

— Es war im Mai 1825, erzählte der Capitain des kleinen sicilianischen Fahrzeuges, auf welchem ich mit meinem Freunde Jabin von Neapel abgefahren war; wir brachten einen Engländer, der wie Sie zu seinem Vergnügen reisete, nach Malta. Es war die zweite oder dritte Fahrt, welche wir mit dem kleinen Schiffe da machten, welches ich gekauft hatte; die Mannschaft war fast dieselbe wie jetzt. Wir waren seit zwei Tagen in Malta und sollten noch acht Tage dableiben, so daß ich, statt auf dem Schiffe zu bleiben, die Bekanntschaft mit alten Freunden erneuerte. Diese gaben mir ein Festmahl und nach diesem wollten wir eine Tasse Kaffee in dem griechischen Kaffeehause trinken. Es war Abends sieben Uhr, d. h. ganz heller Tag. Wir schwärmten an der Thüre, als ich plötzlich aus einer kleinen Gasse, deren Ecke das Kaffeehaus bildet, einen jungen Mann von 25 bis 28 Jahren hervorkommen sah, der bleich, verstört und ohne Hut war. Ich hatte meinen Nachbar auf die Achsel geklopft, um ihn auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen, als der junge Mann gerade auf mich zukam, mir, ehe ich Zeit hatte, mich zu vertheidigen, einen Dolchstoß in die Brust gab, den Dolch in der Wunde stecken ließ, sich entfernte, um die Ecke herumging und verschwand.

Es war die Sache einer Secunde. Niemand hatte es gesehen, daß ich gestochen worden war; ich selbst wußte es kaum. Wir sahen uns unter einander an und jeder sprach den Namen Gaetano Sferra aus. Ich fühlte, daß die Kräfte mich verließen.

„Was hat er Dir gethan?“ fragte mich mein Nachbar; „Du siehst ja so blaß aus.“

„Was er mir gethan hat?“ antwortete ich; „da sich her.“ Ich faßte den Dolch an dem Griffe und zog ihn aus der Wunde heraus. „Das hat er mir gethan.“ Da meine Kräfte immer mehr schwanden, setzte ich mich auf einen Stuhl, denn ich fühlte, daß ich umfallen würde.

„Mörder! Mörder!“ schrien nun alle. „Gaetano Sferra ist es; wir haben ihn alle erkannt, er ist es. Mörder!“

— „Ja, ja,“ murmelte ich auch; „ja, Gaetano Sferra ist es. Mörder! Mör...!“ Es war vorbei, ich verdrehte die Augen.

Zwei oder drei Tage war ich bewußtlos, genau weiß ich es nicht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich Nunzio, unsern Steuermann da, neben meinem Bette sitzen; er hatte mich nicht verlassen, der alte Seerabe. Als ich ihn erkannte, sang er an, wie ein Narr um das Bett her zu tanzen.

„Weil ich so vergnügt war,“ unterbrach ihn der Steuermann.

Ich erinnerte mich bald, was mich auf das Krankenbett geworfen hatte, und fragte Nunzio, ob der Mörder verhaftet sei.

— „Der läuft noch immer umher,“ antwortete er mir.

„Man kannte ihn aber doch,“ fiel ich ein. „Es war, es war — wart' einmal, wie hießen sie ihn doch gleich? — Gaetano Sferra.“

— „Der war es nicht, Capitain. Es ist eine drollige Geschichte.“

„Er war es nicht?“

— „Nein, er konnte es nicht sein, weil Gaetano Sferra wegen eines Dolchstoßes früh zum Tode verurtheilt worden war, weil er sich im Gefängnisse befand, wo er auf den Geistlichen wartete, und weil er den nächsten Tag hingerichtet werden sollte.“

„Ah!“ sagte ich. „Nun ich weiß es freilich nicht, ich kenne ihn ja nicht.“

— „Gar nicht?“

„Nicht im Geringsten.“

— „Geschah es nicht vielleicht wegen einer kleinen Liebesangelegenheit?“

„Nein, auf Ehre, Alter, ich kenne Niemanden auf Malta.“

— „Und Sie wissen also nicht, warum der Wahnsinnige Sie überfiel?“

„Ich weiß es nicht.“

— „So wollen wir auch nicht mehr davon sprechen.“

„Es ist aber doch dumm, einen Dolchstoß in die Brust zu bekommen und nicht zu wissen, warum man ihn erhält und von wem man ihn erhält. Er wird es mit mir zu thun haben, wenn ich ihm begegne, weiter sage ich nichts.“

„Sie haben ganz Recht, Capitain.“

In diesem Augenblicke machte Pietro — unser Pietro da — die Thüre meines Zimmers auf. „Steuermann,“ sagte er, „der Richter ist es.“

„Bist Du auch da, Pietro?“ fragte ich.

— „Ein wenig, Capitain; ich bin noch nicht fortgegangen.“

Er hielt sich wirklich immer in dem Vorgimmer auf, damit man keinen Lärm mache, und da er uns hatte sprechen hören, hatte er die Thüre geöffnet.

„Es geht also besser,“ sagte Vicenzo, indem er auch den Kopf hereinsteckte.

— „Seid Ihr denn alle da?“ fragte ich.

„Nein wir sind nur unser drei, Capitain; die andern sind auf dem Schiffe und kommen bloß täglich zweimal her, um zu sehen, wie es Ihnen geht.“

— „Wie ich eben sagte, Capitain,“ fiel Pietro ein, „der Richter ist es.“

„So laß den Richter hereintreten.“

— „Capitain, er ist nicht allein.“

„Wer ist bei ihm?“

— „Der, welchen man für den Mörder hielt.“

„Ah!“ sagte ich.

— „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Richter,“ sagte Nunzio, „der Capitain hat sich noch nicht ganz erholt, weil er erst vor einer Viertelstunde die Augen aufgeschlagen hat, erst seit zehn Minuten spricht er wieder und wir fürchten also.“

„So werden wir morgen wieder kommen,“ antwortete eine Stimme.

— „Nein, nein,“ fiel ich ein; „da Sie einmal da sind, so treten Sie nur ein.“

„Treten Sie ein, da es der Capitain will,“ sagte Pietro, indem er die Thüre öffnete.

Der Richter trat ein; ihm folgte ein junger Mann, dem die Hände gebunden waren und den Soldaten begleiteteten; hinter dem jungen Mann gingen zwei schwarzgekleidete Männer, die Gerichtsbeisitzer.

„Capitain Arena,“ sagte der Richter, „Sie wurden an der Thüre des griechischen Kaffeehauses durch einen Dolchstoß verwundet?“

— „Allerdings; hier sehen Sie die Wunde,“ sagte ich, indem ich das Bett aufhob und meine Brust zeigte.

„Erkennen Sie,“ fuhr er fort, indem er auf den Gefangenen zeigte, „diesen jungen Mann für den, welcher Sie verwundet hat?“

Meine Augen begegneten in diesem Augenblicke denen des jungen Mannes und ich erkannte seinen Blick, wie ich schon sein Gesicht erkannt hatte; da ich aber wußte, daß mein Ausspruch ihn um das Leben bringen mußte, so zögerte ich, ihn abzugeben.

Der Richter sah, was in mir vorging, trat zu dem Crucifixe, das an der Wand hing, nahm es, brachte es zu mir und sagte: „Capitain, schwören Sie bei dem Heilande, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu sagen.“

Ich zögerte.

„Schwören Sie, wie man es von Ihnen verlangt,“ sagte der Gefangene, „und sprechen Sie nach Ihrem besten Wissen.“

— „Nun,“ fuhr ich fort, „Sie wollen es also selbst . . .“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

— „In diesem Falle,“ sprach ich, indem ich die Hand nach

dem Crucifixe ausstreckte, „schwöre ich, die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu sagen.“

„Sehr wohl,“ sprach der Richter. „Jetzt antworten Sie. Erkennen Sie diesen jungen Mann für den, welcher Ihnen den Dolchstoß gegeben hat?“

— „Vollkommen.“

„Sie bestätigen also, daß er es ist.“

— „Ich bestätige es.“

Er drehte sich nach den beiden Beisitzern um. „Sie sehen,“ sagte er, „der Verwundete selbst hat sich durch diese seltsame Ähnlichkeit täuschen lassen.“ Ueber das Gesicht des jungen Mannes verbreitete sich ein Strahl der Freude. Ich fand dies etwas seltsam, weil ich glaubte, meine Aussage könne für ihn gar nichts Erfreuliches enthalten.

„Sie bleiben also dabei,“ begann der Richter wieder, „daß der junge Mann derjenige ist, welcher Sie verwundete?“

Ich fühlte, daß mir das Blut nach dem Kopfe stieg, denn, Sie sehen, es war, als glaube man, ich lüge.

„Ob ich dabei bleibe? Das glaube ich; ich weiß es ja ganz gewiß; er war ohne Hut, trug einen schwarzen Rock, graue Beinkleider und kam durch das kleine Gäßchen, welches nach dem Gefängnisse führt.“

— „Gaetano Sferra,“ sagte der Richter, „was haben Sie auf diese Aussage zu antworten?“

„Daß dieser Mann sich täuscht,“ antwortete der Gefangene, „wie sich alle die täuschten, welche sich in dem Kaffeehause befanden.“

— „Es unterliegt keinem Zweifel,“ sagte der Richter, indem er sich zum zweiten Male an die wendete, welche ihm gefolgt waren.

„Ich mich täuschen!“ rief ich, indem ich mich trotz meiner Schwäche emporrichtete. „Das ist stark. Ich mich täuschen!“

„Der Arzt! Der Arzt!“ rief Pietro.

Durch die Bewegung, die ich gemacht hatte, war der Verband gelöst worden und hatte sich die Wunde wieder geöffnet, so daß sie stark blutete. Ich fühlte, daß ich von Neuem ohnmächtig werden würde; das ganze Zimmer drehte sich mit mir und mitten darin sah ich die Augen des Gefangenen mit einem Ausdrücke so seltsamer Freude auf mich gerichtet, daß ich eine letzte Anstrengung machte, um ihm nach dem Halse zu springen und ihn zu erwürgen. Diese Bewegung erschöpfte die noch übrigen Kräfte; eine blutige Wolke zog vor meinen Augen vorüber; ich fühlte, daß ich ersticke, ich lehnte mich zurück und dann fühlte ich gar nichts mehr; ich war wieder in Bewusstlosigkeit versunken.

Das dauerte nur sieben oder acht Stunden und ich erholte mich wieder wie das erstemal. Diesmal befand sich der Arzt an meinem Bette; Pietro hatte ihn geholt und Nunzio ihn nicht wieder fortgelassen. Ich versuchte zu sprechen, er legte mir aber einen Finger auf den Mund und winkte mir, ich möchte schweigen. Ich war schwach und gehorchte wie ein Kind.

„Es geht besser,“ sagte der Arzt. „Ruhe und die strengste

Diät! Besuchtet von Zeit zu Zeit die Wunde mit Malvenwasser. Alles wird gut gehen. Besonders laßt aber Niemanden zu ihm."

— „Da können Sie ruhig sein. Und wenn der ewige Vater selbst an die Thüre klopfte, würde ich antworten: Sie wollen mit dem Capitain sprechen? — „Ja.“ — Ewiger Vater, es geht nicht."

„Um zu Ende zu kommen," fuhr der Capitain fort; „Da Niemand zu mir durfte, als der Arzt, da ich nur sprach, wenn er mir die Erlaubniß dazu gab, so ging Alles gut, wie er es versprochen hatte. Nach einem Monate konnte ich stehen; nach sechs Wochen konnte ich mich wieder auf das Schiff begeben. Der Engländer war unterdes abgereiset, aber er war ein braver Mann. Er hatte Nunzio den verabredeten Preis bezahlt, als hätte er die ganze Reise gemacht, und überdies der Mannschaft ein schönes Trinkgeld gegeben. Die Seelust that mir wohl. Ich athmete wieder tief ein und öffnete den Mund so weit, als hätte ich den ganzen Wind, der von Griechenland kam, in mich aufnehmen wollen. In der gehörigen Zeit kam ich in das Dorf de la Pace zurück, wo meine Frau sich so sehr geängstigt hatte, daß sie vor der Zeit niedergekommen war. Zum Glück hatte es weder der Mutter noch dem Kinde geschadet. Seit dieser Zeit befinde ich mich wohl; nur geht mir, wenn ich lange schwimme, der Athem aus."

„Es war bereits ein Jahr vergangen, seit jenes Abenteuer mir begegnet war, als ich wieder Gelegenheit fand, nach Malta zu fahren. Meine Frau wollte die Reise nicht zugeben; sie glaubte, diesmal käme ich gar nicht wieder; aber ich beruhigte sie so gut als ich vermochte. Ich hatte diesmal keine Reisenden, sondern nur Waaren."

„Die Ueberfahrt ging vortreflich, — ein gutes Anzeichen. Ich hatte aber doch, das gestehe ich, nicht große Lust, nach Malta zu gehen, und ich kehrte deshalb, sobald meine kleinen Geschäfte abgethan waren, auf das Schiff zurück. Den nächsten Tag wollte ich wieder abfahren und ich zählte eben Geld in der Kajüte, als Pietro eintrat."

„Capitain," sagte er, „entschuldigen Sie, daß ich Sie störe; es ist eine Frau da, welche sagt, sie müsse in Geschäften mit Ihnen sprechen."

— „Eine Frau? Wo ist sie, diese Frau?" fragte ich, indem ich mir die Augen rieb..

„Unten, in einem kleinen Boote."

— „Ganz allein?"

„Mit einem Ruderer."

— „Wer ist die Frau?"

„Ich fragte nach ihrem Namen, aber sie antwortete, das gehe mich nichts an, sie habe mit Ihnen zu sprechen, nicht mit mir."

„Ist sie jung? Ist sie hübsch?"

— „Das ist etwas Anderes, ich kann es aber nicht sagen,

denn sie trägt einen Schleier, durch den man nicht hindurch sehen kann."

„So laß sie heraufkommen."

Pietro ging hinaus. Ich stellte mich hinter den Tisch und machte vorsichtig mein Messer auf. Ich war seit meinem Absenteurer sehr misstrauisch geworden; konnte die verschleierte Frau nicht auch ein Mann sein? Ist man aber auf seiner Hut, so braucht man nichts zu fürchten; ein Mann auf seiner Hut ist so gut wie zwei. Uebrigens führe ich, ohne mich zu rühmen, das Messer vortreflich."

„Auf den ersten Blick," fuhr der Capitain fort, „erkannte ich wohl, daß ich mich geirrt hatte und daß es wirklich eine Frau war, eine arme kleine Frau, die sich überdies sehr fürchtete, denn man sah es trotz ihrem Schleier, daß sie an allen Gliedern zitterte. Ich steckte mein Messer wieder in die Tasche und trat ihr entgegen."

„Was steht zu Ihren Diensten, Madame?" fragte ich sie.

— „Sind Sie der Capitain dieses kleinen Schiffes?" antwortete sie."

„Ja, Madame."

— „Hält Sie noch etwas im Hafen hier zurück?"

„Ich gedenke morgen früh abzusegeln."

— „Haben Sie Passagiere von Malta?"

„Nicht einen."

— „Segeln Sie vorzugsweise nach einem besonderen Punkte Siciliens?"

„Ich gedachte nach Messina zu fahren."

— „Wollen Sie vierhundert Ducaten verdienen?"

„Eine schöne Frage! Freilich will ich das, vorausgesetzt, daß es mir nicht schaden kann."

— „Durchaus nicht."

„Was habe ich zu thun?"

— „Sie müssen diese Nacht mit Ihrem Schiffe an die Spitze San Giovanni kommen, ein Uhr nach Mitternacht. Dann schicken Sie Ihr Boot an das Land. Es wird ein Passagier am Ufer warten und zu Ihnen sagen: Sicilien; Sie antworten dann Malta. Bringen Sie ihn am Bord und segeln Sie ihn an irgend einem Punkte in Sicilien ans Land. Weiter haben Sie nichts zu thun."

„Das ist leicht geschehen, und dafür soll ich . . .?"

„Vierhundert Ducaten erhalten, 200 baar; hier sind sie (die Unbekannte zog eine Börse und warf sie auf den Tisch); die letzten 200 Ducaten wird Ihnen der Passagier selbst zahlen, wenn Sie nach Sicilien kommen."

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

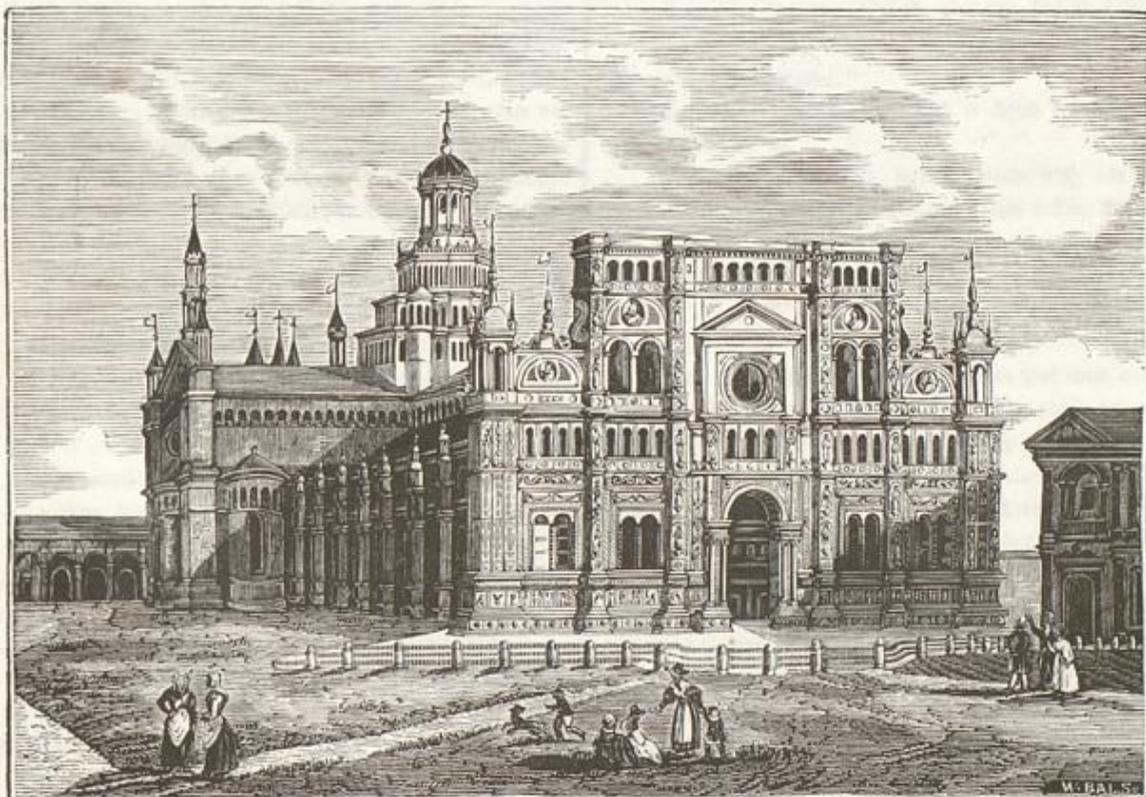
N<sup>o</sup> 39. für die elegante Welt. 1841.

## Das Karthäuserkloster (Certosa) bei Pavia.

In der Lombardei, wenige Meilen von Vinasco entfernt, in der Mitte der Ebene, wo 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Karl dem Großen und 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiser Karl V. gefangen wurde, steht ein berühmtes Kloster, die Certosa oder Karthause von Pavia (s. d. Abb.) Dieses Gebäude, sagt Lady Morgan, welches groß im Ganzen, klein im Einzelnen ist und ein eben so schwerfälliges als prächtiges Aeußere hat, liegt etwas vom Wege entfernt und am äußersten Ende einer reizenden Landschaft tief hinter seinen einst geweihten alten Mauern versteckt.

Die Viscontis, diese sich kühn erhebenden Herzöge von Mailand im vierzehnten Jahrhundert, zeichneten sich unter den sogenannten „Signoretti Tiranuelli“ Italiens vorzüglich ebenso durch

ihre innere Verderbtheit, wie durch ihren äußern Glanz aus. Die prächtigen Werke, die sie aufführen ließen, waren jedoch in der Zeit, wo sie herrschten, von einem weniger wohlthätigen Einfluß auf Kirche und Staat, als die ihrer unternehmenden Nachfolger aus dem Bauernstande, der Sforzas, und beschränkten sich mehr auf Gegenstände militärischer als kirchlicher Baukunst. Giovanni Galeazzo, Visconti von Pavia, kam durch Verrath zu dem Besitze der Herrschaft seines Onkels, indem er diesen nebst zweien seiner Söhne in dem Gefängnisse, zu welchem er sie verdammt hatte, wie es heißt, ermorden ließ. Wenige Zeit darauf, im Jahre 1395, erhielt er vom Könige Wenzel Mailand, was noch vor Kurzem eine freie Republik gewesen war, als Herzogthum. Er begann damit, daß er den Antritt seiner Regierung durch öffentliche Werke feierte und aus Furcht und zur Beschwichtigung seines Gewissens Schlösser und Kirchen erbaute. Damals entstanden die Festungswerke von Pavia und der Dom

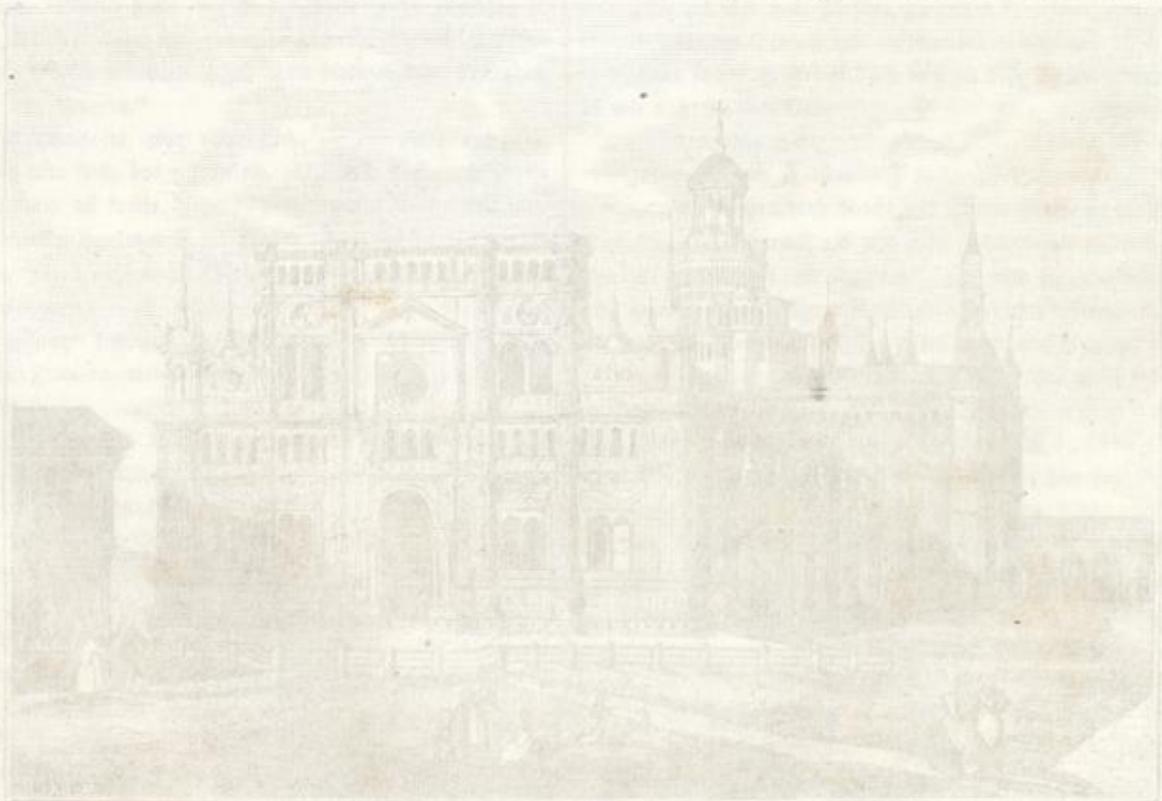


(Das Karthäuserkloster von Pavia, von außen.)

zu Mailand, so wie die weitberühmte Certosa, eine Abtei für Karthäusermönche, wodurch er den Geist seines Onkels versöhnen wollte.

Galeazzo war einer der gottesfürchtigsten Fürsten seiner Zeit. Er unternahm Wallfahrten nach der Kapelle der heiligen Jungfrau an der Spitze von zweitausend Bewaffneten und stand, so oft auch solche Handlungen der Frömmigkeit von schrecklichen Vergehungen begleitet waren, dennoch in besonderer Gunst bei allen Bischöfen in der Lombardei. Als er daher im Jahre 1396 den ersten Stein zu der Karthause legte, nahmen nicht bloß die Bischöfe von Pavia, Feltria und Biacenza, sondern auch der größte Theil der obersten geistlichen Behörden seines Herzogthums an dieser Feierlichkeit Theil. Die Kirche und das Kloster entstanden mit unbeschreiblicher Schnelle und mit einer Pracht und einem Aufwande, wie man vordem nicht gesehen hatte, so daß nach drei Jahren beide Gebäude so weit vollendet waren, daß ein Prior und vierundzwanzig Mönche vom Karthäuserorden ihre Wohnung darin aufschlagen konnten. Die vielen Pfründen, die sein Stifter ihm anwies, machten es zu einem der reichsten Klöster in Italien, und die Summe, welche Galeazzo in einem Codicille den Mönchen zur jährlichen Verschönerung und Verbesserung ihres Klosters aussetzte, erhöhte sein schönes Aeußere und vermehrte seinen Reichthum. Außerdem vermehrten noch viele Schenkungen den Wohlstand dieses Klosters, so wie die Talente späterer Jahrhunderte, namentlich die eines Luino Giacomo della Porta, Procaccini, Sacchi, Guer-

etino und anderer gleichberühmter und geschickter Männer es aufs Prachtigste ausschmückten. Noch im achtzehnten Jahrhundert arbeiteten italienische Künstler an der Verschönerung dieses Klostergebäudes, dessen Bau im vierzehnten begonnen hatte; und doch ist es trotz diesem Zeitraum von vier Jahrhunderten schwer zu begreifen, wie in einer solchen Zeit die unglaubliche Menge von Zierrathen, die Bildhauer- und Sculptur-Arbeiten, die einzelnen Kunstwerke in Gold, Bronze, Ebenholz und Elfenbein haben vollendet, die zahllosen ächten Steine, die Mosaikarbeiten und Gemälde haben aufgehäuft und all' der Reichthum, all' die Kunst haben verwendet werden können, die noch jetzt zur Verschönerung der einzelnen Kapellen, Altäre und Monumente beitragen. Selbst das Lavatojo (Waschzimmer) der Mönche ist mit Basreliefs von dem größten Werthe geschmückt, und das Fenster von gemaltem Glas, welches sich darin befindet, beschäftigte mehrere Jahre das Künstlergenie eines Christoforo Matteis, der es erst im Jahre 1477 beendigte. Mitten in dieser festlichen aber eben so stillen als mächtig ergreifenden Pracht erhebt sich das Mausoleum des Stifters dieses Klostergebäudes, Johann Galeazzo Visconti's. Dieses herrliche Monument wurde hundert Jahre nach seinem Tode dem Andenken an seine Wohlthaten von den Karthäusermönchen errichtet, um vielleicht dadurch seinen Nachfolgern, den Sforzas, den Wink zu geben, daß sie hingehen und desgleichen thun sollten. Es ist von dem reinsten parischen Marmor, wurde im Jahr 1490 von Pellegrini angefangen und von Giacomo della Porta im



Jahre 1562 vollendet; nur die Arabesken und die übrigen daran befindlichen Verzierungen sind von Christoforo Romani gearbeitet.

## Die beiden Bassisten.

(Fortsetzung aus Nr. 38. der Rodenzeitung.)

Einige Monate darauf war Caroché wieder hergestellt, Mourrit hatte die Oper verlassen und Duprez sollte in Rossinis „Wilhelm Tell“ debütiren.

Der Feierlichkeit der Debüts, die für einen Künstler an Aufregung aller Art so reich ist, geht eine noch mehr zu fürchtende Ceremonie vorher, die Hauptprobe nämlich. Hier kommt es nicht darauf an, das Publicum zu entwasfen, jenen Richter, der doch im Ganzen keineswegs so streng oder böswillig ist, als man ihn gern schildert; es müssen vielmehr etwa hundert Männer gewonnen werden, die ihrer Stellung nach dem Enthusiasmus, jener heiligen Electricität, die nur in der Menge wirkt, durchaus nicht zugänglich sind. Die Bühnenlampen blenden nicht; den Kronleuchter vertreten einige wenige hier und da angebrachte rauchende Lampen; es fehlt das beifällige Gemurmel, das aufrecht erhält und ermuntert; es fehlt der lang andauernde Beifall, der dem Künstler in den Kopf steigt und ihm das Herz erfüllt; überall ist Leere, Dunkelheit, Schweigen.

Die Generalprobe des „Wilhelm Tell“ wird Epoche machen in den Annalen der Oper. Die Neugierde hatte den höchsten Gipfel erreicht. Lange vor der angelegten Zeit gingen diejenigen, welche ein Recht dazu hatten, ihr beizuwohnen, in dem Hofe auf und ab. Jolliet und Caroché zeichneten sich unter den Unruhigsten aus; sie liefen dahin und dorthin, mischten sich in alle Gruppen, eröffneten einen wahren Kreuzzug zu Gunsten Mourrits und verfolgten den unglücklichen Duprez mit den boshaftesten Epigrammen.

Gegen Mittag begann die Probe. Das erste Erscheinen des Sängers Duprez war nicht günstig. Man erinnerte sich der so edeln und so majestätischen Haltung Mourrits und dieser Vergleich fiel keineswegs zu Gunsten des Stellvertreters desselben aus.

In diesem Augenblicke rief Caroché, der Pausen zählte, seinem Nachbar zu:

„Jolliet, weißt Du was?“

— „Was denn?“ fragte Jolliet, der den Debutanten nicht aus den Augen verlor.

„Ich erkenne ihn; es ist der kleine Duprez der „diebischen Eifer“, der vierte Tenorist des Odeon.“

— „Es ist wahrhaftig wahr; nun wir werden viel zu lachen bekommen. Ich wette ein Glas Eis, daß seine Stimme nicht über das Souffleurloch hinweg reicht.“

Während dieses Zwiegesprächs begann Duprez, sichtbar ängstlich, jenes herrliche Recitativ, das die Liebe und die Reue des Sohnes Melchthals so rührend schildert. Seine Stimme war unsicher, seine Bewegung gezwungen. Duprez fürchtete sich.

„Sein Organ hat ein wenig an Umfang gewonnen,“ sagte Caroché, „er ist aber doch noch immer der abscheuliche Comödiant vom Odeon.“

Der zweite Act gab der Sache eine ganz andere Wendung. Der Debutant, der ruhiger geworden war, entfaltete in seinem Duett mit Mathilde alle Schätze seiner wunderbaren Stimme. Von da an schritt er von Siegen zu Siegen und seine große Arie im dritten Acte gewann ihm allgemeinen Beifall. Caroché selbst konnte sich des Klatschens nicht enthalten.

„Was machst Du?“ fragte Jolliet. „Du applaudirst ja!“

— „Ich bin bekehrt durch sein Talent.“

„Er hat ja keines.“

— „Du bist ein Narr.“

„Ich ein Narr! Ich sage Dir, daß Dein Duprez meinem Mourrit nicht bis an die Achsel reicht.“

— „Dem Körper nach ist es wohl möglich, als Sänger aber ist Duprez zwei Ellen größer als Mourrit.“

„Sprichst Du im Ernst?“

— „In vollem Ernst.“

„O, die Menschen!“ rief Jolliet aus, indem er mit dem Fuße stampfte. „Vergißt Du, was Du vor zwei Stunden sagtest?“

— „Vor zwei Stunden war ich von Vorurtheilen befangen.“

„Und jetzt?“

— „Jetzt spreche ich aus Ueberzeugung. Duprez ist der größte Künstler, den ich jemals singen gehört habe.“

„Das heißt, ich bin ein Esel, weil ich nicht eben so denke.“

— „Keineswegs, Du bist bloß eigensinnig. Morgen wirst Du meine Ansicht theilen.“

„Niemals!“ rief Jolliet. Und erkehrte dem Freunde Caroché den Rücken zu.

An diesem Tage saßen die beiden Freunde nicht mit einander und sie legten sich, zum ersten Male in ihrem Leben, Abends nieder, ohne einander die Hand gedrückt und eine gute Nacht gewünscht zu haben.

## 2.

Caroché hatte sich nicht getäuscht. Das Publicum nahm den neuen Sänger mit Enthusiasmus auf; man schlug sich an dem Eingange der Oper jedesmal, wenn Duprez auftreten sollte, und „Wilhelm Tell“, den Mourrit nicht hatte beliebt machen können, wurde durch den Nachfolger desselben die Modeoper.

Dieses unerhörte Glück brachte Jolliet zur Verzweiflung. Da er gegen die Sache selbst nichts vermochte, so bemühte er sich, die Folgen zu verkleinern, und stritt sich jeden Tag mit Caroché.

„Nun,“ sagte Caroché, der durch den hartnäckigen Eigensinn seines Freundes zum Aeußersten gebracht war, „Du willst, ich soll Unrecht haben; ich willige ein. Aber wie erklärst Du die Verblendung des Publicums, das meinen Irrthum theilt und sich in Massen in das Theater drängt?“

— „Das ist ein schöner Grund! Weißt Du denn nicht, aus welchen Elementen ein Theaterpublicum im Allgemeinen und das

der Oper insbesondere zusammengestellt ist? Im Parterre die Schaar der Claqueurs und einige Hundert Hagestolze aus der Provinz, denen Alles recht ist; im Orchester alte gewöhnliche Gäste, die nur für die Beine der Tänzerinnen Augen und Sinn haben, einige Journalisten, die sich weniger um das Schauspiel als um das Erhaschen einiger Tagesanecdoten kümmern; im Amphitheater die Freibillets und die Verheiratheten aus der Provinz; in den Logen endlich die Abonnenten, die kommen, weil es ihr Tag ist und weil sie ein neues Kleid zu zeigen haben oder frischgefasste Diamanten tragen.“

„Und der langen Rede kurzer Sinn?“

— „Ist der, daß die competenten Richter ausschließlich im Orchester sitzen.“

„Ich glaubte auch dazu zu gehören.“

— „Du bist des nicht mehr würdig. Du hast dem Baal geopfert.“

„Das heißt, Du allein in der Oper hast Recht. Du würdest am besten thun, wenn Du geradezu aufträtest und sagtest: „ich bin das Publicum.“ Man wüßte dann doch, woran man wäre.“

Diese oft wiederholten Wortwechsel hatten die Gefühle der Freundschaft noch nicht beeinträchtigt, welche die beiden Bassisten vereinigten, aber ihr gutes Vernehmen war bereits verändert. Caroché, der den Hausfrieden liebte und Streitigkeiten zu vermeiden suchte, erschien fast gar nicht mehr am Tische der Mad. Jolliet; er schügte Einladungen auswärts vor und aß lieber allein in einer Restauration. Es war dies eine der härtesten Entbehrungen, die er sich auferlegen konnte; an die quassmütterliche Aufmerksamkeit seiner Wirthin gewöhnt, bei der er nichts zu thun brauchte, als das zu essen, was sie ihm vorsezte, wußte Caroché nicht, wohin er sich mit seinem Appetite wenden sollte.

„Was giebt es denn Außerordentliches?“ fragte endlich Mad. Jolliet ihren Mann.

— „Was soll es geben? antwortete Jolliet mit bitterm Lächeln. „Freund Jolliet ist eigensinnig. Daß er, den ich so lange mit meiner Liebe beehrt habe, mich so hintergehen kann!“

„Caroché, Dich hintergehen . . .?“

— „Gewiß. Er kennt meine Vorliebe für Rourrit und Gott sei Dank! ich habe es nicht verschwiegen, was ich von seinem Duprez halte. Aber ohne zu bedenken, daß er durch sein Versehen mein Herz verwundet, schämt er sich nicht, sich einem Haufen alberner Menschen anzuschließen, die es überall ausschreien, Duprez sei der Messias des Gesanges und der Musik. Für den Augenblick triumphirt Caroché und er benimmt sich wie ein Sieger; das Publicum scheint ihm gewonnenes Spiel zu geben, das Publicum, das stets dahin sich wendet, wohin man es schiebt. Aber nur Gebuld! Der gesunde Verstand wird endlich doch durchbringen und der Name Duprez lange vergessen sein, wenn Rourrit noch in vollem Glanze strahlt.“

„Thut Dir es denn aber nicht leid, daß Ihr beide durch den Streit in eine so eigenthümliche Lage gebracht seid?“

— „Ob mir es leid thut! Ich habe aber auch die Kraft, nichts von dem, was ich empfinde, merken zu lassen.“

„Ein schöner Muth, sich selbst zum Märtyrer seines Eigensinns zu machen!“

— „Adelheid, es handelt sich hier nicht um Eigensinn; achte meine Ueberzeugung; sie ist ehrenwerth.“

„Caroché gehorcht aber auch seiner Ueberzeugung; ist sie minder ehrenwerth als die Deinige?“

Dieses Argument brachte Jolliet in Verlegenheit; er brach plötzlich ab und fuhr fort: „Wohin zielt Du eigentlich? Wozu diese Vorwürfe und Klagen? Du könntest Dich nicht gekränkter stellen, wenn ich, Dein Mann, Dich verlassen hätte. Caroché war ja nicht Dein Mann; es steht ihm ganz frei, sich zu wenden, wohin er will; verläßt er uns, so sehe ich nicht ein, warum wir in Sack und Asche trauern sollten.“

Mad. Jolliet schwieg, nahm sich aber vor, diesem Zustande der Dinge, der sie tief betrübte, ein Ende zu machen. Eines Morgens, als ihr Mann ausgegangen war, klopfte sie leise drei Mal an die Thüre der Wohnung des Herrn Caroché, der selbst öffnete, bei dem Anblicke seiner Nachbarin hocherröthete und einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

„Ach, Sie sind es, Madame!“ sagte er; „was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

— „Mein lieber Caroché,“ antwortete Mad. Jolliet; „ich komme bloß, um Sie zu sehen, und dann um Sie zu fragen, ob Sie bis zum jüngsten Tage mit uns zu schmollen gedenken?“

„Madame,“ entgegnete Caroché, „ich will ganz offen gegen Sie sein. Ihr jetziger Schritt ist mir ein Zeugniß von Ihrer Freundschaft und ich will nichts verbergen von dem, was ich empfinde.“

— „Sprechen Sie; ich bin ganz Ohr. Was giebt es?“

„Ihr Mann verkürzt mir meine Lebensstage; er ist ein Tyrann gegen mich, mein Henker ist er geworden. Seit nun bald sechs Wochen besteht seine einzige Unterhaltung darin, mich zu quälen. Wenn er meinen Tod wünscht, wenn ich ihm auf dieser Erde im Wege bin, nun mein Gott! so sage er es nur, und ich will mich selbst umbringen, denn eine Sünde gegen die andere gehalten, ziehe ich doch einen Selbstmord vor; wenigstens erspare ich ihm dadurch die Reue über ein Verbrechen.“

Der Schmerz des armen Caroché war so lebhaft empfunden, seine Verzweiflung so aufrichtig und unverstellt, daß Mad. Jolliet sehr gerührt wurde.

(Beschluß folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 40. für die elegante Welt. 1841.

## Die beiden Bassisten.

(Beschluss.)

„Mein lieber Nachbar,“ sagte Madame Joliet zu Caroché, „ich behaupte nicht, daß Sie gar keine Ursache haben, sich zu beklagen, Sie scheinen aber die kleinen Vergehen meines Mannes ungemein zu übertreiben. Sie kennen ihn ja so lange und so genau, wie können Sie ihn für einen wahren Menschenfresser halten?“

— „Da liegt eben der Irrthum!“ rief Caroché. „Ich kannte Joliet noch nicht, ich glaubte bloß, ihn zu kennen. Erst jetzt fange ich an, einen Begriff von seinem schrecklichen Character zu erhalten. Je mehr ich ihn studire, um so mehr...“

„Erlauben Sie mir,“ bemerkte Madame Joliet, „das beste Mittel, ihn gewissenhaft zu studiren, würde das sein, daß Sie mit uns wieder lebten wie früher. Meiner Meinung nach können Sie ihn nicht durch die Wände hindurch studiren.“

— „Und die Oper, Madame, die Oper!“ fiel Caroché ein. „Rechnen Sie die Nothwendigkeit für nichts, in der wir uns befinden, uns alle Tage im Orchester bald bei Vorstellungen, bald bei Proben zu begegnen. Es ist dies, müssen Sie wissen, eine entsetzliche Strafe, eine unaushörliche Folter, in welcher ich alle mögliche Muße habe, Ihren Joliet zu studiren und seinen Character kennen zu lernen. Man spricht von der Kette, welche zwei Galeerensclaven an einander schmiedet; diese Kette ist eine Rosenguirlande in Vergleich mit der, welche uns an ein und dasselbe Pult fesselt. Es thut mir leid, Ihnen dies gestehen zu müssen, aber Sie werden auch einsehen, daß Sie selbst mich dazu nöthigten; erfahren Sie denn, daß Ihr Mann ein ungeselliges Wesen ist, das seine Freundschaft seinen tyrannischen und gehässigen Leidenschaften opfert.“

Als er so sprach, ließ sich in dem anstößenden Zimmer ein leichtes Geräusch hören und alsbald verbreitete sich ein erstickender Geruch.

„Mein Gott!“ rief Caroché, „und mein Frühstück, das ich ganz vergessen habe!“

Er eilte fort; Madame Joliet folgte ihm und ein Schauspiel, das des Pinsels eines Künstlers würdig wäre, bot sich ihren Augen dar; das Zimmer des Caroché war nicht mehr zu erkennen; es war nicht mehr die kleine lachende duftende Dase der frühern Zeit, als eine versorgende und fleißige Hausfrau ihren milden Einfluß in dem ganzen Hause übte. Das Zimmer befand

sich in einer Unordnung, die schwer zu beschreiben sein dürfte. Die Meubles standen nicht an ihrem Plage; die Kleidungsstücke des Miethers lagen hier und da umher; das Bett schien in einer ganzen Woche nicht gemacht worden zu sein und die meisten Gegenstände hatten ihr ursprüngliches Aussehen unter einer dicken Staubschicht verloren. Mitten in dem Zimmer, gleichsam um das Werk zu krönen, war eine Kohlenpfanne umgefallen und ein Ding, das ein Beefsteak gewesen zu sein schien, verbrannte in den Kohlen und in der Asche.

Der Anblick dieser traurigen Bohnung sprach dringender zu dem Herzen der Madame Joliet als alle Klagen Carochés.

„Armer Mann!“ dachte sie; „er ist unglücklich; er leidet; mein Mann hat ebenfalls seine Ruhe verloren; ich will sie wieder versöhnen; es muß geschehen; es ist meine Pflicht.“

Caroché war nieder gekniet und betrachtete mit thränenfeuchten Augen die Ueberreste seines Frühstücks; Madame Joliet klopfte ihn auf die Achsel.

„Es ist ein Unglück,“ sagte sie.

— „Ein großes Unglück, Madame,“ entgegnete der alte Bassist; — „ein so schönes Beefsteak, das ich wie meinen Augapfel gehalten hatte.“

„Es ist meine Schuld,“ sagte sie, „und mir kommt es zu, die Sache wieder gut zu machen. Mein Mann frühstückt nicht zu Hause; kommen Sie und nehmen Sie seinen Platz ein.“

— „Ich!“ rief Caroché.

„Sie, ja Sie.“

— „Und wenn Joliet unerwartet nach Hause käme...“

„Er wird nicht nach Hause kommen, und übrigens nehme ich alles auf mich.“

Caroché, den der Hunger quälte, nahm die Einladung an, ohne sich länger bitten zu lassen. Der Tisch war gedeckt. Auf diesen Tisch mit dem schneeweißen Tuche setzte Madame Joliet bald ein Frühstück, das eben so wohl dem Gaumen als der Nase schmeichelte. Caroché seufzete bei dem Gedanken an alles das Gute, das ihm die übele Laune seines Freundes entzogen hatte.

In diesem Augenblicke hörte man Tritte auf der Treppe, die Thüre ging auf und Joliet trat herein.

„Himmel!“ rief er; „Caroché bei mir, an meinem Tische? Haben mir endlich die Götter den Freund wieder gegeben, den ich verloren hatte?“

Caroché seiner Seite war versteinert; wer ihn so mit offenem Munde, mit der Gabel in der Hand gesehen hätte, würde ihn

für eine Statue des Appetites gehalten haben. Endlich stand er auf, trat zu seinem Wirth und sagte zu ihm, ohne daran zu denken, daß er Corneille parodirte:

„Daß uns Freunde sein, Joliet; ich fordere Dich dazu auf.“  
Und er reichte ihm die Hand.

Joliet fühlte anfangs den Drang in sich, die ihm gebotene Hand zu drücken; aber ein Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, hielt ihn zurück.

„Ich bin vollkommen geneigt, Dir meine Liebe wieder zuzuwenden,“ sagte er; „ich fühle, daß mir die Freundschaft ein Bedürfnis ist, wie Dir. Aber ich stelle eine Bedingung.“

— „Eine Bedingung? Und welche?“

„Daß Du Abbitte und Ehrenerklärung giebst wegen Deiner frühern Rezereten und daß Du, in vollständigem Orchester, anerkennst, ich hätte Recht und Duprez wäre nicht würdig, Nourrit die Schuhriemen aufzulösen.“

— „Das werde ich niemals thun!“ rief Caroché, dem Zornesgluth das Gesicht röthete.

„Es sei,“ sagte Joliet, „dann aber wirst Du gestehen, daß Du einen ewigen Bruch zwischen uns wünschst.“

— „Das werde ich nicht gestehen, Du müßtest denn ein Despot und ein schlechter Mensch sein.“

„Herr, ich mache Ihnen bemerklich, daß Sie sich in meiner Wohnung befinden.“

— „Ich weiß es, Herr, und bedaure nur eins, Sie nämlich in die Nothwendigkeit versetzt zu haben, diese Bemerkung gegen mich aussprechen zu müssen.“

Caroché verneigte sich artig vor Madame Joliet, warf seinem ehemaligen Freunde einen zornigen Blick zu und trat ab, wie etwa die Rachel abtritt, wenn sie einen donnernden Beifallsturm hervorrufen will.

Eine Stunde nach diesem Auftritte, den wir eben beschrieben haben, fanden sich in dem Zimmer des Caroché mehrere Maurer ein, die sich nicht eher entfernten, bis die Thüre, die in die Wohnung Joliet's führte, zugemauert war. In dieser Zeit und während er die Arbeiter beaufsichtigte und antrieb, schrieb Caroché folgenden Brief, den er Abends auf die Post warf:

„Mein Herr, es kann zwischen uns nichts Gemeinschaftliches mehr geben; Sie haben unsere Freundschaft zertrümmert, ohne sich darum zu kümmern, ob Sie dabei nicht auch mein Herz zerreißen; Sie haben mich fortgewiesen, Ihren alten Kameraden, seit fünf und zwanzig Jahren Ihren Bruder; Sie haben kein Mitleid gehabt mit meinen bittenden Blicken; — das ist ein trauriger Muth, mein Herr. Sehen Sie, ich habe nicht den Muth, Ihnen zu fluchen; ich überlasse Sie Ihrer Reue; sie wird mich vollkommen rächen.“

„Ich konnte früher wohl die Unterstützung eines Freundes annehmen; weit entfernt, darüber zu erdöthen, war ich stolz darauf, denn es war für mich ein neuer Beweis von der vollkommenen Aufrichtigkeit seiner Freundschaft, und die Dankbarkeit ein Band mehr, das mich an ihn fesselte. Jetzt aber ist dieser Freund gestorben und an seine Stelle ein Mann getreten, der wohl sei-

nen Namen führt, aber nicht sein Herz besitzt; meine Schuld drückt mich deshalb und ich beeile mich, sie abzutragen.“

„Haben Sie deshalb, ich ersuche Sie darum, die Güte, mir anzuzeigen, welche Summe ich Ihnen schuldig bin. Ich verheimliche es Ihnen nicht, daß mir es schwer werden wird, dieses Geld zurückzuzahlen, erstens weil mir die Verwendung desselben leid thut; man hätte mich sterben lassen sollen, ich wäre doch wenigstens mit einer Illusion gestorben. Dann bin ich auch nicht reich. Ich verspreche nichts desto weniger, diese meine Schuld mit allem erdenklichen Eifer abzutragen. Gott wird mir Arbeit senden; ich stehe zwei Stunden früher auf, schreibe Noten ab und so lange ich athme, das schwöre ich Ihnen, werde ich nur einen Gedanken haben, die Schuld zu tilgen, die ich nicht vergessen kann und deren Andenken mich unaufhörlich verfolgt.“

„Caroché,

erster Bassist an der Oper.“

Am andern Tage fand Caroché, als er nach Hause zurückkam, folgende Antwort:

„Mein Herr,

„Sie sind mir nichts schuldig und Sie würden mich beleidigen, wenn Sie noch mehr von dieser Kermeligkeit sprechen wollten. Ich bin eben so wenig reich als Sie, besitze aber auch eben so viel Ehrgefühl als Sie. Es ist nicht mehr Zeit, auf eine Vergangene zurückzukommen, die ich meines Theiles vollständig vergessen habe. Sie sprechen von geleisteten Diensten, von gemachten Schulden; alles dies habe ich vergessen. Es kann sein, daß ich früher einen Freund in der Noth unterstützte, da aber dieser Freund nicht mehr existirt, so sehen Sie wohl selbst ein, daß ich an Niemanden anders Anspruch machen kann und werde. Die Schuld ist eine ganz persönliche.“

„Ersparen Sie sich also die Mühe, die Ihnen der Eifer des Frühaufstehens verursachen würde, an das Sie ohne Zweifel nicht gewöhnt sind; schonen Sie Ihre werthe Gesundheit, mein Herr, sie gehört wenigstens eben so sehr Ihren Freunden als Ihnen selbst. Was würde z. B. aus dem guten Duprez werden, wenn er Sie nicht mehr unter die Zahl seiner uneigennütigen Bewunderer zählen könnte? Einer mehr oder weniger macht in der Quantität sehr viel aus.“

„Mein Herr, ich habe die Ehre Sie zu grüßen.“

„Joliet,

zweiter erster Bassist an der Oper.“

Das Orchester der Oper konnte sich von seinem Staunen nicht erholen. Die Veruneinigung der beiden Bassisten, die man lange nicht bemerkt hatte, die aber endlich Jedermann bekannt werden mußte, war der Gegenstand fortwährender Gespräche und endloser Erklärungen und Vermuthungen. Joliet und Caroché bildeten den Gegenstand der unermüdblichen Neugierde ihrer Kunstgenossen. Aller Augen waren auf sie gerichtet; sie konnten keine Bewegung machen, kein Wort sprechen, ohne daß man von allen Seiten aufhorchte.

„Was sagen sie?“ fragte ein neugieriger Clarinettist.

— „Sie haben ein Rendezvous verabredet,“ antwortete ein spasshafter Contrabassist.

„Zum Frühstück?“ wagte ein Flötist zu fragen.

— „Nein, — um sich zu schlagen.“

„Um sich zu schlagen!“ wiederholten Alle mit Schrecken und die Neugierkeit lief bald in dem ganzen Orchester um.

— „Ich habe doch nicht gehört, daß St. Rochus und sein Hund einander jemals etwas zu Leide gethan hätten,“ meinte Einer.

„Ah, und wenn sie beide sterben, um welchen von beiden wird Madame Tulliet eigentlich trauern?“ warf ein Anderer ein.

Während diese Sticheleien hin und herflogen, mußten die beiden Bassisten, durch das gebieterische Geheiß der Pflicht an einander gekettet, alle Tage mehrere Stunden lang an einem und demselben Pulte sitzen und gleichsam ein und dasselbe Leben leben.

Unterdeß kam eine schreckliche Nachricht aus Italien an. Mourrit hatte sich selbst im Auslande getödtet, durch Selbstmord das schöne Leben geendiget, das im Ruhme begonnen hatte.

Tulliet verlor den Kopf, als er dieses große Unglück erfuhr. Abends im Theater piff er Duprez gleich bei dem ersten Auftritte in der „Jüdin“ aus und am nächsten Tage ließ ihm der Director der Oper anzeigen, daß er nicht mehr zu dem Orchester gehöre.

Acht Tage darauf begleiteten Laroche und einige Freunde die sterblichen Ueberreste Tulliets auf den Gottesacker auf dem Montmartre.

Das Alter, die Körperschwäche und die heißen Thränen, welche dem Laroche der Tod seines Freundes kostete, schwächten seine Augen allmählig so, daß er sich genöthiget sah, das Orchester der Oper zu verlassen. Er spielt gegenwärtig im Orchester der Blinden.

Madame Tulliet ihrer Seite setzt ihre guten Werke in einem Hospitale fort, in das sie als barmherzige Schwester eingetreten ist.

## Die Mühle von Heilly.

### I.

Einige Flintenschüsse weit von dem Schloße Heilly in der Picardie stand noch im Jahre 1793 die schönste Windmühle, welche eine Landschaft schmücken kann. Sie ruhte auf einem runden Bau von rothen Ziegelsteinen und hatte eine Galerie von grün angestrichenem Holze, wie man es noch jetzt an den Mühlen in Holland sehen kann, und diese Galerie war im Sommer reich von Kletterpflanzen umschlungen; ihr Schieferdach ragte über die hohen Bäume am Hügel, auf dem sie stand, hinaus und ihre großen Flügel dreheten sich lustig.

Gewissermaßen die Schildwache des prächtigen Schloßes Heilly, sah sie demselben gerade in das Gesicht, nicht mit der bescheidenen Miene des Vasallen, der seinen Herrn anschaut, sondern gleichsam als Bruder oder Freund.

Neben der Mühle stand das nette von Steinen erbaute Wohnhaus des Müllers.

An dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt, Nachmittags um vier Uhr, ruhte bei drückender Hitze alles in der Ebene und in dem Schloße, selbst die Mühle rührte sich nicht und der Schloßherr hielt wahrscheinlich Siesta. In diesem Augenblicke hörte man auf der Straße von Amiens her das Rassel eines Wagens; der Schloßherr, der ungern aus dem Schlummer sich reifen ließ, öffnete das Fenster und zeigte sich in dem ganzen Glanze eines Sonntagsfracks.

„Wer kann mit solchem Lärme ankommen, Barbeau?“ sagte er zu seinem Haushofmeister mit übel verdecktem Verdrusse. „Gott sei Dank, ich erwarte keinen Vetter und das Essen ist nur für drei Personen eingerichtet. Was bedeuten die beiden prächtigen Hunde und der Käufer in Livree? — Will man mir einen Possen spielen. Der Marquis von Billeblanche.“

„Wahrhaftig Du bist es, lieber Marquis!“ rief der Gast, der in diesem Augenblicke eintrat; „aber Du bist dick, unkenntlich geworden, lieber Rudolph; wie schwächlich warst Du sonst. Laß Dich küssen und wieder küssen, wie vor zehn Jahren. Du hast doch, hoffe ich, den Chevalier von Antignac nicht vergessen?“

— „Sie erdrücken mich, mein lieber Herr von.. Wie, zum Teufel! sagten Sie? Armagnac, Almanach..?“ fiel der Schloßherr athemlos ein.

„Antignac! Wahrhaftig, Marquis, Sie haben ein kurzes Gedächtniß. Erinnern Sie sich des allerliebsten kleinen Degenstoches nicht mehr, den ich früher einmal für Sie vor der Oper in Empfang nehmen mußte? Sie waren damals noch zu jung, als daß Sie sich hätten schlagen können. Es war wegen der kleinen Louise Rey, der ersten Tänzerin. Das nenne ich mir, sich der Ehre der Tänzerinnen annehmen!“

Und der Chevalier drehte sich auf dem linken Beine um so grazios wie Bestrieß.

— „Was wollen Sie? Was führt Sie hierher? Sie sind wohl auf dem Wege zu meinem Nachbar, dem Baron von Lureuil, da ich zwei Gewehre in Ihrem Wagen sah?“

„O keinesweges, mein Werther; ich hatte allerdings die Wahl zwischen dem Marquis von Billeblanche und dem Barone von Lureuil, aber ich entschied mich für den nobelsten. Ihr Adel schreibt sich aus den Kreuzzügen her, während Lureuil den seinigen nur der Gunst der Dubarry verdankt. Ich verstehe mich auf den Adel! Erinnern Sie sich noch, daß Ihre Familie mir den Auftrag erteilte, in Ihrem Archiv nachzusehen? Ein Billeblanche starb an der Pest in Tunis im Jahre der Gnade... sagen Sie, in welchem Jahre war es doch?“

— „Es liegt wenig daran,“ antwortete der Marquis. „Bei mir also wollen Sie absteigen? Warum haben Sie mir das nicht vorher gemeldet? warum schrieben Sie nicht? Ich lebe hier wie eine Gule und Sie werden bei mir nichts von Ihrem Versailles finden.“

„Ah, ich kenne Sie schon. Sie wissen alles trefflich anzu-

stellen. Erinnern Sie sich noch des prachtvollen Soupers den Abend vor Ihrer Wette, der famösen Wette, wissen Sie?"

— „Allerdings,“ entgegnete der Marquis verlegen. „Aber sagen Sie mir nur den Grund zu Ihrer plötzlichen Ankunft? Und warum wählten Sie gerade mein Schloß?"

„Ich bin ruiniert, mein Werther, ruiniert, das ist mein erster Grund; das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, der zweite. Mein vortrefflicher Billeblanche, es ist mir nichts übrig geblieben als der Wagen draußen, die beiden Jagdhunde und der Käufer in aurorafarbener Bourse, den ich Ihnen indefs gern überlasse, wenn Sie ihn haben wollen. Er lief früher bei dem Grafen von Artois, hat Weine wie ein Hirsch und einen höllennmäßigen Appetit. — Baptiste,“ fuhr der Chevalier fort, „lauf in die Küche und melde, daß man unser Diner bereite.“

„Aber, Herr Chevalier...“ fiel der Marquis ein.

— „Ich glaube gar, Du sagst „Herr.“ Mein lieber Billeblanche, Du bist zerstreut, wie ich sehe; erinnerst Du Dich unserer Ballspielpartien, unserer Concerte und unserer Soupers nicht mehr? Es ist auf Ehre! wunderbar, wie dich die Landluft macht! Ich bin so dünn wie eine Parlekinspritze.“

„Sie wollen also, Chevalier... das heißt Du willst... bei mir bleiben in der schönen Jahreszeit? Es thut mir leid, mein Herr, das heißt, mein lieber Freund, aber ich kann einen solchen Gast nicht bis Morgen behalten.“

— „Undankbarer! Wahrhaftig, Marquis, ich hätte Dich des nicht für fähig gehalten. Da Du aber diesen Ton anstimmst, so sieh' da dieses Billet, das Du anerkennen wirst, weil es Deine Unterschrift trägt, und das Du mir vor zehn Jahren gabst...“

„Dieses Billet? Welches?“ murmelte der Marquis, wenigstens eben so verlegen als überrascht.

— „Da, grausamer Freund, weil Du mich denn zwingst, Dich an meine Wohlthaten zu erinnern; da, nimm und lies... Du weigerst Dich?“

„Das... das sind ja Krinkelkrakel, eine Handschrift...“

— „Die Du recht wohl kanntest, als ich Dir die Briefe an die Guimard schrieb. Ich will Dir es vorlesen... Höre mich an:

„Für das Zusammenstellen, Ausmalen, Schreiben und Detailliren des Stammbaumes der sehr hohen und sehr angesehenen Familie Billeblanche“ — nun was sagst Du dazu? — „zu welcher Arbeit vier Redactoren, ein Zeichner und zwei Copisten nöthig waren, verspreche ich dem Herrn Chevalier von Antignac aus der Gascogne, meinem Freunde“ — das bin ich — „die Summe von zweitausend Livres, zahlbar nach Sicht, die mit den 5000 Livres, welche ich ihm für den Phaeton schuldig bin, welchen er mir verkaufte, zusammen die Summe von siebentausend Livres ausmacht.“

„Siebentausend Livres!“ unterbrach ihn der Marquis, indem er auf einen Sessel sank; „siebentausend Livres! Und ich konnte das unterzeichnen...!“

— „Das Papier ist vollkommen in der Ordnung... Du

siehst ein, daß ich wegen meiner Nachlässigkeit oder vielmehr, weil das Glück mich damals mit seiner Gunst überhäufte, an diesen Witsch nicht dachte; aber die Zeiten sind jetzt schlecht, ich habe meine Stelle am Hofe eingebüßt und bei dem Wetter, das am Horizonte aufsteigt... Kurz hier ist meine Forderung, Du siehst, daß sie in Ordnung ist. Ich wollte nicht sogleich mit Dir davon sprechen, aber Du hast eine so seltsame Art, die Leute zu empfangen...“

„Ich bitte um Verzeihung, Chevalier, ich werde meine Schuld bezahlen... Sie haben aber wahrscheinlich jenen Stammbaum bei sich?“

— „Hier in der Tasche,“ entgegnete der Chevalier, indem er ein großes Pergament hervorzog, das er vor den Augen des Marquis ausbreitete, welcher seine Augen nicht davon abwenden konnte.

„Davon wollen wir beim Dessert, beim Champagner sprechen,“ fuhr Antignac fort. „Du läßt ihn doch in Eis setzen, nicht wahr? Ich sehe da die zwei mit Blei ausgefüllten Flaschenhalter von Mahagoni... ah,“ setzte er näher tretend hinzu, „sie sind in der Auction bei Richelieu erstanden.“

— „Wohl möglich... ja, ich glaube mich zu erinnern,“ entgegnete der Marquis in der größten Verlegenheit. „Meine Frau wird das besser wissen.“

„Verheirathet? Du, Billeblanche! Das erste, was ich davon erfahre. Warum hat Niemand in Paris eine Karte erhalten? Eine Liebschaft, vielleicht? Eine Schäferin von sechszehn Jahren, ein Rosenmädchen aus der Picardie? Nun, Du hattest immer einen guten Geschmack. Aber in diesem Falle muß ich fort; laß mir mein Zimmer anzeigen; ich muß ein wenig Toilette machen... Die Frau Marquise verdient es, nicht wahr?“

— „Da ist der Schlüssel zu Nr. 3,“ entgegnete der Marquis, indem er mit einem Seufzer den Schlüssel aus dem Bunde nahm; „links an der Treppe.“

„Ich werde mich finden... Augenblicklich bin ich wieder da.“

— „Das fürchtete ich,“ sagte der Marquis, indem er die Marquise im einfachsten Morgenneulige ankommen sah. „Da sind wir schön angekommen,“ fuhr er, zu seiner Frau gewendet fort, indem er einige Knöpfe der Weste aufmachte. „Aber Du hast es so gewollt. Statt mich Müller bleiben zu lassen, wie vorher, nachdem ich über 60,000 Livres verdient hatte! Man muß dazu erzogen sein, wenn man den großen Herrn spielen will. Ich hätte unsern jungen Herrn wohl das Schloß abnehmen können; nur seinen Namen sollte ich nicht annehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 41. für die elegante Welt. 1841.

## David Teniers der jüngere.

Man betrachte nur mit einiger Aufmerksamkeit die nachstehende Gruppe, und man wird unfehlbar die dargestellten Figuren höchst anziehend finden. Die beiden einander gegenüber befindlichen Herren, wovon der eine steht, der andere sitzt, spielen Tric-Trac; der dritte, ebenfalls sitzende, mit dem Bierkrüge in der einen Hand, schaut zu, während der vierte, im Hintergrunde, sein Pfeisken stopft. Die ganze Scene ist äußerst lebendig und naturgetreu dargestellt, der Ausdruck der Gesichter ist meisterhaft und läßt fast auf den ersten Augenblick errathen, was jeder der Spielenden sowohl als Zuschauenden im Sinne hat. Tric-Trac ist ein uraltes Brettspiel und war ehemals sowohl in England als in Frankreich und Deutschland sehr beliebt; man bediente sich dazu einer Anzahl Steine und Würfel, und das Gewinnen hing sowohl von Geschicklichkeit als Zufall ab. Im Altenglischen heißt das Spiel Bac-gamon (Back-game), eigentlich Rückwärts-Spiel, weil es darauf ankommt, seine Steine aus dem Felde des Gegners in das seinige zurückzubringen, oder auch weil die Steine bisweilen herausgeschlagen werden und zurückwandern, d. h. von dem Felde, woher sie gekommen, ihren Lauf abermals beginnen

müssen. Jetzt zurück zu unserm Bildchen; dasselbe ist eine Copie nach dem berühmten Teniers, wie trefflich, wie unterhaltend mag nicht das Original sein, da der kleine Holzschnitt, eine bloße Nachahmung, schon so viel giebt! David Teniers, der jüngere (der Vater war ebenfalls Maler), war aber auch ein trefflicher Künstler. Er erblickte das Licht der Welt zu Antwerpen 1610 und entwickelte frühzeitig ausgezeichnete Talente, sein Vorbild in der Kunst war der große Rubens, den er im Hellbunkel sogar noch übertraf. Wegen der großen Treue und Wahrheit, womit er die Natur nachahmte, wurde er von Einigen der Affe der Natur genannt, „und wahr ist es,“ sagt ein Biograph von ihm, „man kann nichts Treueres sehen, als seine Lüfte, Bäume, Gründe, Figuren u. s. w. Sein Pinsel bleibt ein Wunderwerk der Kunst, Keiner hat ihn in Bartheit, Leichtigkeit, Geist und Feuer, Keiner in Schönheit des Kolorits übertroffen. Die gewöhnlichsten Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit; aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seestücke führte er mit vorzüglicher Meisterschaft aus. Er malte niederländische Scenen, betrunkene Bauern, Schlägereien, Jahrmärkte, Kirmesen, Tabakstuben u. s. w. mit ungemeiner Ausführlichkeit und Naturtreue.“ „Seine Figuren,“ sagt ein anderer seiner



(Tric-Trac-Spieler, nach einem Gemälde von Teniers.)

Biographien, „sind kurz, aber lebendig und von großer Wirkung, in seinen Compositionen wiederholt er sich oft, aber alle sind sehr humoristisch. Er hat sehr viele Werke hinterlassen, und alle werden sehr geschätzt und gesucht und theuer bezahlt, worüber man sich, wenn man die zuvor erwähnten Verdienste derselben: die Naturwahrheit, den lebendigen Ausdruck, das helle muntere Colorit u. s. w. erwägt, nicht wundern darf. Lenoir lebte übrigens in sehr angenehmen und glücklichen Verhältnissen, meistens zu Brüssel und Antwerpen. Er starb in ersterer Stadt 1694, also in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren. Seine Gemälde sind häufig copirt und in Kupfer gestochen worden.

### Die Mühle von Seilly.

(Fortsetzung)

Die Frau des Schlossherrn versuchte den Gemahl zu trösten: „es reut mich nicht, Dir zu dem Ankauf gerathen zu haben,“ sagte sie. „Was fehlt Dir denn? Nimmt nicht Jedermann im Dorfe den Hut vor Dir ab? Sitzest Du nicht auf dem ersten Platze in der Kirche? Haben wir nicht Pferde und Wagen und Bediente und ist nicht der ehemalige Herr Müller geworden?“

„Kein Wort davon!“ unterbrach sie der Marquis von Villeblanche, indem er heftig mit der Faust auf den Tisch schlug, als befände er sich noch in der Mühle. „Ich habe gleich Dir dem Sohne unseres ehemaligen Herrn versprochen, das Geheimniß zu bewahren. Obgleich mir das Leben als Müller sauer genug geworden ist, kommen mir doch bisweilen die Thränen in die Augen, wenn ich den Herrn Rudolph an meinem und mich an seinem Platze sehe. Aber er hat es gewollt, und da es oben ge-

schrieben steht, der Mann soll seiner Frau gehorchen, so gab auch er nach, aus Liebe zu der seinigen. Ach, daß er jetzt nicht hier ist, daß ich nicht in der Mühle sitze!“

— „Wie beschränkt sind doch die Männer!“ entgegnete die Marquise, indem sie eine Mouche an den Winkel des linken Auges legte. „Wer ist denn der so gefürchtete Gast, den wir zu empfangen haben?“

„Weiß ich es? Der Chevalier von .. Enac.. Er ist ein vertrauter Freund des Marquis. Er hat mir einen Haufen Papiere vorgelegt, von denen ich nichts verstehe, da ich ja nicht lesen kann.. Der Mensch wird in dem Schlosse das Oberste zu unterst kehren und mir heiß machen. Der Teufel hole das Vornehmsein!“

— „Ist er jung? ist er schön?“ fragte die Marquise, indem sie ihr Negligé so gut als möglich ordnete.

„Nun ja, er ist nicht übel der Herr Chevalier. Er gleicht dem seligen Herrn v. Villeblanche, der so oft in Deiner Mühle frühstückte. Aber was Du nicht weißt, was ich Dir aber sagen muß, ist, daß er eine Forderung hat.“

Die Glocke, die zu Tische rief, und das Erscheinen des Chevalier von Antignac unterbrachen das eheliche Gespräch. Ein starker Duft verbreitete sich alsbald in dem Zimmer. Das Erstaunen des Chevalier war nicht klein, als er in der Marquise ein ziemlich gemeines Frauenzimmer fand. Sie hatte jedoch noch Augen, auf die sie zu rechnen schien; leider hatten sich an denselben bereits die unangenehmen Runzeln eingefunden. Die ländliche Tracht der Marquise gab dem Chevalier Stoff zu süßen Redensarten und er suchte sich für den Mangel der Reize seiner Wirthin an dem Weine des Wirthes zu entschädigen. Die Marquise empfing zum ersten Male einen vornehmen Gast und sie machte einen Fehler über den andern.

„Der arme Billeblanche,“ dachte der Chevalier bei sich; „er ist ganz verändert. So dick und so albern! Und was für eine Frau hat er! Wäre nicht der Wein, der wirklich sehr gut ist, ich hielte es nicht lange hier aus. Aber außer der Schaar von Gläubigern, die mich dort erwarten, ist es auch in Paris nicht geheuer mehr.“

Der Chevalier hatte Recht. Der Sturm begann. Man tanzte nicht mehr in den Salons und hielt es zu viel mit dem Pöbel. Der Chevalier entflo; er erinnerte sich seines Freundes Rudolph von Billeblanche und hoffte, derselbe würde gern sein ruhiges Leben auf dem stillen Schlosse mit ihm theilen.

## 2.

Bei dem ersten Scheine der Morgenröthe entstand ein gewaltiger Lärm unter dem Fenster des Chevalier. Er stand auf und sah die sämtlichen Dorfbewohner im Festschmuck erscheinen. Sie wollten den Malbaum auf dem grünen Plage vor dem Schlosse aufrichten.

Das Materische dieser Scene verfehlte seinen Eindruck auf den Chevalier nicht und besonders gefiel ihm das hübsche Gesicht einer Bäuerin, die sich mit ihrem Manne bei Seite hielt und das Schauspiel nur mit einem spöttischen Blicke betrachtete.

Der Chevalier puhte sich auf das Beste heraus, ging hinunter und mischte sich unter die Gruppen, welche unter den Fenstern des Marquis jubelten. Ohne Umstände gesellte er sich zu der schönen Bäuerin, an der er selbst etwas Feines zu entdecken glaubte. Sie antwortete mit artiger Mäßigung auf seine Fragen und galanten Redensarten und schien wirklich einen eben so tadellosen Geist als schönen Körper zu besitzen. Ihr Mann, ein junger Mann von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, schien dem Chevalier gegenüber in großer Verlegenheit zu sein. Er hatte übrigens so weiße Hände, daß der Chevalier Spuren von Mehl daran zu erkennen glaubte, was ihn denn zu der Frage veranlaßte, ob er vielleicht der Müller des Herrn Marquis sei.

„Allerdings,“ antwortete die junge Frau; „Sie können uns in die Mühle begleiten, wenn es Ihnen gefällig ist; sie verdient wohl gesehen zu werden.“

— „Weniger als die Müllerin,“ setzte der Chevalier galant hinzu, indem er ihr einen seiner Ringe an den Finger streckte. „Behalten Sie dies zum Andenken an den Chevalier von Antignac.“

Die hübsche Müllerin sah ihren Mann an, als wollte sie ihn um die Erlaubniß bitten, die er ihr gern bewilligte. Der Name Antignac schien ihn noch verlegener zu machen, doch faßte er sich bald. Da indeß der Käufer dem Herrn Chevalier meldete, man warte seit einer Viertelstunde im Schlosse auf ihn, mußte er das interessante Paar verlassen und begab sich in den Speisesaal des Herrn von Billeblanche.

„Auf halbtes Widersehen,“ sagte er vorher zu den jungen Cheleuten, indem er Rosa (so hieß die Müllerin) einen triumphirenden Blick zuwarf.

## 3.

Der Besitzer des Schlosses hatte wieder eine Strafpredigt von seiner Frau wegen seines Mangels an vornehmem Wesen auszuhalten; zum Glück erschien der Chevalier bald, der sich in Entschuldigungen über sein Ausbleiben erschöpfte. Er aß eifrig von allen Gerichten, ohne einem den Vorzug zu geben. Als der Nachtsich kam, äußerte Antignac plötzlich Verwunderung; er bemerkte da erst das Portrait des Marquis von Billeblanche, das ihn in seinem achtzehnten Jahre darstellte. Der junge Marquis trug einen rothen Sammetfrack, einen Jagdgürtel und eine Keule, so daß er von weitem wie Hercules aussah.

„Gott sei Dank,“ sagte Antignac, „in diesem Portrait finde ich Dich endlich wieder, lieber Marquis.“

Der alte Intendant Barbeau konnte ein schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken. Der Chevalier blieb mit unter einander geschlagenen Armen vor dem Gemälde stehen und hielt eine Art Monolog für sich hin. In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Speisesaals geöffnet und der Müller des Herrn Marquis trat herein.

„Was willst Du, Leblanc?“ fragte die Marquise.

— „Ich habe mit dem Herrn Marquis allein zu sprechen,“ antwortete der Müller.

„Treten wir in mein Cabinet. Barbeau, folgen Sie mir.“

Sie schlossen sich in einem großen mit Eichenholz getäfelten Zimmer ein, in welchem jedes Meubel aus uralter Zeit herzurühren schien. Der Müller setzte sich ohne Umstände nieder und hielt dem Marquis ein langes Verzeichniß von Namen vor.

„Ich komme von der Grand' Pinte,“ sagte er; „wissen Sie, was dort geschieht? Das ganze Dorf Heilly ist in Aufruhr seit der Ankunft eines gewissen Chevalier in unserer Gemeinde. Haben Sie vergessen, daß im vorigen Jahre auch ein Chevalier ankam, der alles Getreide aufkaufen wollte, und erinnern Sie sich, welche Aufnahme er fand?“

— „Ich erinnere mich,“ antwortete der Marquis, „ich mußte meine ganze Klugheit.“

„Und die Hilfe der Gendarmerie aufbieten, welche die ganze Nacht hindurch die Flucht jenes Emiffars schützte. Nun, Herr Marquis, die Köpfe erhigen sich von neuem und man behauptet in dem Wirthshause, der angebliche Chevalier sei Niemand anders als ein Agent der Herren Engländer, der uns unser Getreide wegschaffen will. Er steht, sagt man, an der Spitze einer Gesellschaft von Monopolisten.“

— „Sollte das wahr sein?“ unterbrach ihn Barbeau. „Sollte der Chevalier von so verblendeter Habsucht geleitet werden? Solcher Argwohn.“

„Ich für meinen Theil behaupte nichts; aber man muß auf die Unzufriedenen hören. Das Fortschaffen des Getreides, meinen sie, geht von dem Hofe aus und da der Herr Chevalier von Versailles kommt.“

— „Und einen solchen Menschen habe ich in meinem Hause!“ rief der Marquis; „er verlangt überdies 7000 Fracs. von mir. Wahrhaftig, das ist eine schöne Gelegenheit, ihn fortzuschaffen.“

Ich nehme es über mich. Wartet Ihr alle beide hier; es wird nicht lange währen.“

Der Marquis schritt ungewöhnlich schnell in den Speisesaal und gerade auf den Chevalier zu, den er im Gespräch mit seiner Frau fand, wobei er jedoch fortwährend das Portrait ansah.

Die Verlegenheit des Schlossherrn war groß, als er vor seinem Gaste stand. Antignac bemerkte Aufregung an ihm und fragte ihn nach der Ursache.

„Ich werde kein langes Neben machen,“ sagte der ehemalige Müller, „das ist Sache meiner Frau. Ich habe Ihnen bloß zu sagen, Herr Chevalier, daß Sie von diesem Augenblicke an mit Ihrem Käufer und Ihren Jagdhunden einpacken müssen.“

— „Wie, Billeblanche, Du vertreibst mich nach dem Gespräche, das ich mit Deiner Frau gehabt habe? Ich zählte ihr eben alle Deine guten Eigenschaften auf, was Du sonst warst und was Du jetzt bist. Wärst Du ungerecht, argwöhnisch? Deine Frau ist sehr hübsch, das sieht man ihr auf den ersten Blick an; aber Du hast keinen Lovelace vor Dir, keinen Betrüger...“

„Ja ein Betrüger sind Sie!“ schrie der Marquis, „ein Agent ich weiß nicht von wem; Sie wollen sich der Habe Anderer bemächtigen...“

— „Billeblanche, ich schwöre Dir zu, daß Deine Frau...“

„Von meiner Frau ist nicht die Rede, sondern von meinem Getreide. Sie sind ein Heuchler, ein verkleideter Herumschleicher; das ganze Dorf ist bereits im Aufrehe gegen Sie.“

— „Was soll denn das Alles heißen?“

„Sehen Sie selbst hin,“ sagte der Marquis, indem er das Fenster öffnete.

Einige mit allerhand Waffen versehene Bauern zogen unter drohendem Geschrei nach dem Schlosse. Der Chevalier säumte nicht sie anzureden, aber die Sährung war so groß, daß sie nichts hören mochten.

„Nieder mit dem Aufkäufer!“ schrien sie; „er steht mit dem Schloßverwalter Barbeau in Verbindung! Heraus mit Barbeau!“

Mehrere der Leute, die bereits in den Saal eingebracht waren, faßten den Chevalier von Antignac, als plötzlich der Müller Jean Leblanc erschien, sich vor den Fremden stellte und sagte:

„Lieben Freunde, Ihr seid getäuscht worden; weit entfernt, hier angekommen zu sein, um Euch des Getreides zu berauben, will der Herr von Antignac, den ich kenne, Euch vielmehr Wohlthaten erzeigen.“

Er griff darauf eigenhändig in die Tasche des fast versteierten Chevalier und nahm mehrere Goldstücke heraus, die er unter die Gruppen warf. Um in der Freigebigkeit nicht zurückzubleiben, nahm der Chevalier darauf einige Flaschen Wein von der Tafel des Marquis und vertheilte sie unter die Unzufriedenen.

„Es lebe der Chevalier!“ riefen alsbald die Bauern; „er ist ein Freund Leblancs, unsers Bruders; laßt uns gehen.“

Sie ließen Antignac los und drückten ihrem Freunde Leblanc die Hand, während der Marquis von Billeblanche mit Schrecken seinen Weinsflaschen nachsah, die der Chevalier verschenkt hatte.

## 4.

Nachdem Antignac sich von den Schrecken des Tages erholt hatte, dachte er an seinen neuen Freund Leblanc, dessen Einschreiten ihn gerettet.

„Die Bauern besitzen doch Gutmüthigkeit,“ dachte er; „der Müller begnügt sich nicht damit, eine allerliebste Frau zu haben, er befreit überdies die Liebhaber von Paris, die ihr den Hof machen wollen; denn,“ fuhr der Chevalier fort, „ich habe ihr bereits einen Ring gegeben und dies ist sicherlich ein Anfang. Sollte der Mann eine Speculation auf mich bauen? Da würde er sich arg verrechnen, denn ich habe nichts mehr. Mag es sein wie es will; die Müllerin ist allerliebste und ich bin ganz in der Stimmung, etwas für Leblanc zu thun; denn Undankbarkeit war niemals mein Fehler.“

Während der Chevalier so mit sich selbst sprach, schenkte er sich häufig ein.

Die Besitzer des Schlosses hatten sich zur Ruhe begeben; der Saal, in welchem Antignac zurück geblieben war, enthielt, wie bereits erwähnt, die Familienportraits der Billeblanches; das des jungen Marquis, welches der Chevalier bereits betrachtet hatte, fiel ihm jetzt von neuem auf wegen der Ähnlichkeit mit dem Müller, seinem Beschützer. Es war derselbe Blick, dieselbe Gesichtsbildung; der einzige Unterschied lag darin, daß das Mehl den Puder ersetzt hatte.

„Wahrscheinlich ein Milchbruder!“ dachte er; „der selige Marquis war ein galanter Mann.“ Diese Gedanken bekräftigten ihn in dem Vorsatze, den er schon früher gefaßt hatte, trotz der dunkeln Nacht und den schweren Wolken am Himmel, noch einen Besuch in der Mühle zu machen. Er nahm deshalb seinen Degen und seinen Mantel, schritt hinaus und erreichte bald den kleinen freien Platz, auf welchem die Mühle stand. Ein einziges Licht schimmerte aus derselben. Als er näher kam, erblickte er den Müller, der ruhig seinen Knechten Befehle erteilte.

„Er läßt mir den Weg frei,“ dachte Antignac; „die Hunde liegen an der Kette; ich finde kein Hinderniß. Die reizende Rosa erwartet mich ohne Zweifel...“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 42. für die elegante Welt. 1841.

## Die Mühle von Seilly.

(Beschluß.)

Nachdem Antignac über den Hof des Müllers und über verschiedene dunkle Gänge getappt war, strauchelte er mit einem Male; er schrie dabei laut auf und es antwortete ihm die kreischende Stimme einer Magd, welche „Diebe! Diebe!“ rief. Die erschrockene Müllerin kam selbst mit einem Lichte herbei, konnte sich aber eines lauten Lachens nicht enthalten, als sie sah, in welchem Zustande sich der Marquis befand. Der Unglückliche war mit dem ganzen Leibe in ein großes Mehlfäß gefallen, in einen der Abgründe, die jeden unerfahrenen Gast bedrohen, der sich in eine Mühle wagt. Sein durch das Mehl gefärbtes Gesicht erinnerte an das Pierrots; er schüttelte sich und verbreitete eine Mehlwolke um sich, welche die Müllerin hätte blenden können.

„Barmherzigkeit, Herr Chevalier,“ rief sie, „wie kommen Sie zu dieser Stunde hierher?“

— „Ihretwegen, schöne Rosa, bloß Ihretwegen,“ antwortete der Chevalier, weiß wie die Bildsäule des Commandeurs im Don Juan, „ich kam..., ich wollte..“

„Bemühen Sie sich in dieses Stübchen,“ fuhr sie halblaut fort, „es ist das meinige, Chevalier, und der Tisch gedeckt..“

— „Zwei Couverts!“ rief Antignac verwundert; „hätten Sie mich wirklich erwartet; wäre es eine Galanterie? Ich sah eben, daß Ihr Mann in der Mühle beschäftigt war.“

„Das Couvert ist das feinige, Chevalier, ich erwarte Jean Leblanc; muß ich aber warten bis er kommt? Die Männer,“ setzte Rosa mit einem schelmischen Lächeln hinzu, das der Chevalier schon am Morgen an ihr bemerkt hatte, „sind niemals pünktlich.“

— „Wer kann ein so reizendes Wesen, wie Sie sind, warten lassen,“ sagte Antignac, indem er ihr behilflich war, einige Teller von dem Buffet zu nehmen. „Er kennt sein Glück wohl gar nicht, der rohe Mensch?“

„Reden Sie nicht von ihm, Herr Chevalier, er ist so träge und dabei so eifersüchtig!“..

— „Bravo! Aber er darf mich nicht so von Mehl bedeckt sehen, er würde sonst glauben, ich hätte mich wie ein Dieb in sein Haus eingeschlichen, ob ich gleich allerdings gekommen bin, um ihn zu befehlen..“

„Sie, Herr Chevalier? und was wollten Sie stehlen?“

— „Ihr Herz, schöne Rosa. Sie haben mich diesen Mor-

gen entzückt, bezaubert. Ach, welch' weißes rundes Händchen! Wie unwürdig ist ihr dieser Ring. Wahrhaftig, ich könnte verzweifeln darüber, daß ich meine guten Ringe alle in Paris gelassen habe.“

„Sehen Sie sich doch nur an, Herr,“ fiel Rosa ein, indem sie ihm einen Spiegel vorhielt, „Sie haben wahrhaftig die größte Ähnlichkeit mit einem Mehlfackel und ich könnte Sie in diesem Zustande wirklich fast für meinen Mann halten..“

— „Das gebe Gott, reizendes Weibchen; Sie würden mich dann auch durch einen Kuß über meinen Unfall trösten.. Mit so feischen Lippen..“ Der Chevalier trat näher an Rosa und machte Miene, sich selbst diese Art Trost zu holen.

Der Müllerin gefiel indes diese Keckheit nicht, denn sie sagte: „Sie kommen ohne Zweifel, um meinem Manne Ihre Dankbarkeit zu bezeugen für den Dienst, den er Ihnen diesen Morgen geleistet hat?“

— „Ich bin weit entfernt, denselben vergessen zu haben. Ich brenne vor Ungeduld, mich dieser Schuld zu entledigen.“

„Nur nicht zu dankbar, Chevalier, besonders vor der Magd, welche den Tisch deckt und ein drittes Couvert auflegt; der Herr Chevalier erzeigt uns doch die Ehre..?“

— „Danke tausend Mal, meine Göttin; Ihre Einladung kommt zu spät, ich habe bereits allein, wie ein Türke, bei dem Marquis gespeiset. Und dann mit dem Müller! Läßt Sie denn dieser Jean Leblanc nie allein? Oh, wenn Sie in Paris wären in dem „Rotzen Kreuze“ z. B.?“

„Was ist das?“ fragte Rosa.

— „Ein allerliebster Ort, wo ich mit dem lieben Billeblanche sonst manches Vergnügen genossen habe. Damals war er nicht verheirathet und, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, es paßte besser für ihn.“

„Meinen Sie?“

— „Gewiß; erstlich glich er noch nicht einem Fasse, hatte vielmehr eine Wespentaille und einen Gang wie ein Edelmann; jetzt ist er verbauert und hat sich wer weiß welche häßliche Frau genommen.. Sehen Sie, wenn ich Sie anblicke, kommt mir es vor, Sie würden sich weit besser in einem Salon ausnehmen, während sie Ihre Stelle in der Mühle vertreten könnte..“

In diesem Augenblicke hörte man die Schritte Jean Leblancs auf der Treppe. Er summete eine Opernmelodie, deren Worte den Chevalier einigermaßen überraschten.

„Der Mensch hat keine übele Stimme,“ sagte er zu Rosa;

„woher kennt er aber diese Melodie? Noch ein Wort, ehe er kommt; glauben Sie, liebes Kind, daß diese vier Louisdor...?“

— „Versuchen Sie es nicht, Herr Chevalier; wir befinden uns wohl und Leblanc ist stolz.“

„Wie Sie ihn vertheidigen! — Ich fange an zu glauben,“ dachte der Chevalier bei sich, „daß ich hier überflüssig bin. Aber Geduld! Erst wollen wir sehen, was für ein Mensch dieser Jean Leblanc ist.“

Die Thüre wurde in diesem Augenblicke geöffnet und hereintrat der Müller, der, anfangs bei dem Anblicke des Chevaliers überrascht, bald laut aufschrie, als er sah, wie sehr derselbe von Mehl bestäubt war.

„Du hättest doch Mitleid mit dem Herrn da haben und ihn abstäuben sollen,“ sagte er zu seiner Frau.

— „Keineswegs, mein Lieber; das ist Müllertracht, das ist originell. Ich kam, mein lieber Leblanc, um Ihnen für Ihr Benehmen zu danken; hätte ich nur auf den Marquis von Villeblanche gerechnet...“

„Ein Herr wie der Marquis braucht sich in solche Dinge nicht zu mischen. . . Doch lassen wir die Complimente, setzen wir uns vielmehr da an den Tisch. . . Sie kennen also den Herrn dieses Schlosses?“ setzte Leblanc hinzu. „Er ist ein guter Herr, während seine Gemahlin. . .“

— „Die Frau von Villeblanche? Sie gefällt Ihnen nicht? Mir auch nicht. Gleich in dem ersten Augenblicke dachte ich bei mir: da hat Villeblanche einen dummen Streich gemacht.“

Die Müllerin lächelte Leblanc von der Seite an und Antignac fuhr fort:

— „Er ist also ihretwegen im Dorfe nicht beliebt? Das ist traurig, ein Mann, der einen ächt adeligen Namen und Keller besitzt! Hat er Sie beide verheirathet?“ fragte er sodann.

„Er hatte bei unserer Verheirathung nichts zu schaffen,“ antwortete der Müller; „ich bin nicht der Mann, der einem solchen Tölpel erlaubte, in mein Mehl zu greifen.“

— „Tölpel! Sie sagen Tölpel? das kann nur ein Edelmann sagen. Ich irrte mich sicher nicht, als ich glaubte, es fließe in den Aern dieses Müllers das Blut der Villeblanche. Auf Ehre, es ist hier in der Mühle und im Schlosse Niemand an seinem rechten Plage.“

Die Art, wie der Chevalier sich gegen seinen Beschützer abzufinden gedachte, entging Leblanc nicht, denn er beobachtete die geringste Bewegung desselben bei Rosa. Auf der andern Seite hatten das schelmische Wesen der Müllerin, ihr Mund, der nur deshalb halb geöffnet zu sein schien, um die schönsten weißen Zähne zu zeigen, und besonders ein gewisses kokettes Wesen dem Chevalier den Kopf vollends verwirrte. Der Wein, den er vorher im Schlosse getrunken, verbunden mit dem, welchen er bei dem Müller trank, verbreitete einen solchen Nebel vor seinen Augen, daß er die Wirkungen davon bald verspürte; er schlief am Tische ein, während er die schöne Rosa anblickte. Auf Befehl des Müllers brachte man ihn alsbald in ein anstoßendes Zimmer, in wel-

chem er bald ernstlich zu schnarchen begann, aber auch öfters den Namen Rosa Leblanc nannte. Als er erwachte, war es noch nicht ganz Tag und er ärgerte sich auf eine nicht zu beschreibende Weise. Ein junger Mann in gesticktem Hofkleide saß auf einem Stuhle neben seinem Bette und betrachtete ihn aufmerksam. Als er die Verwunderung des Chevaliers bemerkte, biß er sich auf die Lippe, um nicht laut aufzulachen.

„Villeblanche!“ rief der Chevalier, indem er vor dem Marquis zurückwich, als habe er einen Geist gesehen.

## 5.

„Was ist Dir? fragte der junge Mann den Chevalier von Antignac. „Run ja, ich bin es, der Marquis von Villeblanche, Dein Freund. . . Man könnte sonst glauben, Du hättest Dich gefürchtet...“

— „Gewiß nicht, nein. . .“, antwortete der Chevalier. . . „Aber ich glaube noch zu träumen,“ setzte er hinzu, indem er sich die Augen rieb. „Hat mich denn Einer Deiner Verwandten, Dein Bruder oder Dein Oheim aufgenommen?“

„Weder mein Oheim noch mein Bruder,“ antwortete der Marquis, „sondern mein Müller...“

— „Run Dein Müller ist ein hübscher Mann, ich habe ihn gesehen. Er hat eine allerliebste Frau, der ich den Hof zu machen gedachte, und der dicke bäuerische Mann im Schlosse, der mich empfing. . .?“

„Noch einmal, Antignac, es die ist Wahrheit, der einzige Eigenthümer des Gutes, Herr Pillegrain, mein ehemaliger Müller, ist Marquis von Villeblanche geworden.“

— „Welcher von uns beiden ist nicht bei Sinnen, Marquis? Dein Müller hätte Dir vor dem Munde weg Dein Schloß genommen? Und Du hättest es geschehen lassen? Mein Gott, ich verlasse ein recht krankes Paris und finde hier die Welt gar umgekehrt. Sage mir, wenn Dein Müller der Herr ist, wer ist denn Müller hier?“

„Ich selbst, lieber Antignac, ich, den Du als Marquis kennest. Es ist mir nichts geblieben, als dieser Rock und ich zog ihn an, um Dich gehörig zu empfangen.“

„Was sagst Du mir da?“

— „Die vollkommene Wahrheit. Meine Geschichte kann Dir vielleicht von Nutzen sein und ich werde sie Dir deshalb in der Kürze erzählen. Mein Vater, der Marquis von Villeblanche, dessen einziger Erbe ich war, hinterließ mir bei seinem Tode vor drei Jahren dieses Schloß und ein scheinbar ansehnliches Vermögen. Trotz der Verehrung aber, die ich immer für ihn gehegt habe, muß ich doch gestehen, daß das Beispiel, welches er gab, nicht immer das beste und weiseste war. Uebermäßige Ausgaben hatten ihn bald in die Hände von Intendanten und Bucherern gebracht und seine Angelegenheiten fanden sich nach seinem Tode in einem solchen Zustande, daß ich mich selbst an darin erfahrene Personen und Advokaten halten mußte, um durchzukommen. Das

frühzeitige Ende des Marquis meines Vaters hatte mit einem Male gewisse Heirathspläne abgebrochen, an denen mir noch mehr gelegen war als ihm; ich liebte Rosa von Beauclerc, meine Cousine, die in der Normandie bei ihrer Tante erzogen wurde. Die schönsten Stellen in der Armee und am Hofe wurden mir angeboten, ich verschmähte sie aber alle wegen dieser freien, unabhängigen begeisterten Liebe, welche mir den Aufenthalt in Heilly unersättlich machte, wo ich seit dem Tode meines Vaters nur mit Advokaten und Geldmännern zu thun hatte. Ich setzte mich des halb eines Tages in den Wagen und reiste nach Avranches, wo Rosa nichts weniger als die Ankunft ihres Cousins erwartete. Ich sah sie wieder, Chevalier, nicht mehr so ausgelassen, heiter, lebensfroh wie sonst, sondern bleich, leidend, kummervoll, als trauere sie um ein Glück, das sie sich geträumt. Erst mein Anblick gab ihr die frühere Heiterkeit wieder. Ich machte ihrer Tante, der Frau von Tourville, allmählig den Vorschlag, den Sommer über in Heilly zuzubringen; sie willigte ein und wir reiseten ab. Kaum war ich angekommen, so fiel mir das scheue Wesen meiner Beute auf; sie vermieden mich fast und die Verlegenheit sah ihnen aus dem Gesichte. Meine Nachbarn empfingen mich zurückhaltend und kalt; mein Intendant Illois wußte nicht, wie er sich vor mir verbergen sollte.

„Was giebt es Neues?“ fragte ich ihn.

— „Einen Prozeß zwischen Ihnen und den Gläubigern Ihres Vaters; sie sprechen von nichts Geringerm als von dem Verkauf Ihres Schlosses und allen Zubehörungen und morgen schon soll derselbe vor sich gehen. Ihr Vater hat 200,000 Fres. Schulden hinterlassen und wenn Sie die Rechnungen, die Quittungen u. s. w. sehen wollen...“

„Ich mag nichts sehen,“ unterbrach ich ihn unwillig und erschrocken über die dicke Mappe, die der Intendant vor mir aufschlug, damit ich seine Verwaltung während meiner Minderjährigkeit gut heiße. „Was bleibt mir übrig, wenn alle Schulden bezahlt werden?“ fragte ich ihn nach einer kurzen Pause.

„Sechstausend Livres Renten,“ antwortete mir der Intendant, indem er mit seiner Uhrkette spielte.

Ich bedachte auf einen Augenblick, ob ich ihn wohl aus dem Fenster hinunterstürze, aber ich kam bald auf andere Gedanken und Abends bei Tische konnte ich nicht umhin, gegen Rosa oder deren Tante über mein Unglück zu sprechen. Ich war erst dreißig Jahre alt und ich gestehe, daß ich nicht einsah, wie man in diesem Alter seinem Vermögen wieder aufhelfen kann. Mein erster Gedanke war, das Vaterland zu fliehen und mit meiner Cousine in America zu leben. Lebte nicht Desgrieux, sagte ich zu mir, mit Manon? Ich ging in der schattenreichsten Allee des Parks in diesem Gedanken auf und ab, als ich meine Cousine erblickte; ehe sie noch mit mir sprach, sah ich ihr an, daß sie geweint hatte.

„Ich weiß alles,“ sagte sie zu mir, „Ihr Intendant hat mir Alles erzählt und ich komme, um Sie Ihres Wortes zu entbinden, lieber Rudolph, denn ach! bei einem solchen Unglücke

habe ich Ihnen nichts zu bieten; mein Vermögen besteht blos in einer geringen Pension, die mir die Königin zahlen läßt; meine Liebe würde eine Last für Sie sein. Morgen schon, Rudolph, begeben Sie sich in das Kloster.“

— „In's Kloster, großer Gott!“ rief ich sie umschlingend; „nein, tausend Mal nein, was soll aus mir werden, wenn Du mich in einem solchen Augenblicke verlässest? Liebst Du mich nicht, da Du mich fliehst? Ach, dieser letzte Schlag vollendet mein Unglück. Nimm Dein Lebewohl zurück, nimm es zurück!“

Sie antwortete nicht, sondern fuhr fort zu schluchzen, indem sie mir wie einem Bruder die Hand küßte.

„Rudolph,“ fuhr sie endlich fort, „noch ist nicht alles für uns verloren. Du hast Freunde, einflußreiche Freunde und mit ihrer Hilfe...“

— „Freunde!“ entgegnete ich; „ihnen mag ich nichts verdanken; ich will eben so wenig ihr Mittheiden als ihr Geld. Da mein Erbe durch die Unklugheit meines Vaters vernichtet ist, so darf ich mich nicht an die Urheber seines Unglücks wenden, denn, ich weiß es wohl, diese treulosen Freunde sind es, die ihn in das Verderben stürzten. Mein Vater war ein ächter Edelmann, er liebte den Luxus, hielt offene Tafel; Spitzbuben, die meiner Rache unwürdig sind, zogen ihn in das Verderben. Ich werde mich in mein Schicksal zu fügen wissen, gute Rosa, und um die Hilfe der Freunde nicht betteln.“

In diesem Augenblicke sah ich den Intendanten athemlos auf mich zu kommen. Seine Gegenwart verrieth mir ein neues Unglück.

„Herr Marquis,“ sagte er, „ich weiß nicht, wie ich es Ihnen mittheilen soll...“

— „Was hast Du mir noch mitzutheilen?“ fragte ich; „sprich, Henker, rede!“

„Da Sie es verlangen, Herr Marquis,“ antwortete er, „so muß ich Ihnen sagen, daß in der Versammlung Ihrer Gläubiger, die geheim in der Grand' Pinte gehalten worden ist...“

— „Nun...?“

„Daß in der Versammlung beschlossen wurde...“

— „Was beschlossen?“ fragte ich, indem ich außer mir nach meinem Degen griff.

„Beruhigen Sie sich, Herr Marquis, beruhigen Sie sich... Man hat beschlossen, nichts weiter gegen Sie zu unternehmen, weil Einer der Gläubiger, den man wählte...“

— „Nun?“

„Die Bezahlung Ihrer sämtlichen Schulden übernommen hat; dieser Mann ist Ihr Müller, Meister Pillegrain... Er ist, wie Sie wissen, Ihr Hauptgläubiger und, als er sah, daß man Ihnen die Befreiung nehmen wollte... hat er sie selbst gekauft.“

— „Welche Schmach!“

„Er erwartet Sie in der Mühle, Herr Marquis, da er, wie Sie wissen, nicht eher das Recht hat, das Schloß zu betreten, bis

Sie ihm die Erlaubniß gegeben haben. Er weiß überdies recht wohl, was er dem Herrn Marquis von Villeblanche schuldig ist."

Bei jeder andern Gelegenheit würde ich den Ueberbringer einer solchen Nachricht durchgeprügelt haben; die Gegenwart Rosas hielt mich im Zaume; ich drückte ihr mit Thränen in den Augen die Hände und entfernte mich mit dem Intendanten. Wie soll ich Dir, Chevalier, sagen, was bei der Zusammenkunft mit dem Müller geschah? Ich, Marquis von Villeblanche, mit einem Müller unterhandeln! Während ich aber mit ihm sprach, betrachtete ich den Ort, wo wir uns befanden und den ich seit dem Tode meines Vaters nicht betreten hatte. Es war früh; der Thau in der Ebene verbreitete einen lieblichen Geruch; die Hühner entflohen bei meiner Ankunft auf das Dach und die Hunde des Müllers sahen mich mit großen verwunderten Augen an. In der ganzen Mühle herrschte die äußerste Reinlichkeit. Der Himmel war heiter, die Flügel der Mühle drehten sich lustig und weheten mir eine Luft zu, die mein Blut abkühlte. In dem Stübchen des Müllers bemerkte ich zwei Portraits, das meines Vaters, des Marquis von Villeblanche am Ehrenplatze über dem Bette, und das eines Müllers, des Vaters Pillegrains. Der Marquis sah melancholisch, getäuscht, gelangweilt aus, der Müller dagegen blickte heiter in die Welt hinein. Meine Wahl war bald getroffen, da mir das Schloß nichts als Verdruß gegeben hatte, und ich hielt es nicht für eine Schande, das Brod, das man ißt, auch zu verdienen. Wenn ich aber Philosoph war, Chevalier, so war ich überdies verliebt, was gewiß mehr gilt als Philosoph zu sein. Hier in der Mühle konnte ich Rosa in aller Ruhe des Herzens lieben, hier beruhigten sich vielleicht meine Leidenschaften und Wünsche. Rosa war so schön; Du hast sie gesehen, Chevalier. Ihre himmlische Anmuth konnte meine Zukunft verschönern. Den Hof zu verlassen wurde mir nicht schwer. Ich sagte deshalb zu dem Müller: „ich lasse Dir mein Schloß, aber unter der Bedingung, daß Du mir Deine Mühle abtrittst; Du kannst selbst meinen Namen annehmen, da ich leider der letzte meiner Familie bin und die Clausel im Kaufcontracte meines Gutes Dir den Titel sichert. Hier, Pillegrain, ist mein Marquis-Frock, gib mir Deine Müller-Jacke und geh."

Der Müller war verblüfft, er glaubte mit einem Wahnsinnigen zu reden.

„Wäre meine Frau nicht," sagte er, „ich würde nicht gewagt haben, nur mit dem Herrn Marquis zu reden; sie aber will durchaus Frau Marquise werden."

Das Uebrige erräthst Du, Chevalier; ich ließ durch Pillegrain selbst das Gerücht verbreiten, daß ich fortgereiset sei, und bezog die Mühle hier. Die Verheirathung mit Rosa entschädigte mich bald für allen Verdruß und alle Langeweile im Schlosse. Die Leute in Heilly hatten mich kaum gesehen und nannten mich Jean Leblanc. Meine Mühle ist hübsch und meine Müllerin ebenfalls. . . . Wenn Du es willst, Chevalier, so kehre nicht wieder in

das Schloß zurück, sondern bleibe bei uns; mein Wohnzimmer ist vielleicht minder schön als das des Herrn von Heilly, aber das Cabinet hier, zu dem nur ich den Schlüssel habe. . ."

Und der Marquis nahm einen Schlüssel an einem rosa Band und zeigte dem Chevalier ein treffliches Bouboir, in dem man ein Clavier, Blumen und einige Bücher sah. „Wenn alle im Hause sich zur Ruhe begeben haben, gehen wir bisweilen hierher, um von denen zu sprechen, die wir betrauern, und von denen, die uns noch übrig sind. Du sollst hier wohnen, Chevalier, wenn Du es willst."

— „Ich danke, lieber Freund, fühle mich aber für das Landleben gar nicht geschaffen, nicht daß ich meinen Freund Villeblanche in der Mühle minder angenehm finde als im Schlosse, aber mein Stand. . ."

In diesem Augenblicke erschien Rosa. Ihr schönes Haar ohne Puder war mit einem lilas Bande auf dem Kopfe zusammen gebunden. Ein niedliches Schürzchen bezeichnete ihre Taille. Sie hatte alles mit angehört und nahm sogleich an dem weitern Gespräche Theil, vermochte aber ebenfalls nicht, den Chevalier zu vermögen, in der Mühle zu bleiben: Er kehrte in das Schloß zurück, wo man seine Abwesenheit nicht bemerkt hatte, und sagte da zu dem Marquis, den er in eine Fensterbrüstung zog:

„Nur ein Wort. Sie wollten mich gestern fortschicken, heute reise ich freiwillig; doch wünsche ich, daß Sie mir vorher die 7000 Livr. auszahlen lassen."

Dies geschah und der Chevalier entfernte sich, ohne von der Marquise Abschied zu nehmen.

Drei Jahre nachher brängte das Volk bewaffnet in den Schloßhof zu Heilly und verlangte, daß man ihm den adeligen Besitzer überliefere. Pillegrain und seine Frau mußten zwei Commissaren in dreifarbigter Schärpe folgen. Sie würden die lange Liste der Opfer von Amiens vervollständigen haben, wäre nicht noch zu rechter Zeit ein Billet von Antignac gekommen, der seine Verwandtschaft mit St. Just benutzte, um ihnen freien Abzug bis an die Grenze zu verschaffen.

Pillegrain begab sich nach England und erfuhr, daß sein Schloß die Beute der schwarzen Bande geworden sei, die nicht einmal die Mühle verschont hatte. Aber die Bewohner derselben hatten dieselbe längst schon verlassen und sich in eines der friedlichen Thäler der Schweiz, in der Nähe von Vevey, zurückgezogen.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 43. für die elegante Welt. 1841.

## Copien berühmter Gemälde.

Das Gemälde, welches der Holzschnitt darstellt, gilt verdienstvollermaßen als eine der vorzüglichsten Bierden der Bourgeois-Sammlung in Dulwich-Collegium. Wirklich ist unter den vielen Werken spanischer Künstler, die man in England hat, keines in gleichem Grade bekannt und beliebt als dieses. Von sei-

ner frühen Jugend an fand Bartholomäo Estevan Murillo ein vorzügliches Wohlgefallen an Zeichnung von Gruppen aus dem gemeinen Leben, vorzüglich gern malte er Bauern und Betteljungen. Wer mit den Zügen dieser Volksklassen in Spanien bekannt ist, kann die Treue, womit der Maler dieselben derleinwand einverleibt hat, nicht genug bewundern.



(Spanische Bettelknaben, nach Murillo.)

Das vorliegende Bildchen spricht selbst und bedarf daher unsererseits nur weniger Erläuterung. Die dargestellte Gruppe besteht aus zwei Knaben, die in den Gemälde-Verzeichnissen bald als Bauerbursche, bald als Bettler angegeben werden. Einer davon scheint mit einem Spiele beschäftigt, dessen Namen uns nicht gegenwärtig ist, welches aber darin besteht, eine Kugel durch einen im Erdboden aufrecht befestigten eisernen Ring zu krollern oder zu schnellen. Der andere Knabe, der dabei steht, verzehrt ein Stück Brod, welches ihm seiner Miene nach trefflich zu munden scheint, während ein Hund von spanischer Race mit sehnsüchtigen, lüsternten Blicken seinen zerlumpten Herrn anstiert. Der Maler hat hier, was Ausdruck, Stellung, Colorit u. s. w. anlangt, Alles geleistet, was der Kunstkenner nur immer fordern kann. Die thierische gemeine Natur in den Gesichtszügen der beiden Knaben ist ein treues Abbild der Wirklichkeit, doch mischt sich mit denen des liegenden Burschen ein bedeutender Grad von

natürlicher und übersprudelnder Lachsucht und Neigung zur Possenreißerei: Augen, Mund, mit einem Wort jeder Theil seines Gesichts verrathen diese Beigabe auf das Deutlichste, und sie tritt noch auffallender hervor, wenn man in das Antlitz des andern Knaben blickt, welches behagliche Dummheit ausdrückt. Das Gemälde ist im Ganzen dunkel gehalten, das Fleisch ist trefflich gemalt. Kurz ein Kenner, welcher über das Bild urtheilt, schließt mit den Worten: „Dieses Werk ist ein Wunder der Kunst und über jedes Lob und jeden Preis erhaben.“

Murillo wurde am 1. Januar 1618 zu Sevilla, nicht zu Pilas, wie Palomino Velasco angeht, geboren. Er zeigte frühzeitig Neigung zum Malen und wurde der Aufsicht und Leitung eines Onkels, Namens Don Juan del Castillo, eines nicht ungeschickten Malers, der eine Academie in Sevilla gestiftet, übergeben. Nachdem er die Schule dieses Meisters verlassen, fertigte er mehrere Gemälde, welche bei der alljährlich in Sevilla



stattfindenden Kunstschau zum Verkauf ausgestellt wurden; sie fanden reißende Abnahme, und viele gingen nach dem spanischen Amerika, ein Umstand, der einige seiner Biographen zu der Behauptung veranlaßt hat, Murillo habe selbst Süd-Amerika besucht, was aber grundfalsch ist. Murillo trug ein großes Verlangen, nach Rom zu reisen. Bei Gelegenheit eines Abfliegers nach Madrid aber machte er Velasquez seine Aufwartung, der damals den höchsten Gipfel seines Ruhmes und Einflusses erreicht hatte. Dieser verschaffte ihm hinreichende Beschäftigung, welche in Vervielfältigung von Copien nach Titian, Rubens und Wandyl für die königlichen Paläste bestand. Nachdem er drei Jahre in Madrid zugebracht, kehrte er nach Sevilla zurück und gelangte hier bald zu Ruf und Ansehen. Sein erstes großes Fresco-Gemälde im Kloster San Franzisko stempelte ihn als historischen Maler. Dieses Werk besteht in sechszehn Abtheilungen, wovon die gelungenste, die der Künstler selbst als seine beste Arbeit anerkannte, den heiligen Thomas von Villanueva darstellt, wie er Almosen unter eine Gruppe armer Leute vertheilt. Murillo starb zu Sevilla am 13. April 1682, nachdem er vieles Treffliche geschaffen.

### Der Blißableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

Zu Ende des Sommers im vorigen Jahre ging ich nachdenkend aus meinem Salon in mein Arbeitszimmer, aus dem Arbeitszimmer in meinen Speisesaal und aus meinem Speisesaal wieder in meinen Salon, denn, um es im Vorbeigehen zu sagen, ich halte es auch mit dem Comfortable, dem gegenwärtig nicht nur die meisten jungen unverheiratheten Männer huldigen, welche Geld haben, sondern selbst einige von denen, welche kein Geld haben. Ich habe also ein Arbeitszimmer, ob ich gleich nicht arbeite, einen Salon, ob ich gleich keine Gesellschaft bei mir sehe, und einen Speisesaal, ob ich gleich auswärts esse. Meine Wohnung, die mit Sorgfalt gewählt und mit Liebe ausgeschmückt wurde, würde freilich eines Heiligen nicht würdig sein, aber sie besitzt etwas, das dem Sünder gefällt, dem sie angehört. An dem erwähnten Tage fand ich indeß wenig Reize an ihr und ich fühlte mich stark versucht, sie zu verlassen. Wohin aber sollte ich gehen? wie, um die Schwierigkeit noch deutlicher zu machen, sollte ich den September verbringen? Die Verwendung der Zeit, dieses dem Müßigen sich unaufhörlich neu darbietende Räthsel, brachte mich in diesem Augenblicke ganz ungewöhnlich in Verlegenheit und seit zwei Stunden bemühte ich mich vergebens, eine Lösung zu finden. Reisen? Was hatte ich in den letzten fünf Monaten anderes gethan? Ich hatte seit dem Beginne des Frühlings den Rhein, Belgien, Holland und die vorzüglichsten Städte Englands besucht; die Reiselust war befriediget. In ein Bad gehen? Von London aus hatte ich vierzehn Tage in Brighton und drei Wochen in Dieppe zugebracht, das Meer also hinlänglich gesehen. Wichy, Barèges, Mont d'Or? D die kannte ich vollkommen und

übrigens nähete sich die Badezeit dem Ende. In Paris bleiben? Psui! Wer bleibt um diese Zeit außer den Stadtfergenten in Paris? Selbst die Krämer haben Landhäuser, in denen sie die schönen Herbsttage verbringen. Ich hätte diesem Beispiele folgen können, denn ich besitze zwischen Troyes und Bar-sur-Seine ein beträchtliches Landgut, das einen recht wohllichen Flügel hat, und es kam blos auf mich an, dort auf unbestimmte Zeit das Leben eines Gutsherrn zu führen; aber ich fühlte bei dem bloßen Gedanken an die Ebenen der Champagne Nervenweh. Was also sollte ich mit dem verwünschten September anfangen?

Der October beunruhigte mich nicht; hinter den Bergen der Auvergne hatte ich eine liebenswürdige Cousine, die sich um diese Zeit verheirathen sollte. Als naher Verwandter und noch junger unverheiratheter Mann, vielleicht auch weil ich 30,000 Liv. Renten habe und die Familie meiner Verwandten bei Saint Flour drei oder gar vier heirathsfähige Töchter zählt, war ich als erster Brautführer erwählt worden. Ich versprach mir viel Unterhaltung von dieser Hochzeitsfeier in der Auvergne. Der October hatte also seine Bestimmung gefunden, aber was sollte aus den verwünschten dreißig langen Tagen des Septembers werden?

Ich legte mir diese Frage vielleicht zum fünfzigsten Male vor, ohne eine gnügende Antwort zu finden, als mein Sinnen mit einem Male durch Einen meiner Freunde, den eleganten und geistreichen Edmund Malechard, unterbrochen wurde, den ich seit einiger Zeit nicht gesehen hatte.

„Noch in Paris!“ rief er mir mit jener heitern Vertraulichkeit entgegen, die man leicht mit Herzlichkeit verwechselt; „ich komme ganz aufs gerade Wohl zu Ihnen, fast überzeugt, Sie nicht zu finden. Was beginnen Sie diesen Herbst?“

— „Das frage ich mich eben,“ antwortete ich, indem ich ihm mein Cigarrenkästchen vorsetzte.

„Wozu haben Sie sich entschlossen?“

— „Zu nichts.“

„Da bin ich doch weiter als Sie. Seit mehrern Tagen war ich wegen meiner werthen Person in großer Verlegenheit, ich wußte nicht, was ich bis zur Mitte des Octobers beginnen sollte, als mir gestern Abend plötzlich ein vortrefflicher Gedanke befiel, der Ihnen auch von Nutzen sein kann. Ich reise in die Schweiz, um unsern Freund Richomme zu besuchen. Was meinen Sie dazu?“

— „Ich kenne unsern Freund Richomme kaum.“

„Lassen Sie das; ich habe mit Ihnen bei ihm gespeist und er hat Sie in meiner Gegenwart auf sein Landgut eingeladen. Seine Frau weiß Ihren Geist zu schätzen. Uebrigens kann man ihnen kein größeres Vergnügen machen, als wenn man sie besucht. Sie wissen, daß unser Freund da unten, bei Bern, ein herrliches Besitztum hat. Lieben Sie die Jagd? Er hat prächtige Wälder und Wild in Menge. Ziehen Sie den Fischefang vor? Die Kar ist kaum zwei Schritte von dem Schlosse entfernt. Wollen Sie studiren, so steht Ihnen eine ausgewählte Bibliothek zu Diensten. Sie finden ferner Journale, ein Billard, Reitpferde, Wagen, mit einem Worte, alles, was ein gut eingerichtetes Haus bieten

muß. Von der Tafel, die vortrefflich ist, schweige ich, so wie von der Gegend, die Sie schon kennen. Man ist am Eingange des Oberlandes, weiter brauche ich nichts zu sagen, um das Malerische zu bezeichnen. Endlich giebt es zu allen diesen Annehmlichkeiten eine Gesellschaft, die sich fortwährend erneuert: reizende Bernerinnen, lockende Freiburgerinnen, verführerische Luzernerinnen und entzückende Zürcherinnen. Führt Sie alles dies nicht in Versuchung?"

"Ich glaube wirklich, Sie wollen mich in Versuchung führen," antwortete ich, lächelnd über die Wärme, mit welcher Malehard die Annehmlichkeiten des Landlebens bei unserm gemeinschaftlichen Freunde rühmte.

— „Sie werden einsehen," fuhr er freundlich fort, „daß mir es höchst willkommen sein würde, Sie zum Reisegefährten zu haben. Wir wollen einmal annehmen, es gelänge mir, Sie zu überreden; wie viel Zeit könnten Sie darauf verwenden?"

„Aber... ich muß gestehen, daß ich binnen hier und einem Monate weder dringende Geschäfte, noch besondere Vergnügungen vorhersieht."

— „Vortrefflich; vier Tage zur Hinreise, eben so viele zur Rückreise und drei Wochen dort. Das paßt sich vollkommen. Wann reisen wir?"

Konnte ich etwas Besseres thun, als einen Vorschlag anzunehmen, der zu rechter Zeit meiner Verlegenheit ein Ende machte? Ohne mit Richomme genau bekannt zu sein, war ich überzeugt, von ihm gut aufgenommen zu werden, denn er suchte, wie Edmund bereits erwähnt hatte, sein Vergnügen darin, eine kostspielige Gastfreundschaft zu üben. Er hatte mich überdies wirklich mehrmals eingeladen, ihn in der Schweiz zu besuchen, und seine Frau mich immer auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen.

„Sie sprechen wahrhaftig so vortrefflich," sagte ich zu Malehard, „daß ich Ihnen nicht zu widerstehen vermag. Es bleibt dabei und wir können reisen, wann es Ihnen beliebt."

— „Uebermorgen," antwortete er mit völlig zufriedenen Gesicht.

„Uebermorgen also, aber wie?"

— „Es scheint mir, lieber Duranton, daß zwei Gentlemen wie wir nicht anders als mit Extrapost reisen können."

„Ich bin derselben Meinung und besitze auch eine Brittschka, für deren Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit ich bürgere."

— „Sie sind ein charmanter Mann. Uebermorgen erwarte ich Sie also zum Frühstück und, nachdem wir den Wagen so gut als möglich versorgt haben werden, mag es auf- und davongehen."

Wir reichten einander die Hände und die Sache war in Ordnung.

Unser Plan wurde gegen die Gewohnheit wirklich zur Ausführung gebracht. Am zweiten Tage brachen wir auf und vier Tage später fuhrn wir in dem Hofe der fast fürstlichen Wohnung vor, welche Herr Richomme zwei Stunden von Bern besaß.

In dem Augenblicke als wir aus dem Wagen stiegen, erschien der Herr von Hause auf der Vortreppe und kam uns gastfreundlich entgegen. Uebrigens konnte man in dieser Aufnahme leicht die Eitelkeit eines reichgewordenen Mannes erkennen, welcher Andere durch einen Luxus zu blenden sucht, an den er selbst noch nicht vollständig gewöhnt ist. Richomme, der Vielbesuchte, gehörte zu den großen und dicken Personen, welche die Kleinen und Hagern schon ihres Umfangs wegen bewundern, der das Symbol des Wohlstandes zu sein scheint. In diesem umfanglichen Körper würde ein kleiner Geist recht bequem gewohnt haben, wäre die Leere nicht durch eine übermäßige Eitelkeit ausgefüllt worden. Im Ganzen war der Herr Richomme indessen nicht geckenhafter, nicht lächerlicher und nicht impertinenter als ein ehemaliger Lieferant, der zwei oder drei Millionen besitzt, sein darf; ja in den Augen vieler Leute wurden alle seine kleinen Fehler durch zwei bewundernswürdige Tugenden mehr als ausgeglichen; er lieb nämlich recht gern Geld und hielt offene Tafel.

„Da kommen ja lebenswürdige Männer," sagte der bürgerliche Erösus, indem er uns die Hand reichte; „es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie Ihre Straße verlassen haben, um mein Hüttchen zu besuchen."

— „Wir haben unsere Straße nicht verlassen," antwortete Malehard, „wir kommen vielmehr direct von Paris, um Sie zu besuchen."

„In diesem Falle ist es noch besser und Madame Richomme wird sehr dankbar sein, wenn Sie erfahren, daß Sie ihr die Pariser Freuden aufopfern. Mein einfaches Haus wird Sie freilich nicht entschädigen," fuhr der dicke Mann fort, indem er auf die reiche Fassade seines Hauses wies; „wenn aber auch meine Gastlichkeit nur bescheiden ist, so kommt sie doch wenigstens vom Herzen."

Malehard stieß mich mit dem Ellenbogen. Ich bedurfte dieses Winkes nicht, um den Contrast zwischen der demüthigen Sprache unseres Wirthes und seinen stolzen Geberden zu bemerken. Die Hand des Lieferanten, der Schlossherr geworden war, schien, indem sie auf die ferne Perspective des englischen Gartens deutete, welcher das Haus umgab, sich bis zum Horizonte auszustrecken und sich den ganzen Canton Bern sammt den Alpen aneignen zu wollen.

„Sie kommen leider zu ungünstiger Zeit an," fuhr Herr Richomme fort, indem er uns nach der Vortreppe zu geleitete; „Sie finden uns auf meine kleine Familie beschränkt. In voriger Woche dagegen hatte ich funfzehn Herren und elf Bediente hier; den Grafen und die Gräfin von Mauterrier, Herz und Lady Rothsay, den Fürsten Riparini."

— „Wir wollen nur Sie selbst sehen," unterbrach ihn Malehard lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 44. für die elegante Welt. 1841.

## Der Blißableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung)

„Ich sah mich in voriger Woche ferner von der Gräfin Czarniwienska und deren Tochter mit einem Besuche beehrt,“ fuhr der ehemalige Lieferant Richomme fort, der ein besonderes Vergnügen zu empfinden schien, vor unsern bürgerlichen Ohren die Titel der ausgezeichnetsten seiner Gäste klingen zu lassen. „Wir erfreuten uns auch des Besuches unseres Gesandten, der ein charmanter Mann ist. Wir stehen sehr gut mit einander und ich werde Sie ihm vorstellen, sobald er wieder bei uns speiset.“

— „Ich wünschte zuerst der Madame Richomme vorgestellt zu werden,“ fiel ich ein; „dazu scheint mir aber ein Umkleiden dringend nothwendig zu sein. Wenn man vier Tage unterwegs gewesen ist...“

„Man wird Sie in Ihre Zimmer führen,“ entgegnete der Hausherr; „Sie haben Zeit, sich vor dem Diner umzukleiden. Pünktlichkeit bei Tische, sonst die unbeschränkteste Freiheit, das ist die Regel in meinem Hause. Uebrigens brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß Sie hier wie zu Hause sind.“

Herr Richomme gab uns selbst ein Beispiel von der Freiheit, die er uns rühmte, und übertief uns einem Diener, der uns in zwei aneinander stoßende Zimmer brachte, welche, wie das ganze übrige Haus, vollkommen meublirt waren. Wir schritten ohne Zeitverlust zum Umkleiden und, nachdem wir uns so viel als möglich herausgeputzt hatten, begaben wir uns in den Speisesaal. Malechard, dessen zerstreutes Wesen mir schon während der Reise mehrmals aufgefallen war, kam mir in diesem Augenblicke nachdenklich oder vielmehr bekümmert vor.

„Was ist Ihnen?“ fragte ich ihn lachend; „umzieht sich Ihre Stirne wegen der Abreise der Lady Rothsay oder der Gräfin Czarniwienska mit dunkeln Wolken?“

— „Ich bin ermüdet,“ antwortete er, indem er seine sorglose Miene anzunehmen versuchte; „Ihre Britzshla befindet sich, wie Sie sagten, allerdings in dem besten Zustande, wenn man aber vier Tage fährt, ist kein Wagen angenehm genug. Wenn es anginge, würde ich mich lieber profaischer Weise in das Bett legen, als mein abgespanntes Gesicht bei Tische zeigen.“

In dem Speisesaale befanden sich außer dem Herrn und der Frau vom Hause nur zwei Gäste von reifem Alter, Schweizer vom Kopfe bis zum Fuße. Ohne diesen Eingeborenen große Auf-

merksamkeit zu schenken, schritten wir sogleich auf die Frau unseres Wirthes zu und boten um die Wette unsere französische Grazie auf.

Madame Richomme bildete, wie es in Familien so häufig der Fall ist, einen auffallenden Contrast mit ihrem Manne; als sie ihm den Arm gab, sah sie aus wie ein mit einem Büffel zusammengespanntes Reh. Sie war klein, hager, zart, von feinem und entschlossenem Aussehen, einem lebhaften und durchdringenden Blicke, im Ganzen häßlich, aber nicht unangenehm und der Geist entschädigte bei ihr für die körperlichen Mängel. Diese schwächliche Frau ließ uns herankommen, ohne daß sie die geringste Bewegung machte, uns entgegen zu treten, und ihr Gesicht nahm, statt sich aufzuheitern, allmählig einen ernsten Ausdruck an, der mich dermaßen überraschte, daß ich gewissermaßen verlegen wurde. Ich konnte indeß leicht bemerken, daß ich bei diesem gastfreundlichen Empfange nicht den schwersten Theil erhielt. Nachdem sie mit stolzer Zerstretheit mich flüchtig angeblickt hatte, blieb das braune Auge der Madame Richomme auf meinem Reisegefährten mit einem so eiskalten Blicke ruhen, daß ich an seiner Stelle die Fassung verloren haben würde. Malechard ertrug indeß, entweder weil er diesen Empfang erwartete, oder weil er einen Character besaß, der sich durch nichts irre machen läßt, mit Gelidmuth dieses stumme, aber gar nicht zweideutige, Zeugniß des Mißfallens, welches unsere Ankunft erregte.

„Madame,“ sagte er, indem er den auf ihm ruhenden strengen Blick durch ein unterwürfiges Lächeln zu mildern versuchte, „Herr Duranton versicherte mich, wir würden, wenn wir für einige Tage Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nähmen, Ihnen nicht lästig erscheinen, und auf diese Versicherung hin glaubte ich einen Platz in seinem Wagen annehmen zu können; ich hoffe...“

Das Staunen über diese freche Art, sich auf meine Kosten zu entschuldigen, hinderte mich den Schluß der Rede zu hören. Ich stand auf dem Punkte, meinem Reisegefährten zu widersprechen, eine lecke Lüge hat aber bekanntlich häufig die Wirkung, daß sie das Wort unterdrückt, welches sie enthüllen könnte. Das geschah auch hier bei mir; ich schwieg und machte, wie ich glaube, ein recht dummes Gesicht, während mein Freund Malechard sich schlau zurückzog und mich der sichtbaren übeln Laune der Frau vom Hause allein aussetzte. Madame Richomme ließ sich indeß durch dieses Manöver nicht täuschen, wie geschickt es auch ausgeführt wurde; ich erkannte es an dem spöttischen Lächeln, das

um ihre Lippen spielte, und dankte ihr im Stillen für dieses Hellsehen.

Die Dummen haben ihr Gutes. Wenn sie auch gewöhnlich sehr ungeschickt in die interessantesten Gespräche störend eingreifen, so erscheinen sie dagegen auch bisweilen sehr zu gelegener Zeit bei einer Unterhaltung, welche uns in Verlegenheit bringt. Eben als ich anfing mich zu fragen, ob es nicht besser wäre, denselben Abend wieder nach Paris abzureisen, nahm mich Herr Richomme am Arme und zog mich an ein Fenster, um mir die Gipfel der Gletscher des Oberlandes zu zeigen, welche die letzten Strahlen der Sonne mit rosenrother Gluth übergossen.

„Nun, Herr Pariser,“ sagte er mit einer höhnischen Eitelkeit, „hält dies nicht einen Vergleich mit den Rebellen der Seine aus?“

Die beiden Schweizer von reifem Alter nahmen durch ein stolzes Lächeln an dieser Frage Theil, welche ihrem Patriotismus schmeichelte. Offenbar hing die Liebe des ehemaligen Lieferanten für die Naturschönheiten durch ein schmales Band mit seinen Gefühlen als Grundbesitzer zusammen, denn an keinem andern Orte als auf seiner Besitzung würde er daran gedacht haben, die Sonne von Paris zu kritisiren. Ich versuchte es nicht, die so unschuldige Eitelkeit zu kränken; das meiner Bewunderung gebotene Schauspiel verdiente dieselbe wirklich und ich rühmte es mit voller Aufrichtigkeit. Meine Aufmerksamkeit wurde indes durch die malerischen Reize der Landschaft nicht so ganz gefesselt, als daß alle meine Sinne dadurch gelähmt worden wären. Unter den körperlichen Vorzügen, die ich geltend machen darf, steht ein scharfes Gehör mit oben an. Ich höre oft, ohne zu horchen, wie viel mehr, wenn ich wirklich lausche. Nun muß ich gestehen, daß in diesem Augenblicke meine Ohren wenigstens eben so offen waren, als meine Augen, und daß ich, während ich die „Jungfrau“ betrachtete, meine guten Gehörnerven anstrengte, um die Worte zu vernehmen, welche Madame Richomme und mein Reisegefährte, einige Schritte von mir, halblaut wechselten.

„Ist es denn ein Verbrechen, das gar keine Verzeihung verdient?“ fragte Malechard, nachdem er einige Worte so leise gesprochen hatte, daß ich sie nicht verstehen konnte.

— „Keine Entschuldigung,“ antwortete die Frau vom Hause gebieterisch; „Ihr Schritt ist mir höchst mißfällig und unangenehm; Sie hatten mir etwas ganz Anderes versprochen.“

„Ich weiß es wohl, Madame,“ entgegnete mein Freund mit reuiger Miene; „aber es giebt unwiderstehliche Triebe, denen selbst die festesten Entschlüsse unterliegen.“

— „Redensarten! Sie und nicht widerstehen können!“

„Sie sind sehr ungerecht.“

Malechard sprach von nun an leiser, so daß mir die Fortsetzung seiner Entschuldigung entging, die übrigens auch durch die Anzeige unterbrochen wurde, daß die Tafel bereit sei.

Dieses geheimnißvolle Zwiegespräch war für mich trotz der Unvollständigkeit ein Lichtstrahl. Malechard war offenbar in Mad. Richomme verliebt, die aus Jugend oder vielleicht auch aus Neue Strenge gegen ihn brauchte. Ebenso unzweifelhaft war es, daß

mein Freund, als er in mich drang, ihn zu begleiten, keine andere Absicht gehabt hatte, als mich, ohne daß ich es merke, als Bligableiter zu gebrauchen. Das mißfiel mir, nicht weil er dadurch die Grenzen der Gefälligkeiten überschritt, welche Männer von Welt einander wohl erzeigen, sondern weil er mir die Sache so ganz und gar verschwiegen hatte. Ich würde ohne Zweifel die Rolle eines Vertrauten übernommen haben, aber die, ein passives Werkzeug zu sein, verletzte meine Eitelkeit und ich nahm mir vor, die lächerliche Verstellung Malechard's bei der ersten günstigen Gelegenheit zu strafen.

Bei Tafel nahm Madame Richomme ihren Platz zwischen den beiden Schweizern. Das Alter dieser beiden Männer rechtfertigte diese Anordnung, in welcher ich jedoch eine zuerst für Edmundo und dann auch für mich beleidigende Absichtlichkeit zu erkennen glaubte. Ich kenne nichts Unangenehmeres als den Trotz einer jungen Frau, besonders wenn man nicht die Ehre hat, die Ursache davon zu sein, sondern nur so gelegentlich mit davon betroffen wird. Ich setzte mich deshalb ziemlich übelkautig nieder, so lockend auch die Tafel aussah. Im Anfange ging es sehr kalt und steif zu. Madame Richomme sprach nur, um mit kurzen Worten einige Befehle zu geben; Malechard, der sonst so viel spricht, schien ebenfalls das Gelübde des Schweigens abgelegt zu haben und sah kaum von dem Teller auf, wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male in der Gesellschaft erscheint. Die Schweizer aßen, wie ihre Landsleute trinken sollen; die Unterhaltung bei Tische schien sie sehr wenig zu kümmern. Ich folgte ihrem Beispiele, denn die Reise hatte mir Appetit gemacht. Vergeltens sagte ich mir, die Schicklichkeit verlange, etwas zur Unterhaltung beizutragen. Die Wolke auf der Stirn der Frau vom Hause hielt meinen Geist nieder. Das Essen würde also wie eine Pantomime geendigt haben, hätte nicht Herr Richomme, nachdem er den ersten Hunger gestillt, die matte Unterhaltung plötzlich belebt.

„Nun, meine Herren Pariser,“ sagte er mit einem Male, indem er mein Glas und das Malechard's füllte, „sie scheinen verteuft melancholisch zu sein, aber ich weiß schon warum. Sie erwarteten, hier eine Anzahl schöner Damen zu finden. Ich habe Ihnen schon gesagt, da hätten Sie vorige Woche kommen sollen; wir hatten damals unter andern die Lady Rothsay hier, die reizendste Blondine.“

— „Ich liebe die Blondinen nicht,“ sagte Malechard mit einem Seitenblicke, wie mir schien, auf das schwarze Haar um die Stirn der Madame Richomme.

„Das heißt, Sie lieben die Bräunnetten,“ fuhr der Herr vom Hause mit schlauer Miene fort.

— „Ja, wenn sie hübsch sind,“ antwortete Malechard.

„Sie haben keinen übeln Geschmack,“ meinte Herr Richomme und lachte laut; „nun, wenn dies Ihre Grundsätze sind, so kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß Sie vielleicht noch heute Abend eine Frau nach Ihrem Herzen hier sehen werden, denn sie ist braun und hübsch.“

Ein unglücklicher Instinct entlockte meinen Lippen die alberne Bemerkung:

„Wenn man Sie so hört, könnte man glauben, wir sähen sie nicht jetzt schon.“

Ich richtete dieses hübsche Compliment nebst einem verrätherisch lächelnden Blicke an Madame Richomme, die, weit entfernt, dadurch verlegen zu werden, wie ich es gehofft hatte, gar nicht zu bemerken schien, daß die Rede von ihr sei, und die verächtlichste Gleichgiltigkeit bewahrte.

„Erwarten Sie Madame Barretty noch diesen Abend?“ fragte Einer der Schweizer mit halbvollem Munde.

— „Heute Abend oder Morgen,“ entgegnete Herr Richomme. „Sie kennen meine Schwägerin?“ fragte er mich.

Ich wußte wohl, daß Herr Richomme eine Schwägerin hatte, kannte aber den Namen des Mannes derselben nicht, oder hatte ihn vergessen, wie man die gleichgiltigen Dinge vergißt.

„Ich habe viel von dem Geiste und der Schönheit der Madame Barretty gehört,“ antwortete ich galant, „aber niemals das Vergnügen gehabt, sie zu sehen.“

— „Dieses Vergnügen werden Sie also sehr bald haben und sich überzeugen, daß ich nicht übertrieb, wenn ich dieselbe eine hübsche Frau nannte.“

„Ich bin im Voraus davon überzeugt und bereit, ihr meine Bewunderung zu schenken.“

Herr Richomme blinzelte mit den Augen, zuckte die Achseln ein paar Mal und lächelte schlau vor sich hin, ehe er sprach.

— „Wenn Sie mir glauben wollen,“ sagte er in halb spöttischem halb ernstem Tone, „so halten Sie Ihre Bewunderung im Zaume.“

„Warum dies?“ fragte ich, über diesen Rath erstaunt.

Der Dicke begann seine Pantomime von neuem, bog sich nach mir und sagte mir in das Ohr:

— „Haben Sie schon einmal „Dthello“ gesehen?“

„Allerdings.“

— „So kennen Sie meinen Schwager.“

„Eifersüchtig?“

— „Uebermäßig, teuflmäßig.“

Trotz der vertraulichen Mittheilung sprach Herr Richomme doch so laut, daß er von Jedermann gehört werden konnte. Ein Blick seiner Frau gebot ihm Schweigen,

— „Ganz recht,“ bemerkte er sich verneigend. Dann bog er sich wiederum nach mir zu und setzte leise hinzu: „meine Frau will nicht, daß ich vor den Dienstleuten von den Lächerlichkeiten des lieben Schwagers spreche und im Grunde hat sie Recht, denn diese Menschen plaudern alles wieder aus. Ich werde Ihnen die Sache beim Dessert erzählen.“

Eine hübsche Frau und ein eifersüchtiger Mann, das ist etwas sehr Gewöhnliches, indes reichte diese Einleitung doch hin, meine Neugierde zu reizen, und ich wartete mit einer gewissen Ungebuld auf das Fortgehen der Domestiken. Sie entfernten sich, nachdem sie das Dessert servirt hatten, wie es in dem Hause Sitte war. Ohne zu bedenken, wie unbescheiden mein Benehmen gel-

ten konnte, wollte ich unsern Wirth an sein Versprechen erinnern, er kam mir aber zuvor. Da er so schwachhaft, wie ich neugierig war, so sehnte er sich offenbar, auf Kosten des Mannes seiner Schwägerin seine Schadenfreude auszuüben, die er für Witz hielt.

„Die Herren Wendel,“ sagte er zu den beiden Bernern, „haben Barretty schon gesehen, aber diese beiden Herren da kennen ihn noch nicht. Ist er nicht ein allerliebster Mann?“

Die Schweizer beantworteten diese ironisch betonte Frage nur durch ein Verziehen des Gesichtes, welches man schwerlich für Zustimmung halten konnte.

„Nicht weil wir Schwäger sind,“ fuhr Herr Richomme spaßhaft fort, „sondern im Allgemeinen glaube ich, man kann keinen lebenswürdigen Mann finden. Die bösen Zungen behaupten allerdings, es sei schwer mit ihm auszukommen, er sei zankfüchtig, heftig, jähzornig und besonders eifersüchtig wie ein Krokodil; aber das sind Verläumdungen, nicht wahr Cäsarine?“

Madame Richomme hatte ihrem Mann mit offener Ungebuld zugehört; sie zuckte unmerklich die Achseln und antwortete:

„Es hat jeder seine Fehler; die Barretts thun seiner Herzengüte und dem Adel seines Charakters keinen Eintrag.“

— „Ich sage es ja, der Vogel ist sehr schön; er hat bloß einen Schnabel und Klauen und es dürfte gut sein, die Herren vorher darauf aufmerksam zu machen. Ich meine nicht die Herren da aus dem großen Rathe, die sind verständige Männer, Familienväter und wissen, woher er kommt; aber die beiden Fashionables da wissen nichts und eine kleine gute Lehre kann ihnen nicht ohne Nutzen sein.“

Ich warf Malechard, den die letzten Worte eben so wohl angingen als mich, einen Blick zu. Er schälte methodisch einen Apfel und schien auf das Gespräch gar nicht zu achten. Madame Richomme ihrer Seite, die sichtbar verlegen war, versuchte ihren Mann durch einen mißbilligenden Blick zum Schweigen zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sylvestrina.

Novelle.

### I.

Am linken Arnoufer ritten an einem Maiabende des Jahres 1482 vier Reiter, zwei und zwei, nach Florenz zu. Die beiden vordern zeichneten sich durch die Eleganz ihres Anzuges und durch ihr gutes Aussehen überhaupt aus. Beide waren jung, schön gewachsen und saßen mit vollkommener Grazie im Sattel, so daß man sie wohl für zwei große Herren hätte halten können, denen ihre Diener folgten, hätten sie sich nicht bisweilen nach den beiden Reitern hinter ihnen umgedreht und in freundschaftlicher Vertraulichkeit mit denselben gesprochen. Obgleich minder elegant gekleidet, zeichneten sich doch auch die Letztern durch eine lebensvolle stolze Physiognomie, durch treffende Sprache und durch einen geistvollen Blick aus. Antonio Boltraffio und Marco Uggioni hießen die beiden jungen Männer, welche zuletzt ritten, und sie

waren als geschickte Schüler des Leonardo da Vinci in Florenz vortheilhaft bekannte Maler.

Der größte, der stärkste der beiden vordern Reiter war Leonardo da Vinci selbst, der erst vor Kurzem aus Mailand, wo er sein berühmtes Gemälde „das Abendmahl“ vollendet hatte, zurückgekommen, seitdem aber minder fröhlich war, als er sonst gewesen. Vergebens bemühten sich mehrere Freunde, die Stirn des großen Künstlers zu entzuzeln, vergebens zog man ihn von Vergnügen zu Vergnügen, vergebens boten ihm die besten Weine ihren berausenden Duft und die schönsten Frauen ihr lockendstes Lächeln; die gefälligen Freunde, die jungen Mädchen und Frauen und die edelsten Weine vermochten nichts über die Traurigkeit des Florentiners. Die Spazierritte waren die alleinigen Zerstreuungen, für die er noch einige Vorliebe zeigte. Dagegen konnte er vom Spiele, von Festgelagen und Liebchaften, die ihn vor seiner letzten Reise über Alles zu gehen schienen, kaum sprechen hören. Außer der Zeit, die er seinen Schülern widmete, schloß er sich fast den ganzen Tag über ein. Ja er hatte, um sich den wohlwollenden Bemühungen zu entziehen, durch die man ihn zu seiner früheren Lebensweise zurückzubringen versuchte, sogar verboten, Jemanden zu ihm zu lassen, außer den beiden Malern, die wir jetzt in seiner Gesellschaft sahen und Francesco Lorebano, einem jungen geistreichen Edelmann, seinem unzertrennlichen Gesellschafter und Jugendfreund, der jetzt neben ihm ritt.

Ganz Florenz hatte sich vergebens den Kopf gebrochen, um die neue Lebensweise Leonardo's zu erklären. Selbverlegenheit konnte die Ursache nicht sein, denn wenn man auch hätte annehmen wollen, daß der Maler durch seine Trägheit in Mangel gerathen sei, so würde sich der Großherzog ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihn aus der Verlegenheit zu befreien. Eifersucht auf einen andern Maler ließ sich ebenfalls nicht annehmen, denn erstens war Leonardo über diese gemeine Leidenschaft erhaben, zweitens waren Michel Angelo und Rafael noch nicht erschienen und Leonardo stand deshalb ohne Nebenbuhler da.

Einige der entschlossensten Forscher, Francesco Lorebano unter andern, hatten sich wohl eingeildet, daß die Liebe dieses Räthsel erklären könnte; aber die Ruhe Leonardo's in Gegenwart der schönen Damen, deren Reize ihn wohl hätten verführen können und seine unveränderliche Kaltblütigkeit, wenn man vor ihm den Namen derer aussprach, welche Eindruck auf ihn gemacht haben konnten, machten allen verschiedenen Vermuthungen der Art ein Ende und man kam endlich zu der Annahme, Leonardo sei melancholisch geworden.

In dem Augenblicke, da unsere Geschichte beginnt, hielt Leonardo sein Pferd auf einem Hügel, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, an, legte die Hände übereinander und betrachtete unverwandt Florenz, das sich am Horizonte zeigte.

Der Mond, der bleich und majestätisch am Himmel heraufstieg, erhellte mit einem magischen Scheine die alten von der Zeit geschwärzten Paläste und jene alten Thürme, an denen sich seit

zwei oder drei Jahrhunderten so viele Volksaufstände gebrochen hatten. Um die Stadt her erhoben sich, gleich einem natürlichen Damme gegen die Ströme von Blut, welche so oft in Florenz flossen, reizende Hügel, bedeckt von Willen, Weins- und Olivenbaumpflanzungen, nach denen Leonardo plötzlich die Augen richtete, um zu sehen, wie dort das Licht und der Schatten mit einander kämpften. Eine feierliche Stille herrschte in der ganzen Umgegend. Die Vögel schwiegen im Gebüsch und kein Blatt regte sich.

Francesco Lorebano, der für die Schönheit eines Frühlingsabends weniger empfänglich war, fing an ein Liedchen zu pfeifen und, da es ihm nicht gelang, durch dieses seltsame Mittel Leonardo aus dem poetischen Traume zu wecken, redete er ihn ohne weitere Umstände mit den Worten an:

„Leonardo, Du hast uns noch gar nichts von den Liebchaften erzählt, die Du mit den schönen Damen in Mailand gehabt. Der Abend ist schön; kein Neugieriger kann uns hören, erzähle also.“

Leonardo drehte sich ernst zu Lorebano um und antwortete kurz:

— „Ich habe nichts der Art zu erzählen. Meine galanten Abenteuer beschränkten sich darauf, hier und da ein junges Mädchen zu malen, das ist alles.“

„Ach, wenn Du nur nachdenken wolltest, Du würdest wohl etwas Anderes finden.“

— „Lorebano,“ unterbrach ihn Leonardo, „thu' mir den Gefallen und richte keine solchen Fragen wieder an mich. Ich bin jetzt viel zu ernst gestimmt,“ setzte er in einem Tone hinzu, der ironisch sein sollte, „als daß ich mich mit solchen Spielereien beschäftigen sollte.“

„Es ist unmöglich, ihm etwas zu entlocken,“ murmelte Lorebano vor sich hin. Dann fuhr er laut fort: „Leonardo, wie glücklich bist Du, daß Du ein Maler bist! Wenn Du Langeweile fühlst, kannst Du Dich sogleich zerstreuen. Eine Palette und ein Pinsel und alle traurigen Gedanken müssen weichen. Denkst Du an den Tod, so kannst Du so viel Teufel und Leichname auf die Leinwand bringen, daß in Deinem Kopfe eine Umwandlung vor sich geht. Bist Du verliebt, oder, — denn Du bist jetzt zu ernst gestimmt, als daß Du Dich mit solchen Spielereien beschäftigen solltest, — regen sich Wünsche in Dir, welche sich durch eine ernste Stimmung nicht vertreiben lassen, so kannst Du Dir einen herrlichen Harem schaffen, der selbst den Großtürken in Verzweiflung zu bringen vermag; Brünetten und Blondinen, die verschiedenartigsten und schönsten Frauen müssen auf Deinen Ruf auf der Leinwand erscheinen. Große und Kleine, fette und hagere, schwarze und weiße, sie erscheinen, wie Du sie wünschest und überdies mit dem unschätzbaren Vorzuge, daß sie stumm sind. Ach, Leonardo, wäre ich doch Maler, wie Du!“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 45.

für die elegante Welt.

1841.



(Wohlthätigkeit, nach Canova.)

**C a n o v a.**

Canova scheint seine ersten Versuche, die menschliche Gestalt nachzuahmen, in seinem vierzehnten Jahre gemacht zu haben. Diese Versuche dienten zu seiner Ergötzlichkeit und Erholung von den mehr mechanischen Arbeiten seiner Profession (Canova war eigentlich ein Steinmetz), wozu ihn sein Vater, der

das nämliche Metier betrieb, erzogen hatte. Unter fortwährender Beschäftigung der genannten Art verfloß unserm jungen Künstler schnell und angenehm seine Jugend, und oft pfliegte er in späterm Alter von dieser Periode als einer der glücklichsten seines Lebens zu sprechen.

Das eifrigste Streben des jungen Bildhauers war auf Aus-



(Canova's von Alsfeld'scher)

zeichnung in seiner Kunst gerichtet und, ob er gleich damals hauptsächlich die Profession seines Vaters im Auge hatte, so dämmerte doch schon seine zukünftige Bestimmung in ihm. Die Zeit, welche über sein nachfolgendes Wirken entscheiden sollte, war vor der Thür. Sein Lehrer, der Bildhauer Giuseppe Bernardi Torretto, welcher die ihm von der Familie Galiero übertragenen Arbeiten vollendet hatte, beschloß, nach einem dreijährigen Aufenthalt in der Nachbarschaft von Passagno, sich wieder in Venedig niederzulassen; aber wenige Monate nach seiner Rückkehr in diese Stadt machte der Tod seinem künstlerischen Wirken ein Ende. Er hatte unsern Canova stets geliebt und geachtet, und zuletzt an Kindesstatt angenommen, mit der Erlaubniß, seinen Namen zu führen, wovon indeß Canova niemals Gebrauch machte.

Nach dem Tode dieses trefflichen Mannes fand sich Canova abermals auf dem Punkte, in Passagno's, seines Großvaters, Werkstatt, der ebenfalls Steinmetz war, Beschäftigung und Unterhalt zu suchen, und so die weitere Ausbildung seiner ausgezeichneten Talente durch mühevollen, ihn anerkennende Arbeit zu unterbrechen und in dem Dorfe, wo er geboren, in Dunkelheit und der Welt unbekannt seine Jahre zu beschließen. Die Familie Galiero war zu dieser Zeit abwesend von Asolo, und Canova hatte keine andern Freunde, die seine Lieblingsneigung, seine heißesten Wünsche hätten befriedigen können. Aber der Wismuth und die Niedergeschlagenheit, welche seine junge, mit glühender Leidenschaft für die Kunst erfüllte Seele umwölkte, sollten plötzlich in Freude verwandelt werden. Canova erhielt nämlich von seinem Wohlthäter und einflußreichen Gönner eine Einladung, sogleich nach Venedig zu kommen, daselbst den Palast der Familie als seine Wohnung anzusehen und in Allem, was seine fernere Ausbildung und seinen Lebensunterhalt anlangte, ganz auf seine Freunde zu zählen. Canova's Zukunft war jetzt entschieden und er eilte mit Riesenschritten jener künstlerischen Vollendung entgegen, wovon seine Werke den Stempel an sich tragen.

Die treffliche Skizze, welche diese Bemerkungen über Canova begleitet, stellt eine Gruppe an dem Monumente der Herzogin Maria Christine, Gemahlin des Prinzen Albrecht von Sachsen, dar. Dieses Monument wurde im Jahre 1805 ausgeführt, wo Canova auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Es gilt mit Recht als eine seiner gelungensten Arbeiten. Die in Rede stehende Gruppe stellt die Wohlthätigkeit dar, welche einen altersschwachen Greis unterstützt und mit ihm die Stufen hinaufführt, welche zum Grabe führen. Eine Todten-Gruelände vereint die beiden Figuren mit dem betenden Mädchen im Hintergrunde.

### Der Blitzableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung)

„Liebe Frau, wenn Du mir auch mit den Augen winkst,“ bemerkte der Millionair, „ich habe nicht Lust, das alberne Abenteuer von Bardes sich wiederholen zu lassen.“

„Welches Abenteuer?“ fragte ich auf die Gefahr hin, der Frau vom Hause noch mehr zu mißfallen.

„Davon haben Sie nichts gehört? Der Vorfall hat doch großes Aufsehen gemacht. Im vorigen Jahre reisete Baretty, der bisweilen an Schmerz in einer alten Wunde leidet, nach Bardes und nahm seine Frau mit. Meine hübsche und lebenswüthige Schwägerin sah sich dort bald von einem zahlreichen Hofe von Anbetern umringt; jeder beeiferte sich, mit ihr zu tanzen oder mit ihr zu singen, denn Sie müssen wissen, daß sie wie ein Engel tanzt und singt. Das ist nun ganz in der Ordnung, denke ich, und neunundneunzig Chemannern von hundert würde es nicht eingefallen sein, darüber verdrießlich zu werden; aber der liebe Baretty hat corsisches Blut in den Adern. Er wurde also höchst aufgebracht und dachte an nichts als Blutvergießen. Alle die Simpel zu massacriren, welche meine Schwägerin umflatterten, würde zu beschwerlich gewesen sein; mein Eiferfüchtiger machte sich die Sache bequemer und beschloß, bloß ein Stempel zu statuiren. Unter den Anbetern, die ihm zuwider waren, wählte er den eifrigsten aus und brach in Gegenwart von wohl dreißig Personen einen Streit mit ihm vom Saune, wie man zu sagen pflegt. Der Herr suchte die Sache als Scherz darzustellen, aber eine Ohrspeige, die er empfing, nöthigte ihn, sie in Ernst zu nehmen. Es folgte ein Duell und Baretty zerschoss seinem Gegner das Bein, der nun nicht mehr tanzen wird, denn das Bein mußte ihm abgenommen werden. Sie können glauben, daß das ungeheuern Lärm machte. Jedermann gab Baretty Unrecht, die Justiz mischte sich hinein und mein lebenswürdiger Schwager stellte sich selbst als Gefangener, um einer Verhaftung zu entgehen. Er blieb drei Monate, so lange der Prozeß dauerte, in Gewahrsam und schätzte sich glücklich, als ihn die Jury endlich freisprach. Vielleicht glauben Sie, er habe sich den Vorfall zur Warnung dienen lassen? Da kennen Sie aber den Corsen nicht. Bei der ersten Gelegenheit thut er es noch einmal und es würde mir sehr unangenehm sein, wenn es bei mir geschähe. Sie sind also gewarnt, meine Herren Pariser; wenn Sie meine Schwägerin sehen, so dürfen Sie dieselbe wohl bewundern, aber nur von weitem und in der Stille.“

„Wahrhaftig, Sie machen aus Ihrem Schwager einen Wehrwolf,“ sagte Malechard mit ironischem Lächeln.

„Stellen Sie sich nur verliebt in seine Frau,“ entgegnete Richomme, „und Sie werden sehen, daß er durchaus keinen Spaß versteht.“

„Ich werde es nicht vergessen,“ erwiderte mein Reisegefährte in leichtfertigen Tone; „ob ich mir gleich schmeichle, ein guter Tänzer zu sein, so sind mir doch meine Beine lieb.“

Dieser Scherz brachte die Anwesenden zum Lachen mit Ausnahme der Madame Richomme, welche völlig ernst blieb, aufstand und, da wir ihrem Beispiele folgen mußten, eine Unterhaltung abbrach, die ihr außerordentlich unangenehm zu sein schien.

Der Widerspruch ist dem Menschen natürlich; ich fand den Beweis davon bald an mir selbst, denn die Warnung unseres Wirthes brachte, auf mich wenigstens, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, die sie ohne Zweifel haben sollte. Madame Ba-

retty, die ich niemals gesehen hatte, nahm alle meine Gedanken in Anspruch. Ich wußte, daß sie hübsch sei, aber dieser Vorzug, so empfehlenswerth er auch war, würde nicht hingereicht haben, mich zu dem Träumer zu machen, der ich wurde, als ich eine Tasse trefflichen Kaffees schlürfte. Für meine etwas romanhafte Geistesrichtung hatte die liebenswürdige Unbekannte einen Reiz, der noch stärker war als ihre Schönheit. Die Schönheit einer Dame wird bekanntermaßen durch die Eifersucht ihres Mannes erhöht und je unnachsichtiger dieser sich zeigt, um so allmächtiger wird die erstere. Madame Baretty mußte unwiderrstlich sein, da es, wenn man ihrem Schwager glaubte, so sehr gefährlich war, sie zu lieben. Ich glaubte nun, keineswegs zu den schwachen Wesen zu gehören, welche bei dem Anblicke der Gefahr kalt werden.

„Ich werde indeß,“ sagte ich mir endlich, „die Sache ihren natürlichen Gang gehen lassen, nicht versuchen, mich absichtlich zu erhitzen, aber, wenn ich mich zufällig verlieben sollte, meiner Neigung auch gar keinen Widerstand entgegenzusetzen.“

Nachdem dieser schöne Entschluß gefaßt war, fand ich alles ganz vortrefflich und meine Reise in die Schweiz erhielt ein Interesse, dessen sie vorher gänzlich entbehrt zu haben schien. Ich verzieh in meiner rosenfarbenen Laune Malechard die Verstellung, die ich ihm noch kurz vorher zum Verbrechen gemacht hatte. Seine Liebe zu der Madame Richomme kam mir, statt mich zu verbriesen, vielmehr sehr gelegen vor, denn sie schützte mich vor einer wohl zu fürchtenden Rivalität und ließ mir völlig freies Feld. Es versteht sich von selbst, daß ich die beiden Schweizer von reifem Alter gar nicht mitrechnete.

Nach dem Kaffee gingen wir eine Zeit lang in dem Garten spazieren, aber die Abendkühle vertrieb uns bald und wir kehrten in den Salon zurück, wo bald eine Whistpartie arrangirt wurde. Vielleicht zum ersten Male in meinem Leben bedauerte ich es, dieses Spiel nicht zu kennen, denn als Richomme, Malechard und die beiden Schweizer an dem grünen Tische Platz genommen hatten, blieb ich allein der Frau vom Hause unbeschäftigt gegenüber, — ein Lété: à Lété, welches durch das verbrießliche und unzufriedene Aussehen derselben nicht eben angenehm war. Eine Unterhaltung war schwierig, Stillschweigen würde aber gar lächerlich gewesen sein. Ich begann also das Gespräch mit einigen Gemeinplätzen, die Mad. Richomme fast sofort durch die Frage unterbrach, welche sie mit ihrer schneidenden Stimme an mich richtete:

„Sie also haben die liebenswürdige Idee gehabt, uns zu besuchen, und Ihnen bin ich deshalb meinen Dank dafür schuldig?“

Ob ich gleich im Herzen mit meinem Reisegefährten ausgesetzt war, so hielt ich es doch nicht für gerathen, die kleine Lüge zu bestätigen, mit der er aufgetreten war.

— „Man gebe dem Kaiser was des Kaisers ist,“ antwortete ich bescheiden. „Ich habe mir ein Vergnügen daraus gemacht,

Malechard zu begleiten, aber ihm allein gebührt der erste Gedanke von unserer Reise.“

Mad. Richomme zuckte die Achseln auf eine Art, die deutlich sprach: „das wußte ich vorher.“

„Sie sind mit dem Herrn Malechard innig befreundet?“ fuhr sie fort, indem sie mich mit einem durchbohrenden Blicke betrachtete.

— „Ich kenne ihn seit zehn Jahren.“

„Das heißt, Sie haben keine Geheimnisse vor einander?“

Diese Frage wurde so scharf betont ausgesprochen, daß ich nur meiner Seite die Frau des Millionärs aufmerksam ansah.

— „Madame,“ antwortete ich leiser, „es giebt Dinge, die man selbst seinem besten Freunde nicht anvertrauet. Ich sage dem Malechard nicht Alles und er verfährt mit mir ebenso. Wir müssen gegenseitig oft rathen.“

„Derr Malechard ist wohl in dieser Kunst erfahren?“

— „Sehr.“

„Und Sie?“

— „Darauf zu antworten verhindert mich meine Bescheidenheit,“ sagte ich lächelnd.

„Das heißt, Sie halten sich für noch erfahrener als Ihren Freund?“

— „Erfahrener? Nein, aber für eben so erfahren.“

Mad. Richomme schien zu zögern.

„Ist es schon lange her, daß Sie Gelegenheit gefunden haben, dieses Ihr Talent zu üben?“ sagte sie endlich mit erheuchelter Heiterkeit.

— „Ich übe es in diesem Augenblicke“ antwortete ich mit schadenfroher Miene, denn das Verhör fing an mir zu mißfallen.

„Wahrhaftig!“ entgegnete die Frau des ehemaligen Lieferanten, deren braune Augen funkelten; „darf ich wissen, was Sie zu errathen suchen?“

— „Mein Freund hat ein sehr interessantes Spiel begonnen; wird er gewinnen? Das frage ich mich.“

(Fortsetzung folgt.)

### (Eingefendet.)

(Die Leipziger Literatur in Waffen.) Viele der pariser Schriftsteller, Componisten u. gehören bekanntlich der Nationalgarde an, z. B. Victor Hugo als Oberst, J. Janin, Delavigne, Dumas u.; Leipzig ist auch in dieser Hinsicht ein „klein Paris“: mehrere der Leipziger Schriftsteller führen nicht bloß die Feder, sondern auch die Waffen. Der Communalgarde gehören an und zwar in folgenden Chargen die Redacteurs: Oswald Marbach („Jahreszeiten“) als Hauptmann; Espe („Conversations-Lexikon“) und Rob. Heller („Rosen“) als Lieutenants; A. Diezmann („Allgem. Modenzeitung“) als Feldwebel; F. G. Kühne („elegante Welt“) und J. Günther (früher „Leipz. Allgem.“ jetzt „Gewerbeblatt“) als Sardinisten.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 46. für die elegante Welt. 1841.

## Der Blitzableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung)

Ob ich gleich auf den Spieltisch gezeigt hatte, so verkannte doch Mad. Richomme den Sinn meiner Worte nicht, den übrigens mein Blick deutlich genug erläuterte. Sie errieth, daß ich ein anderes Spiel als das Whist meinte, und antwortete deshalb auf meinen Gedanken.

„Wenn es von mir abhängt, wird er verlieren,“ sagte sie im schneidendsten Tone.

— „Der Teufel!“ dachte ich bei mir; „die Festung scheint nicht Lust zu haben, zu capituliren, und mein Freund Malechard ist noch lange nicht so weit, als ich wähnte.“

In diesem Augenblicke hörte man Peitschenknall und das Rollen eines Wagens. Bei diesem Geräusche, das ohne Zweifel die Ankunft ihrer Schwester ankündigte, stand Madame Richomme auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Die Spieler setzten ruhig ihr Spiel fort und ich wunderte mich darüber nicht eben sehr, da ich weiß, daß das Whist ein heiliges Werk ist, das kaum der Untergang der Welt stören darf. Ich, das gestehe ich, theilte diese Ruhe nicht; ich fühlte vielmehr mein Herz ungewöhnlich stark klopfen, was mir bewies, daß es weniger blasirt sei, als ich glaubte.

„Gott verzeihe mir, das Herz klopft mir!“ dachte ich bei mir, vergnügt über diese jugendliche Aufregung; „bedeutet dies, daß ich mich wirklich verlieben werde?“

Ich will meine Schwäche vollkommen gestehen. Ich stand auf und betrachtete meine Figur einen Augenblick im Spiegel, war aber, wie gewöhnlich, nicht eben befriediget. Nachdem ich das Haar und die Cravatenschleife in Ordnung gebracht hatte, lehnte ich mich an die Kaminecke in einer Stellung, der es, meiner Meinung nach, nicht an Character fehlte, und erwartete so unter den Waffen die Dame, in der ich gern die künftige Gebieterin meines Herzens gesehen hätte.

Die Thüre wurde bald geöffnet und Madame Richomme führte ihre Schwester herein. Der Währwolf folgte ihnen, aber im ersten Augenblicke achtete ich nicht eben auf ihn, weil meine Augen vollkommen beschäftigt waren. Madame Baretty war etwas jünger als ihre Schwester, d. h. etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, untadeligem Wuchse und hatte in allen ihren Zügen den zugleich ernstern, schlauen und leiden-

schaftlichen Typus der schönen südlichen Racen. Die braune Blässe ihres Teints verrieth übrigens ihre Abstammung und erhöhete den glühenden, obgleich gewöhnlich verschleierten Ausdruck ihres Blickes. Ein schwarzes seidenes Kleid, ein Strohhut, ein nachlässig umgeworfener Shawl von dunkler Farbe bildeten ihren trotz der Einfachheit eleganten Anzug. Madame Baretty erschien mir in diesem bescheidenen Schmucke als Königin. Sie trat langsam und mit ungezwungener Würde vor, empfing artig aber ernst meinen Gruß und den der Spielenden, die sich endlich entschlossen hatten, aufzustehen, und reichte die Hand dem Herrn Richomme, der sich so linksich beeilte, sie zu küssen, als wäre er der Bär von Bern gewesen.

„Guten Abend, Schwager,“ sagte sie mit weicher Stimme.

Es kann sicherlich nichts Gewöhnlicheres geben als diese drei Worte und doch hatte niemals eine Phrase von Rosini mein Ohr angenehmer berührt. Ich zühe die Altstimme vor und hörte hier eine ausgezeichnet schöne; auf der andern Seite entsprach die melancholische Blässe der schönen Reisenden vollständig meinem aussergewöhnlichen Geschmacke, endlich hatte Madame Baretty, ob sie gleich herrliche Zähne besaß, seit ihrem Eintritte noch nicht einmal gelacht und ich habe stets aufrichtig die Damen geachtet, die schöne Zähne haben und doch nicht lachen. Die Folge dieser verschiedenen secundären Ursachen, besonders aber der abenteuerlichen Stimmung meines Herzens war denn, daß ich augenblicklich unterlag. Ich hatte mir freilich vorgenommen, ohne Widerstand mich besiegen zu lassen, aber ich muß doch gestehen, daß es mir leichter wurde, diesen Vorsatz zu halten, als mir es bei dem entgegengesetzten möglich gewesen sein würde.

Ich war also verliebt, wenigstens auf dem besten Wege es zu werden. Ich warf Malechard, der für einen Kenner galt, einen Blick zu und würde mich gestreut haben, hätte ich durch seine Zustimmung die angenehme Unruhe meines Herzens gerechtfertiget gesehen. Zu meiner großen Verwunderung, ja zu meinem Zorne sah ich, daß er bereits wieder an dem Whistische Platz genommen hatte und ernst die Karten mischte, ohne dem Gegenstande meiner entstehenden Flamme die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Das hieß, meinem Gefühle nach, bei einem Manne von dreißig Jahren die Leidenschaft des Spiels etwas weit getrieben und mein Reisegefährte verlor in meinen Augen etwas von dem Ansehen, das ich ihm in Sachen der Galanterie bisher geschenkt hatte.

Nachdem einige Complimente mit den Neuangekommenen gewechselt waren, folgten die Schweizer und Herr Richomme dem Beispiele Malechard's und nahmen ihre einen Augenblick unterbrochene Partie wieder auf. Die beiden Schwestern setzten sich neben einander auf ein Sopha und begannen leise ein Gespräch, das ein vertrauliches zu sein schien, an dem ich also keinen Theil nehmen durfte. Ich entfernte mich deshalb bescheiden, setzte mich hinter dem Spieltische nieder und konnte so ungestört eine Person beobachten, die ich bisher kaum eines Blickes gewürdigt hatte, obgleich es von Wichtigkeit war, sie genau kennen zu lernen.

Herr Baretty, der schreckliche Ehemann, war ein Mann von etwa funfzig Jahren, untersezt, stark beleibt, dabei aber sehr lebhaft. Diese Körperlichkeit paßte vollkommen für einen ehemaligen Voltigeur-Capitain, der er bis 1832 gewesen war. In diesem Jahre hatte ihn eine in Algier erhaltene Wunde genöthiget, seinen Abschied zu nehmen. Seine Kupferbraune Farbe zeugte noch von der afrikanischen Sonne und bei der geringsten Veranlassung erhöhte sie sich bis zum Kirschroth. Sein kurz verschüttetes Haar fing an zu ergrauen und stand büstenartig auf seinem Kopfe. Dicke Augenbrauen zogen sich über seinen schwarzen Augen hin, die mich an die glühenden Augen erinnerten, von denen Dante bei der Schilderung Charons spricht. Der Veteran, der im gewöhnlichen Zustande so martialisch häßlich war, mußte wahrhaft fürchterlich sein, wenn ihn die Wuth der Eifersucht entflammte. Eine große Narbe am Mundwinkel und ein fehlender Finger an der linken Hand verriethen überdies, daß er bei der Armee gethan hatte, was sein Aussehen verhiess, und gaben dem rothen Bändchen an seinem blauen, bis an das Kinn zugeknöpften Rocke einen ernstlichen Werth.

Als ich den Herrn Baretty genauer zu mustern anfing, hatte er sich eben ohne alle Umstände in einem großen Sessel ausgestreckt, in dem er ganz zu versinken schien. Sein Aussehen hatte etwas so Barsches, daß ich ihn fast unwillkürlich mit einer Dogge verglich, die in ihrer Hütte liegt, die Schnauze auf den Pfoten, mit schlummernden Augen, aber wachenden Zähnen. Ich bemerkte bald, daß er durch seine halbgedrückten Augenlider hindurch forschend um sich sah, erst eine Zeitlang Malechard und dann mich beobachtete. Ich errieth den Zweck dieser heimlichen Beobachtung recht wohl. Ohne Zweifel war bei dem bloßen Anblicke unbekannter junger Männer in diesem lebenswerthen Ehemanne der argwöhnische Instinct erwacht und, während er mich und meinen Freund verstohlens studierte, suchte er ohne Zweifel zu errathen, welchem von uns er Arm und Beine zu brechen das Vergnügen haben würde. Dieser Gedanke, der meine Hinneigung zu der Madame Baretty hätte mäßigen sollen, reizte sie noch mehr an. Ich erfuhr es an mir selbst, daß die Gefahr die Liebe erhöht, und ich fand Madame Baretty jetzt noch weit schöner als im Anfange. Sie war wirklich reizend und ich überließ mich allmählig dem Vergnügen, sie zu betrachten, trotz der Aufmerksamkeit, deren Gegenstand ich ohne Zweifel war.

Während ich mit innigem Bedauern an das Schicksal dieser ausgezeichneten Frau dachte, dem Despotismus eines rohen Sol-

daten überlassen zu sein (denn so nannte ich in meinem Unwillen den ehemaligen Voltigeur-Capitain), wendete Madame Baretty das Gesicht nach mir und ihre schönen Augen hefteten sich auf die meinigen mit einem so melancholischen Ausdrucke, daß ich mich im Grunde der Seele erschüttert fühlte. Diese seltsame Unruhe, in die mich dieser Blick versetzte, wird vollkommen erklärt sein, wenn ich sage, daß ich nicht daran gewöhnt war, dergleichen zu empfangen. Dies nöthiget mich zu einem für meine Eitelkeit peinlichen, für das nähere Verständniß aber nothwendigen Verständnisse.

Das Glück schön zu sein, hat seinen Dichter gefunden; wenn das Unglück häßlich zu sein, zum Singen begeistern könnte, würde ich Grund genug haben, meine Leier zu stimmen. Das ist aber nicht genug. Es giebt eine seltene und malerische Häßlichkeit, die, stolz getragen, einem Manne mehr nützt als schadet. Mirabeau würde sicherlich sein von den Blättern zerrissenes Zigerge- sichts nicht gegen das fade Antlig eines Dummkopfs vertauscht haben. Die Unregelmäßigkeit meiner Züge wird leider nicht durch ihren Ausdruck ausgeglichen. Meine Häßlichkeit gehört zu den allgewöhnlichen; ich gleiche Jedermann und zwar in dem Grade, daß Leute, mit denen ich genau bekannt gewesen bin, mein Gesicht vergessen, während andere mich erkennen, die mich niemals gesehen haben. Da mir die Natur ein empfindsames Herz und eine romanhafte Phantasie gegeben hat, so brauche ich nicht zu sagen, wie oftmals und in wie hohem Grade mich die Gemeinheit meiner Physiognomie bereits geärgert hat; meine Neigung zu zärtlichen Gefühlen fand daran unangenehme Hindernisse, denn wenn auch die Frauen sich stellen, als wären ihnen die körperlichen Vorzüge der Männer ganz und gar gleichgiltig, so habe ich doch immer gefunden, daß sie zuletzt den Geist am besten aufnehmen, der die beredtesten Augen und die schönsten Zähne besaß. Wie oft habe ich darum die Hülle einiger der angenehmen jungen Männer beneidet, die sich mit glänzend gewachsenen Stiefeln, die Cigarre im Munde, eine Camelle im Knopfloche, den Daumen im Achselauschnitt der Weste, auf den Promenaden bewegen!

„Mit einem solchen Gesichte und meiner Lebensart,“ sagte ich oft zu mir, „würde ich keine Grausame finden.“

Da ich aber auf meine Lebensart und auf mein eigenes Gesicht beschränkt war, so fand ich mehr als eine Grausame. Das Glück, das ich hier und da einmal hatte, mußte ich stets mit vieler Mühe erringen. Hatte ich bisweilen triumphirt, so war es nur in Folge langer Ausdauer geschehen, aber jene reizenden Herausforderungen, die rufen: liebe mich! und die Hälfte des Weges entgegenkommen, waren niemals an mich gerichtet worden.

Der ausdrucksvolle Blick der Madame Baretty war deshalb für mich etwas ganz Neues. Zum ersten Male kam eine Dame mir auf solche Weise entgegen; meine Bescheidenheit wunderte sich darüber so sehr, daß ich mehr Verlegenheit als Freude empfand. Es entstand zu gleicher Zeit ein Gefühl des Mißtrauens in mir. Konnte ich nicht eine Kokette vor mir haben, die sich auf meine Kosten zu unterhalten suchte? Ich erkannte indeß das Unwahrscheinliche einer solchen Annahme bald und glaubte, es

würde eine zu alberne Bescheidenheit sein, wenn ich etwas, das nur schmeichelhaft war und dessen Ursache sich leicht errathen ließ, ungünstig erklären wollte.

„Die Frau,“ dachte ich bei mir, „ist an einen ihrer unwürdigen Mann verheirathet und muß nothwendig sehr unglücklich sein. Die Unglücklichen suchen nun aber Theilnahme und nehmen sie mit Dank an, sobald sie dieselbe gefunden zu haben glauben. Ich bin nicht schön, vielleicht habe ich aber doch eine zu geringe Meinung von meinem Aussehen. Die Augen sind und bleiben doch, sie mögen so oder so geschnitten sein, die Dolmetscher der Seele. Sie wird in den meinigen das große Interesse erkannt haben, das sie mir einflößt; sie wird errathen haben, daß ich sie verstehe, sie wird, mit einem Worte, in mir einen Freund erkannt haben und dies sollte ihr Blick ausdrücken.“

Fast unwillkürlich nahm ich die Haltung an, die sich zu dieser zärtlichen Rolle eines Freundes einer unglücklichen Frau ziemte. Die Arme auf der Brust gekreuzt, die Stirn sinnend geneigt, blickte ich Madame Baretty fort und fort an, bereits überzeugt, daß ich durch dieses lange Anschauen ihr nicht zu missfallen zu fürchten brauchte, wenn sie es auch bemerkte. Diese Vermuthung schien sich mir bald zu verwirklichen, wie eitel sie auch sein mochte. Ein zweiter noch sanfterer, noch längerer, noch entschuldigender Blick als der erste traf mich. Ich erbeute, aber mein Entzücken wurde auch alsbald durch den Ton zerbrechender Tassen gestört. Alle wendeten die Augen nach der Madame Baretty. Der Capitain sprang mit dem Ungestüm eines verwundeten Sigers auf und in Folge dieser Heftigkeit stieß der Stuhl, auf welchem er gesessen hatte, an eine mit allerlei Porzellangeschirre besetzte Etagede.

„Welche Mücke sticht Sie?“ rief Madame Richomme, indem sie die auf dem Teppich umherliegenden Stücke bedauernd betrachtete; „halten Sie meine Tassen und Vasen für Beduinen?“

— „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung! Ich glaube, ich bin eingeschlafen gewesen,“ antwortete der Herr Baretty mit rauher Stimme.

Ein wüthender Blick, den er zu gleicher Zeit seiner Frau zuwarf, sagte mir deutlich, was ich von dieser Entschuldigung zu halten habe.

„Sie haben einen mörderischen Schlaf,“ grollte der ehemalige Lieferant. „Zum Teufel auch, warum legen Sie sich nicht in das Bett, wenn Sie schlafen wollen?“

— „Das werde ich sogleich thun,“ entgegnete der Eifersüchtige in einem nicht minder grollenden Tone; „es ist elf Uhr vorüber und also Zeit zum Schlafen. Komm, Frau.“

Madame Baretty erhob sich alsbald ohne ein Wort zu sagen. Dieser passive Gehorsam, der bei einer hübschen Frau eine so große Seltenheit ist, bestärkte mich in dem Gedanken, daß ich den fürchterlichsten Despoten und die demüthigste Dulderin vor mir hätte. Hätte die schöne Unterdrückte nicht vorher schon meine ganze Theilnahme gewonnen gehabt, so würde die rührende und ergebene Art, wie sie den Arm annahm, den ihr der Tyrann bot, mein Herz vollkommen erweicht haben. Die beiden Eheleute ver-

ließen alsbald das Zimmer, das mir nun ganz öde vorkam. Ich wartete, da ich nicht mehr beschäftigt war, mit Ungeduld auf das Ende der Whistpartie, das endlich auch erfolgte und Jedem erlaubte, sich zu entfernen. Unter dem Vorwande, noch eine Cigarre zu rauchen, begleitete ich Malechard in sein Zimmer, ehe ich mich in das meinige begab.

„Wie finden Sie Madame Baretty?“ fragte ich ihn ohne alle Einleitung.

— „Nicht übel,“ antwortete er.

„Nicht übel!“ wiederholte ich und wurde gegen meinen Willen warm dabei; „das Lob ist sehr gering. Haben Sie denn die Frau angesehen?“

— „Genug, um ein Urtheil über sie abgeben zu können. Ich ziehe ihre Schwester vor.“

„Daran zweifelte ich freilich nicht,“ entgegnete ich lachend; „Sie haben sich schon verrathen, lieber Freund; doch hätte ich es lieber gesehen, wenn Sie mir es geradezu gestanden.“

— „Ich verrathe mich? Wodurch, wenn ich fragen darf?“ Ich zuckte leicht die Achseln.

„Wollen Sie läugnen, daß Sie der Madame Richomme den Hof machen?“ fragte ich.

Malechard sah mich unverwandt an.

— „Das haben Sie entdeckt?“ entgegnete er endlich in einem Tone, in welchem mehr Verflage als Verdruß zu liegen schien.

„Ich bin weder taub noch blind. Sie hätten mir die Sache aber gestehen, mich sie nicht errathen lassen sollen. Ob ich mich nun aber gleich über Ihre Verstellung zu beklagen habe, bin ich doch bereit, Ihnen nützlich zu sein, wo und wie ich es vermag.“

— „Wahrscheinlich wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelte?“ antwortete mein Reisegefährte mit einem forschenden Blicke.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich.

Malechard legte langsam seine Cigarre auf den Kamin und sagte sodann mit feinem Lächeln, das ich für gutmüthig hielt:

„Lieber Duranton, wir wollen gegen einander nicht hinter dem Berge halten. Sie wollen, daß ich in die Frau vom Hause verliebt sein soll; meinethwegen; gestehen Sie nun aber auch, daß das Augenspiel, das ihre Schwester mit Ihnen getrieben hat, Ihrem Herzen gar nicht unangenehm war.“

— „Sie spotten über mich,“ entgegnete ich, ziemlich erfreut, meine eigenen Beobachtungen durch die eines uneigennütigen Zeugen bestätigt zu sehen.

„Ich bin ebenso wenig blind als Sie. Gewiß ist, Sie mögen es gestehen oder nicht, daß Madame Baretty Ihnen diesen Abend eine seltene Auszeichnung geschenkt hat.“

— „Keine Neugierde,“ entgegnete ich im bescheidenen Tone.

„Mag sein; aber ist nicht die Neugierde der allgemeine Antriebe, die fruchtbare Quelle, aus welcher Alles hervorgeht? Wem verdanken wir die Entdeckung von Amerika, die Anwendung des Dampfes und alle andern Eroberungen der Wissenschaft? Und ist selbst die Liebe etwas Anderes als Neugierde, die sich auf ein

einziges Ziel richtet? Glauben Sie mir, eine Dame, die heute bloß neugierig ist, wird morgen verliebt sein, sobald ihr der Uebergang nur einigermaßen erleichtert wird.“

Malechard drückte sich mit einer dogmatischen Bestimmtheit aus, als habe er ein Theorem zu beweisen. Mir kam es weniger als irgend Jemandem zu, ihm zu widersprechen, denn ich theilte seine Ideen über diesen Punkt. Ich begnügte mich also zu lächeln wie Jemand, der weiter nichts wünscht, als sich von seinem Glücke überzeugen zu lassen.

„Ich bin Ihnen auf eine sehr unangenehme Weise entgegengetreten,“ fuhr mein Freund heiter fort; „ich bin bereit, Abbitte und Ehrenerklärung zu thun. Ich finde Madame Baretty nicht bloß nicht übel, sondern außerordentlich schön und an Ihrer Stelle . . .“

— „An meiner Stelle?“

„Würde ich ihrem Vär von einem Manne zu mißfallen wagen.“

— „Ist bereits geschehen,“ antwortete ich.

Die Worte waren kaum über meine Lippen, so bereuete ich, sie ausgesprochen zu haben, aber es war zu spät und die Fragen Malechards entlockten mir ein vollständiges Geständniß. Als er die Ursache des Unglückes, dessen Opfer die Tassen und Wäfen gewesen war, erfuhr, lachte er laut auf und ich mußte unwillkürlich seine Heiterkeit theilen.

„Nun, Nuth!“ rief er mir mit komischem Ernste zu, „gegen den Blaubart! Nuthig gegen den Wilden, der es nicht dulden will, daß man seine Frau hübsch finde! Dem Barbaren keinen Pardon! Sie wissen, daß er nach den Beinen zielt, bedenken Sie seinen Kopf!“

Um meine Offenheit zu erwidern, gestand mir endlich mein Freund, was ich bereits errathen hatte und daß seine Reise keinen andern Zweck gehabt habe als die heftige unerwiderte Liebe, die er seit mehreren Monaten für Madame Richomme fühlte. Ich machte ihm mein Compliment über seinen Geschmack, den ich jedoch wenigstens seltsam fand, da mir die Dame äußerst wenig Reize zu besitzen schien. Er erkannte dagegen an, daß Madame Baretty eine Frau sei, um deren willen man sich nach dem malerischen Ausdrucke eines Dichters die Knochen zerbrechen lassen kann. Nach diesen gegenseitigen Geständnissen trennten wir uns in vollkommener Freundschaft und versprachen einander die größte Verschwiegenheit, sowie im Nothfalle Beistand.

Meine Unterhaltung mit Malechard bestärkte mich in meinem abenteuerlichen Plane oder versperrte mir vielmehr den Rücktritt. Wie konnte ich zurücktreten, nachdem ich zum Vertrauten meiner Wünsche und Hoffnungen einen Spötter gewählt hatte, der sicherlich jede rückgängige Bewegung einer nicht eben heldenmüthigen Vorsicht zugeschrieben haben würde? Die Furcht vor dem Lächerlichwerden verband sich mit der zärtlichen Reizung, die ich bereits fühlte, und ich beschloß also, wenigstens eben so sehr

aus Eitelkeit als aus wahrer Liebe, unmittelbar alles aufzubieten.

Den andern Tag sah ich Madame Baretty nur einen Augenblick beim Frühstück. Sie kam mir traurig vor. Ob ich gleich eigentlich sehr heiter gestimmt war, so mußte ich doch ebenfalls zur Traurigkeit übergehen, denn in der Liebe wie in der Musik muß man sich in eine Tonart fügen, wenn man nicht falsch spielen will. Eine schwachtende Dame nöthiget den, welcher ihr gefallen will, zu einer elegischen Haltung. Diese notwendige Melancholie, von der hier die Rede ist, läßt sich übrigens leicht in Ausführung bringen. Da sie weder viel Geist, noch viel Phantasie, noch viel Geschicklichkeit, noch viel Kühnheit erfordert, so paßt sie vorzugsweise für die bloßen Herzen und den schüchternen Sinn; aber selbst die Gewandten und Raffinirten würden Unrecht thun, wenn sie dieselbe verschmäheten. Sie ist eine bequeme Kleidung, weil sie den, welcher sie annimmt, alle jene kleinen Unkosten von Liebenswürdigkeit erspart, welche das Gewerbe eines empfindsamen Menschen oft so mühsam machen. Von einem melancholischen Liebhaber fordert man nicht, daß er galant sei, noch weniger, daß er unterhalte. Er hat vielmehr das Recht, schweigsam, verträglich und scheu zu sein, und jemeht er seiner finstern Laune freien Lauf läßt, um so mehr bleibt er im Geiste seiner Rolle, die zwar allerdings angenehm ist, aber auch ihre Unannehmlichkeiten hat, namentlich auf dem Lande.

Auf dem Lande giebt es besonders eine Klippe, auf deren Gefährlichkeit ich aufmerksam machen muß; man sieht einander bei Tische, und ich spreche hier aus Erfahrung. Bei dem Frühstücke aß Madame Baretty kaum und zwar mit einer so zerstreuten Miene, daß ich alsbald einsah, wie sehr ich mir bei ihr schaden würde, wenn ich einen starken Appetit zeige, denn was kann weniger sympathisch sein für eine sentimentale Dame als ein Mann, der isst? höchstens Einer, der schläft.

Es giebt unter solchen Umständen nicht zwei Arten, wie man sich benehmen kann; man muß mit seiner Person bezahlen. Das that ich denn auch; trotz dem lockenden Aussehen der Tafel hielt ich mich heroisch diät.

„Ich werde mit einem heimlichen Besuche in der Küche wegzukommen,“ dachte ich bei mir als mein Magen Einwendungen machte.

— „Sind Sie krank?“ fragte mich Herr Richomme, der mein Fasten endlich bemerkte.

Ich verneinte es.

— „So sind Sie verliebt,“ sagte er neckend hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 47. für die elegante Welt. 1841.

## Copien berühmter Gemälde.

Seit dem Wiederaufblühen der Malerei durch Giovanni Cimabue in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bis zu ihrem abermaligen Verfall unter Carlo Maratti zu Anfange des achtzehnten, hat kein Gegenstand die Geschicklichkeit des Malers so häufig beschäftigt, als die heilige Familie. Mit höchster künstlerischer Vollendung und im erhabensten Style ist sie von

Raphael; mit Zartheit und ausnehmender Anmuth von Carlo Dolce; mit Traulichkeit von Rembrandt, und in neuerer Zeit mit einer Beimischung von der Feierlichkeit der früheren Schulen und stiller Häuslichkeit von Sir Joshua Reynolds (s. Abbild.) dargestellt worden.

Die Hauptschönheiten des Originals sind die Reinheit des Colorits und die treffliche Anordnung von Licht und Schatten. Um das Gewand Maria's mit der Färbung des gottgesandten



(Die heilige Familie, nach Sir Joshua Reynolds.)

Kindes und mit dem Colorit der heiligen Jungfrau selbst in Einklang zu bringen, ist dasselbe mit einer lichten Farbe gemalt und hat nur eine geringe Beimischung von Roth, wiewohl ihre allgemeine Wirkung an Letzteres erinnert.

Auf gleiche Weise ist die Figur Joseph's so behandelt, daß zufällige Schatten, d. i. Schatten, die auf das Gemälde von Gegenständen fallen, welche dasselbe nicht innerhalb seiner Grenzen begreift, an den Händen und am Beine wahrgenommen werden, und dies bewirkt wieder eine Harmonie zwischen letztern und dem dunkeln Gewande, welches er trägt, und dem Hintergrunde; dergestalt wird die Aufmerksamkeit fast unvermeidlich auf den Hauptgegenstand des Bildes, auf das Jesus-Kind gelenkt, welches in vollem Lichte erscheint. Diese treffliche Anordnung von Schatten und Licht, so wie die schöne Färbung sind es, welche Reynolds's Werke so berühmt gemacht haben.

Bei Darstellung eines Gegenstandes, wie die heilige Familie, hat der Künstler mit zwei entgegengesetzten Schwierigkeiten zu kämpfen; nämlich auf der einen Seite muß er seinen Figuren

hinreichende Erhabenheit des Ausdrucks geben, um in dem Beschauer die Empfindung des Uebernatürlichen und Göttlichen zu wecken, und auf der andern darf er dieselben doch nicht jener menschlichen Eigenschaften entkleiden, wodurch sie selbst dem Laien in der Kunst verständlich werden.

Der beigegebene Holzschnitt ist die Arbeit des ausgezeichneten Holzschnidekünstlers Mr. Jackson.

### Der Blitzableiter.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung)

Ich lächelte über die Vermuthung, daß ich verliebt sei, weil ich nicht esse, warf aber auch gleich darauf der Madame Baretty einen Blick zu, der offen eingestand, was man mir Schuld gab. Das ermutigendste Augenspiel vergalt dieses stumme Geständniß. Leider bemerkte ich es nicht allein; der eifersüchtige Gemann hatte

gegen die Gewohnheit vortreffliche Augen. Auch diesmal ließen sie ihn nicht im Stiche und der Unwille, den er über seine Entdeckung fühlte, gab sich, wie am Tage vorher, auf ziemlich burleske Weise kund; er wollte sich eben eine Forelle zulangend, stieß aber mit der Fischkelle so wüthig zu, daß die andern Forellen über die ganze Tafel hinweg geschleudert wurden. Dieser an sich kindische Vorfall hatte einen tragischen Sinn, der nicht schwer zu finden war. Der Voltigeur-Capitain glaubte wahrscheinlich, er verfehle mir jenen gewaltigen Stoß. Ich merkte mir es, denn es wäre die größte Unklugheit gewesen, diese so leicht entzündliche Eifersucht noch mehr zu reizen. Ich enthielt mich sofort jeder Demonstration, welche den unduldsamsten aller Ehemänner hätte mißtrauisch machen können. Was konnte mir auch die Pantomime noch nützen? was hätte sie mir sagen können, das ich nicht schon wußte? Die Vorliebe der Madame Baretty für mich konnte durchaus nicht mehr zweifelhaft sein. Die allerliebste Frau hatte mir, aus welchem Grunde, mag dahin gestellt bleiben, ob aus übergroßer Koketterie, aus Sympathie &c., unwiderleglich die Erlaubniß gegeben, mich mit ihr zu beschäftigen. Von nun an bestand eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen uns. Ich mußte vorsichtig sein und ich war es, zu meiner großen Verwunderung schien aber Madame Baretty, die mir doch mit einem guten Beispiele hätte vorausgehen müssen, wenig geneigt, dem meinigen zu folgen. Ich bemerkte mehrmals, daß ihre Augen die meinigen suchten, und errieth bald an dem Ausdrücke des Verdrusses, der sich in ihren Zügen malte, daß mein zurückhaltendes Wesen ihren Beifall gar nicht habe. Dennoch blieb ich dabei, da ich überzeugt war, daß ich, ehe der Tag verging, Gelegenheit finden würde, mich dafür zu entschädigen. Darin hatte ich mich aber verrechnet.

Nach dem Frühstück schlug Herr Richomme seiner Schwägerin das Billardspiel vor. Ein unkluger Verliebter würde sie begleitet haben. Ich begab mich in den Garten, weil ich hoffte, Herr Baretty würde, durch meine Abwesenheit beruhiget, sich entschließen, auf die Jagd zu gehen, wie er den Morgen die Absicht ausgesprochen hatte. Nachdem ich eine halbe Stunde, die mir ein halbes Jahrhundert zu sein schien, hatte vergehen lassen, schlich ich mich endlich nach dem Billardzimmer. Merkwürdiges Unglück! Die erste Person, welche ich beim Eintritte bemerkte, war der verhaßte Capitain, der auf einem Stuhle saß und von da aus, die Cigarre im Munde und ein Zeitungsblatt in der Hand, seine Frau bewachte; wie anders hätte ich ein solches Verfahren nennen sollen? Sobald er mich erblickte, legte er die Zeitung auf die Knie, schlug die Arme über der Brust über einander und sah mir gerade in das Gesicht. Gewiß macht der Wolf, welchem man das Lamm, das er in dem Rachen hat, zu entreißen sucht, keinen andern Blick. Ich that, statt auf diese Art der Ausforderung zu antworten, als bemerkte ich sie nicht, nahm eine sorglose unschuldige Miene an, sah eine Zeit lang dem Spiele zu und ging dann wieder fort, nicht ohne im Stillen den Mann zu verwünschen, der einen Schach besaß und denselben für sich ganz allein behalten wollte.

Einige Stunden später arrangirte man, sobald die große Hitze des Tages sich etwas gemildert hatte, eine Promenade und wählte als Ziel ein Häuschen in einer höchst malerischen Lage, eine halbe Stunde von dem Schlosse. Ich war fast überzeugt, daß ein solcher Ausflug in einem so unebenen Lande die Wachsamkeit des verhaßten Veteranen unmöglich machen und mir Gelegenheit geben müßte, mit der Madame Baretty zu sprechen, mit der ich bis dahin noch kein einziges Wort gesprochen hatte; denn nach dem romanhaften Character, den ich bei ihr vermuthete, hielt ich es für besser, mit einem ausdrucksvollen Schweigen, als mit einer gemeinplätzlichen Unterhaltung zu beginnen. Ich nahm mir vor, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, die sich denn auch bald darbot.

In dem Augenblicke, als wir den Park verließen, hatten wir einen steilen Hang hinunter zu steigen; ein Weg, auf welchem nur zwei Personen neben einander gehen konnten, durchschnitt ihn diagonell, beschrieb mehrere Zickzacks durch ein Fichtenwäldchen und schlängelte sich endlich in ein kleines Thal hinunter, durch das wir gehen mußten. Auf diesem gefährlichen und beschwerlichen Wege einer Dame den Arm zu bieten war eine sehr natürliche Handlung, um nicht zu sagen eine Pflicht. Einer der Schweizer hatte den seinigen bereits der Madame Richomme geboten und ohne Zögern schritt ich auf Madame Baretty zu, die einige Schritte vor ihrer Schwester ging; ehe ich aber noch zu ihr gelangte, wurde ich von Malechard zurück gehalten, der hinter mir ging.

„Nicht zu hitzig!“ sagte er zu mir. „Der Mann ist eifersüchtig, die Frau unvorsichtig; Sie müssen verständig zu Werke gehen. Sehen Sie, habe ich der Madame Richomme den Arm geboten? Durch solche Kindereien verdirbt man Alles. Machen Sie vielmehr dem Corsen den Hof; er hat bereits Argwohn geschöpft, verschrecken Sie denselben. Unterdeß werde ich mit Ihrer Schönen sprechen und zu erfahren suchen, was sie von Ihnen denkt.“

Der Rath meines Reisegefährten stand meiner Meinung nach mit den Gesetzen der Galanterie vollkommen im Einklang.

— „Sie haben Recht,“ sagte ich zu Malechard; „das Wohlwollen des Mannes zu erwerben oder doch wenigstens seinen Argwohn einzuschlöffeln, muß ohne Zweifel die erste Sorge sein, mit der ich mich zu beschäftigen habe. Was soll ich ihm aber sagen?“

„Sprechen Sie mit ihm von seinen Feldzügen, von seinen Wunden; Sie werden bald nur zuzuhören haben.“

Die Frohnarbeit war schwer, ich hatte aber die Nothwendigkeit derselben erkannt und es würde deshalb unklug gewesen sein, sie länger zu verschieben. Ich ergab mich also darein, überließ meinem Freunde den angenehmen Dienst, den ich der Dame meines Herzens leisten zu dürfen eben noch gehofft hatte und ging langsamer, um den Herrn Baretty zu erwarten. Der Eifersüchtige war, vielleicht in der Absicht, mich zu beobachten, zurückgeblieben. Als er mich eingeholt hatte, richtete ich einige gewöhnliche Worte über die reizende Gegend an ihn, durch die wir gin-

gen. Ein unverständliches Gebrumme war die einzige Antwort, die ich erhielt. Der Anfang hätte mich deshalb wohl abschrecken können, aber es ist ja, wie man sagt, der erste Schritt auch immer der schwierigste.

Das bärbeißige Aussehen des Capitains, sein rauher Ton, seine kurzen Antworten und der höhnische Zug, der sich bisweilen an seinem Munde zeigte und seine Höflichkeit vollendete, alles dies veranlaßte mich zu dem Glauben, daß er sich durch meine Zuvorkommenheit nicht irren lassen würde und daß er meine Tactik errathe. Trotz dem geringen Erfolge meines ersten Entgegenkommens verharrete ich doch bei der geduldigen Liebenswürdigkeit, die ich mir auferlegt hatte. Ich verdoppelte sogar meine Freundlichkeit, suchte nach den besten Gesprächsstoffen, mit einem Worte, ich manoeuvrirte so geschickt, daß er endlich, entweder weil ich wirklich seinen Argwohn vernichtet hatte, oder weil er zwischen einer zwiefachen Längeweile wählte, meine Gesellschaft sich lieber gefallen ließ als mich gleich einem Schmetterlinge seine Frau umschwärmen sah. Ein ganz trivialer Umstand zeigte an, daß wir zur Entwaffnung schritten. Warum sollte ich den gemeinen, aber charakteristischen Umstand übergehen? Ist nicht die Tabakspfeife bei den Wilden das Symbol des Friedens und sind nicht viele civilisirte Raucher diese Sitte höchst poetisch? Zwischen einer Tabakspfeife und einer Schnupstabsdose ist ein kleiner Unterschied. Man erräth schon, daß der eifersüchtige Ehemann schnupfte; er entschloß sich endlich, mir eine Pfeife anzubieten, und ich nahm sie, auf die Gefahr hin, heftig niesen zu müssen, aus zwei Gründen an, erstens weil es Madame Baretty nicht sah und zweitens weil ich mich der Abhandlung Sganarelles über den Tabak als Element der Eintracht, der Veröhnung und der Geselligkeit erinnerte.

Als wir wieder in dem Schlosse ankamen, standen wir, der Corse und ich, so gut mit einander, daß er mir für den andern Tag eine Jagdpartie vorschlug. Wie konnte ich es ablehnen? Ich hätte den Tiger, der bald einschummerte, wieder gereizt. Ich nahm den Vorschlag deshalb an und stellte mich entzückt darüber, ob mir gleich die Jagd im Grunde der Seele verhaßt war.

Den Tag über kam kein erwähnenswerthes Ereigniß vor. Ich wechselte wohl einige Blicke mit der Madame Baretty, fand aber keine Gelegenheit, ohne Zeugen mit ihr zu sprechen, und ich blieb bei meinem System: „den Frauen gegenüber ist das Schweigen besser als ein unbedeutendes Gespräch.“

Abends begleitete mich Malechard in mein Zimmer. Er hatte einen großen Theil der Promenade über Madame Baretty geführt, ohne daß der Capitain, dessen Eifersucht sich offenbar gegen mich wendete, den Umstand zu bemerken schien. Dem Bersprechen Malechard's zu Folge hatte ich der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der jungen Frau sein sollen.

„Bravissimo, lieber Freund!“ sagte er zu mir, sobald wir allein waren; „gestern Abend und heute Morgen kamen Sie mir

sehr schülerartig vor, jetzt aber haben Sie meine ganze Achtung gewonnen.“

— „Sie wissen nicht, wie schwer es mir wird, mich nach den Regeln der Kunst zu benehmen. Wenn Sie, wie ich, morgen auf Rebhühner schießen müßten...“

„Er geht auf die Jagd?“ unterbrach mich Malechard mit feltfamer Lebhaftigkeit.

— „Das heißt, wir beide gehen auf die Jagd. Er hat mir den Vorschlag gemacht und ich hatte nicht Geistesgegenwart genug, ihn abzulehnen.“

„Brechen Sie zeitig auf?“

— „Mit der Sonne.“

„Mit der Sonne!“ wiederholte mein Freund, dessen Gesicht vor Freude strahlte, ohne daß ich nach der Ursache zu fragen gedachte.

— „Es ist nicht gewiß, daß ich ihm die Partie doch noch verderbe, denn ich habe große Lust, morgen mit wüthendem Kopfschmerz aufzustehen.“

„Verlieren Sie den Kopf ganz und gar?“ rief Malechard sehr lebhaft. „Auf die Rebhühnerjagd gehen! Da haben Sie sich gar nicht zu beklagen; ich habe sechs Monate lang täglich drei Partien Schach mit einem Manne spielen müssen, dessen Frau mir gefiel. Das heißt eine Frohnarbeit. Sie sind ein Kind. Wollen Sie des Corsen Argwohn von neuem wecken? Wenn Sie ihn nicht auf die Jagd begleiten, so ist er der Mann darnach, auch zu Hause zu bleiben, und was haben Sie dann gewonnen?“

Ich mußte auch hier anerkennen, daß mein Freund Recht hatte, und ich rüstete mich also für die morgende Partie mit Geduld.

„Jetzt, lieber Freund, sprechen Sie aber aufrichtig,“ fuhr ich fort, indem ich auf ein angenehmeres Thema überging. „Haben Sie von mir gesprochen?“

— „Von was sollten wir sonst gesprochen haben?“ antwortete mir Malechard lächelnd.

„Was sagte sie?“

— „Tausenderlei.“

„Aber was?“

— „Sie wissen, daß es sehr schwer ist, sich ganz genau dessen zu erinnern, was die Frauen sprechen, wenn sie ein besonderes Interesse haben, ihre Gedanken zu verbergen. Sie bedienen sich dann so feiner Ausdrücke, sie umgeben sich mit so geschickter rednerischer Vorsicht und gelangen auf so sinnreichen Umwegen zu ihrem Ziele, daß es schwer ist, den geheimen Sinn ihrer Worte zu verstehen, noch schwerer, dieselben genau wiederzugeben.“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 48. für die elegante Welt. 1841.

## Ein Franziskanerkloster.

Szene aus dem spanischen Bürgerkriege.

Inmitten einer Gebirgsgegend in der Provinz Cuenca liegt ein fruchtbares Thal, dessen Schönheit durch den Contrast mit der wilden Landschaft umher erhöht wird. Die verschiedenen Straßen und Wege, auf denen man zu ihm gelangen kann, führen durch enge und krumme Schluchten, an tiefen Abgründen hin und nicht selten durch Wälder, die so dicht und verworren sind, daß sie beim ersten Anblicke undurchdringlich zu sein scheinen. Sind aber endlich diese Schwierigkeiten überwunden und der ermüdete Wanderer befindet sich auf der Spitze der kahlen Felsen, welche das Thal einschließen, so wird er für seine Mühen durch die Schönheit des Bildes zu seinen Füßen mehr als entschädigt.

Die Berge, die sanft nach innen zu abfallen, bilden eine Art Becken, das vier bis fünf Stunden lang und zwei bis drei breit ist. Es wird seiner ganzen Länge nach von einem kleinen Flusse durchschnitten, den jeder Gewitterregen in einen Wildbach verwandelt und der vermittelst der zahlreichen ihm zufließenden Bäche den Boden bewässert und befeuchtet. Das Land ist an manchen Stellen dicht mit wilden Feigen- und Olivenbäumen bewachsen, die in dem üppigen schwarzen Boden von selbst aufschließen. Ueber die Ebene sind einige kleine Dörfer verstreut, sie sind aber gering an Zahl in Vergleich mit den einzelnen Häusern und Landgütern, die meist von großen Scheunen und Ställen umgeben sind und von der Wohlhabenheit der Landleute zeugen. An diesen Gebäuden finden sich meist Gärten, eingeschlossen von Granatbaumhecken, deren glänzend rothe Blüten angenehm von dem Dunkelgrün ihrer Blätter abstechen; an den Berghängen dagegen bedeckt die Rebe den Boden und ihre knorrigen Zweige breiten sich, unbeschnitten und ungepflegt, in einer Höhe von höchstens zwei Fuß von dem Boden, horizontal aus.

Es war im Sommer des Jahres 183., als die friedlichen Bewohner des eben beschriebenen Thales sich den Räubereien einer Guerillaschaar ausgesetzt sahen, die unter der Aufsicht eines Bösewichts, mit Namen El Patudo, Schrecken und Zerstörung verbreitete, überall wo sie erschien. Sie nannten sich, wie die meisten der Banden, die, halb Räuber, halb Soldaten, in dem letzten Bürgerkriege Spanien überschwemmen, Carlisten, was sie jedoch nicht hinderte, die Häuser vieler Personen zu plündern, deren politische Meinungen, wie man allgemein wußte,

der Sache des Don Carlos günstig waren. Da keine Truppen in der Nachbarschaft sich befanden und der jüngere Theil der männlichen Bevölkerung in den Reihen der einen oder der andern Partei abwesend war, welche Spanien theilten, so fanden die Banditen, trotz ihrer geringen Anzahl, nur schwachen Widerstand. Kühn gemacht durch diese Straflosigkeit verbanden sie Grausamkeit mit dem Raube und megelten nicht selten die Landleute nieder, mit deren Beraubung sie sich anfänglich begnügt hatten. Alte Männer und Kinder wurden ermordet, Frauen gemißhandelt und mit fortgeschleppt und kein Mensch war eine einzige Nacht seines Lebens sicher, denn El Patudo unternahm seine Angriffe meist in der Nacht. Die Bande blieb selten in einem Dorfe; bisweilen setzte sie sich in einem Pachtgute fest, nöthigte die Bewohner, sie mit einem Abendessen zu versehen, und schlief in den Betten, während eine starke Wache für die Sicherheit der Schlafenden sorgte; dies war aber nicht oft der Fall und sie bivouakirten, wie man vermuthete, meist in Gebirgsschlünden am nördlichen Ende des Thales; wenigstens kamen sie gewöhnlich von dieser Richtung her, wenn man sie am Tage sah.

Ungefähr drei Wochen lang hatten diese Bösewichter ihr schändliches Gewerbe getrieben und trotz der wiederholten Gesuche der Alcalden an die nächsten Militärbehörden war den unglücklichen Landleuten noch keine Hilfe gesandt worden, als El Patudo einen Angriff gegen das Haus des Juan Melendez, eines der reichsten Grundbesitzer in dieser fruchtbaren Gegend, unternahm. Die Schändlichen benahmen sich diesmal roher und unmenschlicher, als bei irgend einer andern Gelegenheit. Nachdem sie alles Werthvolle aus dem Hause entwendet, das Rindvieh und die Maulthiere fortgetrieben hatten, ermordeten sie die Frau und zwei kleine Kinder des Melendez vor den Augen desselben, trotz dem verzweifelten Widerstande des fast wahnsinnig gewordenen Vaters und Mannes, der seiner Seite, nachdem er unmenschlich geschlagen und verstümmelt worden war, an Händen und Füßen gebunden und in dem Hause gelassen wurde, das die Räuber zuletzt an drei verschiedenen Orten in Brand steckten. Zum Glück löschten die Nachbarn die Flammen, sobald sie es nach dem Abszuge der Banditen mit Sicherheit thun konnten. Melendez entgegnete kein Wort auf die tröstlichen Zusprüche seiner ihn beklagenden Freunde und Bekannten. Er ließ sich schweigend von dem Dorfbarbiere den Kopf verbinden, von dem ihm El Patudo eigenhändig die Ohren abgeschnitten hatte, griff dann zu seinem Stabe und verließ das Thal.

Es war Festtag in der freundlichen kleinen Stadt Villafayas in Castilien und die Kirchenglocken riefen feierlich zur Messe. Die Straßen waren erfüllt von hübschen olivenbraunen Bauermädchen und Mägden, deren langes schwarzes Haar in einem Zopfe ihnen auf dem Rücken hinunterhing und häufig fast bis an den Boden reichte, und von vielen senoritas mit schwarzen Augen und Feensüßchen, die, in Mantillen gehüllt, zu zweien und drei über das holperige Pflaster hüpfen. Auf der mit Steinplatten belegten Plattform vor der Kirchenthüre standen, wie es in Spanien gewöhnlich ist, in gedrängten Massen die männlichen Bewohner, um über die Tagesneuigkeiten zu sprechen und nach ihren schönen Landsmänninnen zu blicken, während diese sich in die Kirche begaben, um da ihre Andacht zu verrichten. Unter den groben grauen oder braunen Jacken der Bauern und den schwarzen Sonntagsröcken der escribanos und anderer Civilpersonen bemerkte man hier und da einige Männer, deren Kleidung, wenn sie auch nicht gerade eine Militäruniform war, verrieth, daß sie einem der damals in Spanien so zahlreichen Freicorps angehörten. Ihre kurzen dunkelgrünen Jacken waren vorn und auf den Armen mit Metallknöpfen bedeckt, die hier und da aus Silbermünzen von zwei oder drei Reales an Werth bestanden, — eine auf der Halbinsel ziemlich allgemeine Mode, der besonders die Maulthiertreiber hulbigen. Um den Leib hatten sie rothe wollene oder seidene Schärpen geschlungen und auf dem Kopfe trugen sie die baskische Boina. So hatten sie ganz das Aussehn von carlistischen Soldaten, was sie indes ihrer friedlichen Anwesenheit in einer christlichen Stadt wegen unmöglich sein konnten. An einem der steinernen Pfeiler neben der Kirchenthüre lehnte ein junger Mann, anscheinend etwa fünf und zwanzig Jahre alt, etwas über sechs Fuß hoch und kräftig gebauet. Sein langes Haar, das in dicken Locken auf seine Schultern fiel, bedeckte ein breitkrämpiger grauer Hut, den eine kleine Feder schmückte; seine weiten grünen manchestern Pantalons wurden durch einen Büschel farbiger Bänder fest gehalten und leicht zusammen gezogen. Ueber seinem Hemd von blendender Weiße und feinem Gewebe trug er nichts, auf einer Achsel aber hing eine breitgestreifte wollene Decke. An den Füßen trug er Alpargatas oder hänsene Sandalen und sein Doldh nebst einem Paar Pistolen befand sich in seiner carmoisinrothen seidenen Schärpe, deren Enden mit silbernen Fransen eingefast waren. Seine Züge waren schön, obgleich durch Sonne und Wetter dunkelbraun gefärbt; ein schön gezogener Schnurrbart beschattete seine Oberlippe und in den Ohrläppchen hingen ihm silberne Ringe. Seine Bekannten gaben ihm den Namen Pepito und die oben beschriebenen Mitglieder des Freicorps erkannten in ihm ihren Führer.

Die Messe hatte begonnen und eine zahlreiche Versammlung von Frommen und Müßigen war in die Kirche eingetreten. Pepito wollte eben auch folgen, als ein alter Mann, dessen Anzug staubig und schmutzig, dessen graues Haar nebst der Binde, die er um den Kopf trug, von Blut gefleckt war, zitternd seine Hand auf den Arm des riesigen Guerillaführers legte. Pepito drehete

sich um, rief freudig aus: „Vater!“ und schloß den alten Mann in seine Arme.

Zwei Stunden später hatte das Freicorps des Pepito Melendez die kleine Stadt Villafayas verlassen und befand sich auf dem Wege nach der Provinz Cuenca. Pepito marschirte zu Fuße an der Spitze und, um seinen langen Schritten folgen zu können mußte das kräftige Maulthier, das seinen Vater trug, im Passschritt gehen. Er sah todtbleich aus und sprach mit Niemandem, von Zeit zu Zeit aber erfaßten seine Finger den catalonischen Doldh, der in seinem Gürtel saß, und aus seinen Augen schossen fürchterliche Blitze, während er Flüche vor sich himurmelte, die zu gräßlich waren, als daß sie hier wiederholt werden könnten. Seine Leute, etwa hundert und funfzig Mann stark, schienen den Mißmuth ihres Führers zu theilen, denn sie marschirten schweigend dahin und unbekümmert um die brennende Sonne und den unebenen steinigten Pfad. Keiner dieser eisenkräftigen Männer blieb zurück oder schleppte sich mühsam weiter. Kamen sie an einer Quelle an der Straße vorbei, so gaben wohl einige ihre Gewehre ihren Kameraden, trank schnell und schlossen sich der Colonne wieder an, bevor dieselbe sich funfzig Schritte weit entfernt hatte. Sie hielten so selten und auf so kurze Zeit an, sie beeilten sich so sehr, daß sie am Abende des zweiten Tages fünf und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten und ihr Vivouac in geringer Entfernung von dem Thale aufschlagen konnten, in welchem das Haus des alten Melendez stand.

Gegen Sonnenuntergang an demselben Abende hielt die Bande El Patudos ihre Mahlzeit unter freiem Himmel am entgegengesetzten Ende des Thales. Sie waren mit dem Führer und zwei oder drei geringern Offizieren acht und dreißig Mann stark. El Patudo selbst war ein Mann mit einem wahren Stiernacken, plump aber stark gebauet und hatte so unverhältnismäßig große Hände und Füße, daß sie ihm den Beinamen erwarben, mit dem wir ihn bereits bezeichnet haben. Die Tafel, auf welcher die Abendmahlzeit der Bande lag, war ein grüner Rasenplatz, beschattet von einer Gruppe Buchen am Fuße einiger kleinen scharf zugespitzten Felsen, welche das innere Ende des Fußes der umliegenden Gebirge bildeten. Das Mahl bestand in einem Schafe, das man ganz in den Kohlen eines großen Holzfeuers gebraten hatte, aus Obst und Zwiebeln, Brod und Knoblauch. An einem Baume hing ein großer Weinschlauch, mit der Mündung nach oben, aus welchem die Räuber von Zeit zu Zeit zwei grobe irdene Krüge füllten, die sodann von Hand zu Hand, von Mund zu Munde gingen. Auf dem Boden umher lagen Säbel, Doldhe und Messer, und an allen diesen Waffen konnte man bemerken, daß sich nach dem Griff zu eine dicke Rostkruste angefest hatte, obgleich die Spitze und Schneide scharf und glänzend waren. Die Guerillas hatten versäumt, das Blut abzuwischen, das ihren Stahl so oft röthete. Gewehre lehnten an den Bäumen, Cannaas oder Patronengürtel hingen an den Zweigen und rothe wollene Mägen, Alpargatas, grobe wollene Decken und leere Schläuche vervollständigten den Schauplatz.

Auf einer wohlbewaldeten Abplattung der Berge, etwa eine

Viertelstunde im Rücken der Räuber, erhoben sich die Thürme eines Klosters, welches einen der Haupteingänge in das Thal beherrschte. Die Franziskaner-Mönche, die dasselbe bewohnten, zeigten sich nur selten außerhalb der Mauern, ausgenommen ein halbes Duzend, welche von den Frommen und Freigebigen unter den Landleuten der Gegend Almosen zu sammeln pflegten. Das Kloster war groß und hatte früher eine sehr zahlreiche Bruderschaft umfaßt; zu der Zeit aber, in welcher der Vorfall geschah, den wir beschreiben, lebten nicht über vierzig bis fünfzig Mönche darin. Des ganz eingezogenen Lebens wegen wußten jedoch selbst diejenigen, welche in der Nähe wohnten, sehr wenig von ihnen. Im Anfange des Krieges hatten sie die Angriffe einer Bande Plünderer, welche in dem Kloster San Francisco eine leichte und reiche Beute zu finden gehofft hatten, kräftig zurückgewiesen und der kriegerische Geist, den die heiligen Väter bei diesem Kampfe bewiesen hatten, blieb nicht unbemerkt. Kurz darauf hatten mehrere Mönche das Kloster verlassen und sich, wie man vermuthete, in den Theil des Landes begeben, welchen die Truppen des Don Carlos besetzt hielten.

„Die Ehrwürdigen bleiben heute Abend lange aus,“ sagte El Patudo zu seinem Lieutenant, einem Andalusier von schlechtem Aussehen, der auf dem Rücken im Grafe lag und sich die Zähne mit dem Dolche stoßerte, „und doch wissen sie, daß wir für die heutige That nicht zu viele sein können. Die Bauern fangen an ihre Gewehre zu putzen und Lopez meldete mir gestern, sie wollten ein Freicorps organisiren zum Schutze des Thales. Die Sache mit dem Melendez hat sie aufgerüttelt.“

— „Und mit vollem Rechte,“ antwortete der Lieutenant; „es war ganz gut, das Haus zu plündern und das Vieh fortzutreiben, aber ich sagte Dir auch, daß wir eines Tages für unsere Unklugheit werden bezahlen müssen, wenn Du dich damit unterhältst, den Leuten die Ohren abzuschneiden.“

„Bah!“ entgegnete El Patudo; „seit wann predigst Du denn Menschlichkeit? — Aber was ist das dort unter den Bäumen?“ rief er hastig, indem er nach dem Kloster zeigte. „Ignacio, beim Himmel, und in seiner Kutte! Was kann das bedeuten?“

Während er sprach, wurde die weiße Kutte eines Franziskanermönches sichtbar, welcher den Weg herunter kam, der von dem Kloster zu dem Bivouac der Räuber führte. El Patudo eilte ihm entgegen und lehrte nach einem kurzen Gespräche mit demselben zu seinen Leuten zurück.

„Wir können uns gefast machen, diese Nacht müßig zu bleiben, statt einen lustigen Ausflug im Mondenschein zu unternehmen,“ sagte er mit sehr verdrießlicher Miene. „Der alte Melendez hat seine Ohren oder die Stelle, wo sie sein sollten, seinem Sohne gezeigt, der, wie es scheint, ein Freicorps befehligt und mit seinen Leuten diese Nacht oder morgen früh das Thal erreichen wird. Ein Spion hat die Nachricht so eben in das Kloster gebracht und Ignacio eilte herbei, um uns zu warnen.“

Die Banditen murrten über die unwillkommene Nachricht, welche einen für diese Nacht vorbereiteten Plan von Raub und

Mord durchkreuzte. Ihr Führer sagte ihnen, daß sie mit vollkommener Sicherheit für die Nacht an Ort und Stelle bleiben könnten, daß sie aber mit Anbruch des Tages sich an einen sicherern Ort begeben würden. Zwei oder drei der Leute, welche Wache zu halten hatten, griffen nach ihren Gewehren und begaben sich auf ihre Posten, während die übrigen sich in ihre Mäntel und Decken hüllten, die Füße an die verglimmende Asche des Feuers legten und bald einschliefen.

Der Horizont färbte sich mit den grauen Streifen, welche die Annäherung des Tages verkündigen, und die gewaltigen Umrisse der Berge traten allmählig sichtbar an dem blauen Himmel hervor. Der feuchte Morgenwind weckte den Duft der Blumen und Sträucher, der unter dem starken Nachthau geschlummert hatte, und Pepe Melendez rückte mit seinem Freicorps schnell und still nach dem Ende des Thales, wo man den Aufenthalt der Räuber El Patudos vermuthete. Die Thürme des Franziskanerklosters erschienen in der Ferne und die weißen Mauern glichen in dem ungewissen Zwiellichte riesigen Gestalten. Als man bis eine halbe Meile an das Ende des Thales gekommen war, wendete sich Pepito mit seinen Leuten links und in dieser Richtung marschirten sie fort bis sie den Fuß der Berge an einer Stelle erreichten, wo das Bett eines Bergbaches zwischen zwei hohen Felsen sich hinzog, von deren Spitze einige Kletterpflanzen herabhingen. In diesem Verstecke verbargen sich die Guerillas, während Pepito die Felsen erkletterte und sich unter einigen Gebüsch verflechte in einer Höhe, die ihn in den Stand setzte, den obern Theil des Thales vollständig zu überblicken. Er war noch nicht viele Minuten auf seinem Posten gewesen, als er eine Anzahl dunkler Gestalten unter den Bäumen an dem Kloster hinschreiten sah, in welches sie durch einen Nebeneingang eingelassen wurden, dessen sich die Mönche für gewöhnlich nicht bedienten. Pepito konnte einen Augenblick kaum seinen Augen trauen. Er blickte unverwandt auf die Thüre, durch welche die Leute eintraten und die dann sorgfältig wieder verschlossen wurde. Die Entfernung war zu gering, als daß er sich über den Character der Personen, welche in das Kloster eingelassen wurden, hätte täuschen können. Er erkannte ganz deutlich ihre Kleidung und ihre Waffen, welche die El Patudos und der Bande desselben waren. Pepito hatte seine Jugend in dem Thale verbracht bis vor den letzten drei Jahren und war gewohnt gewesen, die Bewohner des Klosters als fromme Männer zu verehren, die Niemandem etwas zu Leide thäten. Diese Jugendeindrücke waren durch sein wechselvolles abenteuerliches Leben in der letzten Zeit unter rohen Parteigängern keineswegs verwischt worden. Das aber, was er eben gesehen hatte, ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß ein Einverständnis zwischen den Mönchen und der Räuberbande bestehe, welche seines Vaters Haus verwüstet und den friedlichen Heerd desselben mit dem Blute seiner Mutter gefärbt hatte.

Nach wenigen Augenblicken stieg Pepito von seinem Felsen herab, mit sich völlig einig über das Verfahren, das er einzuschlagen habe. Er theilte seinen Leuten mit, was er gesehen hatte, und führte sie auf den verborgensten Wegen nach dem Klo-

fer hin, damit sie von dem Feinde nicht bemerkt würden, den sie suchten. Ein kleines Detaschement wurde abgeschickt, den Engpaß zu besetzen, der einen Ausgang des Thales bildete, und nach einer halben Stunde kam die Hauptmacht der Guerilla auf einer Art Glacis vor dem Kloster an. Die laute Aufforderung des Führers mußte zweimal wiederholt werden, ehe sie beachtet wurde. Endlich schob ein Mönch die eiserne Platte zurück, welche eine kleine Oeffnung in der Mitte des Hauptthores bedeckte, und fragte nach dem Namen und dem Geschäfte derer, welche durch ihr lärmendes und unziemliches Geschrei die Bruderschaft in ihrem Morgengebete störten.

„Mein Name ist Pepe Melendez,“ lautete die Antwort, „und ich komme Euch aufzufordern, mir ohne Zögern die Banditenbande auszuliefern, die sich gegenwärtig in Euerem Kloster befindet.“

Der Mönch bekreuzigte sich, verließ die kleine Oeffnung in dem Thore und kam bald darauf mit seinem Superior zurück, welcher fragte, was die seltsame Aufforderung zu bedeuten habe, von der ihm Bruder Antonio eben Nachricht gegeben.

„Ehrwürdiger Vater,“ entgegnete Pepito, „ich glaube, die Bedeutung kann keinen Augenblick zweifelhaft sein; es ist noch keine Stunde vergangen, seit ich El Patudo mit seinen Räubern in Euer Kloster einlassen sah.“

— „Mein Sohn,“ antwortete der Franziskaner, „Du hast Dich seltsam täuschen lassen. Es befindet sich kein lebendes Wesen in dem Kloster außer mir und meinen Brüdern, die nichts weiter wünschen, als in der Anbetung Gottes und in Frieden mit allen Menschen leben zu dürfen.“

„Ich habe keine Zeit, lange über die Sache zu reden,“ erwiderte der Guerillaführer; „ich selbst sah die Banditen, die ich suche, in Euer Kloster hineingehen und zählte sie, während sie durch das westliche Thor schritten. Wenn sämtliche acht und dreißig nicht binnen drei Minuten hier auf dem Glacis sind, oder wenn Ihr mich nicht in noch weniger Zeit einlaßt, um sie selbst zu holen, so erstürme ich das Kloster und lasse jeden Mönch in seiner Zelle aufhängen.“

„Hüte Dich, mein Sohn, Gewalt gegen uns zu brauchen. Unsere Thore sind fest und unsere Mauern hoch. Wir sind nicht ganz ohne Waffen und Gott wird die gerechte Sache schützen.“

— „Amen!“ antwortete Pepito. „Die drei Minuten sind fast vorüber.“

Der Franziskaner verschloß die Thoröffnung wieder und entfernte sich.

Im nächsten Augenblicke erschienen die Mönche von San Franzisko an den vergitterten Fenstern, bewaffnet mit Flinten und Piken, Säbeln und Dolchen. Unter den heiligen Vätern, meist Männern in den mittleren Jahren, zeigten sich einige sonnenverbrannte Gesichter mit halb militärischen Bärten.

„Wollet Ihr Euch ergeben?“ rief Ihnen Pepito mit Donnerstimme zu.

— „Das ist unsere Antwort,“ entgegnete eine tiefe Bassstimme in dem Kloster, die gleich darauf: „Feuer!“ commandirte.

„Vorwärts!“ rief da Melendez, der einige seiner Leute fallen sah; „vorwärts, an die Thore!“

Die Guerilleros stürzten nach den Thoren, die von Eichenholze und mit breitköpfigen eisernen Nägeln beschlagen waren. Einige Augenblicke hörte man nichts als den Donner der Flintenkolben, deren sich ein Theil des Freikorps als Kammbücker bediente, während ihre Kameraden das Feuer erwiderten, welches die Belagerten aus den Fenstern unterhielten. Endlich gaben die Bänder und Schloßer eines der Thore nach und es entstand eine Oeffnung. Die eisernen Stäbe, welche innen eine zweite Vertheidigungslinie bildeten, widerstanden den vereinten Anstrengungen der Guerilleros nicht lange und in weniger als zwanzig Minuten nach dem Beginne des Sturmes befand sich Melendez mit seinen Leuten in dem Gebäude. Sie eilten nach den Zellen, — sie waren leer, — nach der Kirche, — Niemand befand sich darin. Mönche und Räuber waren verschwunden.

Einen Augenblick fürchtete Pepito, seine Beute könnte ihm entgehen, bis Einer seiner Leute ausrief: „die Grabgewölbe! sie sind in den Grabgewölben versteckt!“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als ein Duzend Leute nach dem Klostergarten eilten und bald mit Aerten und Spaten wieder erschienen. Die Steinplatten in der Kirche wurden zerschlagen und bald entstand eine Oeffnung in den unterirdischen Gewölben, in denen die Räuber mit ihren Beschützern Zuflucht gesucht hatten. Es wurden Fackeln gebracht und Melendez stieg mit seinen Leuten hinunter. Die Furchtsamern hatten sich hinter den Särgen versteckt, während die Muthigern sich mit Verzweiflung vertheidigten, bis Manche gefallen waren und die noch übrigen, überwältigt von der Mehrzahl, um Gnade flehten.

Pepito aber wollte von Gnade nichts hören und war der Erste, welcher einem der knieenden Mönche das Schwert in die Brust stieß.

Ehe fünf Minuten vergingen, waren Melendez und die Seinigen die einzigen lebenden Wesen in dem Kloster.

Dann wurde das Kloster an allen Ecken zugleich in Brand gesteckt. Die Flammen beleuchteten die Berge weit und breit und am nächsten Morgen war von dem prächtigen Franziskanerkloster nichts mehr übrig als eine geschwärzte Mauer und ein Haufe rauchender Ruinen.

nahm. Ein ausgebreiteter Briefwechsel, den er jetzt mit den größten Gelehrten seiner Zeit unterhielt, und verschiedene Reisen, welche er nach Frankreich, England und Italien unternahm, trugen zur Erweiterung seiner philosophischen und mathematischen Ideen und Kenntnisse nicht wenig bei, die er von nun an durch mehrere gelehrte Schriften der Welt mittheilte. Durch sie und vorzüglich auch durch seine Theodicee, die er auf Veranlassung der Königin von Preußen, Sophie Charlotte, schrieb, wurde sein Ruhm in Kurzem überall, sowohl in als außer Deutschland verbreitet.

Von Peter dem Großen erhielt er, nebst dem Titel eines geheimen Justizrathes, tausend Rubel jährlichen Gehalt, und vom Kaiser Karl VI. den Charakter eines Reichsrathes, nebst der Erhebung in den Reichsfürstenthumstand und zweitausend Gulden Gehalt.

Sichtliche Anfälle zerstörten allmählig seine von Natur ziemlich feste Gesundheit. Er starb im Jahre 1716 in seinem siebenzigsten Jahre.

Ein durchbringender scharfer Verstand, ein glückliches Gedächtniß und eine blühende, lebendige Phantasie vereinigten sich, um in Leibniz einen Geist hervorzubringen, der durch den weitsehenden Blick, mit welchem er sich fast über alle Gegenstände des menschlichen Wissens verbreitete, durch seine neuen kühnen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit und durch ein mühsam geformtes philosophisches System eine Höhe erreichte, die nur Wenigen zu erreichen vergönnt ist.

Außer dem von ihm begründeten philosophischen System, welches er in einem Theile seiner Schriften niedergelegt hat, wird aber vorzüglich die von ihm mit dem großen Newton zu gleicher Zeit, jedoch auf einem ganz verschiedenen Wege, erfundene Rechnung des Unendlichen ein durch alle Zeitalter hindurch dauerndes Denkmal seines Scharfsinns und Erfindungsgeistes bleiben.

## Die gothische Kapelle.

Von Alexander Dumas.

In der Nähe von Syracus steht eine alte gothische Kapelle, die der Familie San Floridio gehörte und hauptsächlich als Familiengrabstätte diente. Im Jahre 1783 lebten noch zwei männliche Sprößlinge dieser Familie, der Marchese und der Graf von San Floridio. Der Marchese wohnte in Messina, der Graf in Syracus. Der Marchese war Wittwer und kinderlos und hatte nur zwei Diensteute bei sich, das ehemalige Kammermädchen seiner Frau, Teresina, die etwa zwanzig Jahre zählte, und einen Mann von etwa dreißig Jahren, Gaetano Cantarello. Der Marchese wurde ein Opfer des Erdbebens von 1783; das Dach seines Palastes stürzte ein und ein Balken erschlug ihn; die beiden Diensteute entkamen. Der Graf von San Floridio wurde nun das Haupt der Familie und erbte den Titel wie das Vermögen seines Bruders. Mit dem Marchese war ein auf die Kapelle bezüglicher Geheimniß verloren gegangen und überdies vermißte der Erbe 50 bis 60,000 Ducati. Cantarello, der für das Mu-

ster eines treuen Dieners galt, war darüber untröstlich, weil er meinte, man könnte ihn beschuldigen, das Geld entwendet zu haben. Er wollte Niemandem mehr angehören, nachdem er einen so guten Herrn verloren, und versicherte auf Befragen, von dem Geheimnisse in Bezug auf die Kapelle nichts zu wissen. Er zog sich in die Gegend von Catania zurück und man hörte nichts wieder von ihm.

Zehn Jahre waren seit diesem Ereignisse vergangen und der Graf, nun Marchese, der den Palast in Messina wieder hatte aufbauen lassen, wohnte im Sommer in Messina, im Winter in Syracus; am Jahrestage des Unglücks aber ließ er Abends um neun Uhr in der Familienkapelle eine Messe für die Ruhe der Seele seines Bruders lesen. Im zehnten Jahre sollte dieser Messe der junge Graf Don Ferdinand von San Floridio beiwohnen, der achtzehn Jahre alt geworden war und seine Studien beendet hatte.

Don Ferdinand wußte, daß er einen der schönsten Namen trug und einst eines der größten Vermögen des Landes erben sollte. Er war ein schöner junger Mann mit rabenschwarzem Haar, das leider unter dem Puder verschwand, welchen man damals trug, mit schwarzen Augen, einer griechischen Nase und Zähnen wie Perlen; er ging stolz einher, scherzte, wie es die damalige Zeit verlangte, über alles Heilige, ritt und focht meisterlich und schwamm wie ein Fisch.

An dem bestimmten Tage brach die Familie mit ihrer Dienerschaft nach der Kapelle auf und der junge Graf, der nichts darin fand, was seine Aufmerksamkeit hätte beschäftigen können, setzte sich in einen Beichtstuhl, in welchem er einschlief. Nach Beendigung der Messe suchte ihn die Mutter überall vergebens, mußte aber, da sie an Gehorchen gewöhnt war, mit ihrem Gemahle in den Tragstuhl steigen und die Rückreise antreten, ohne zu wissen, was aus ihrem Lieblinge geworden sei.

Unterdess schlief der junge Graf fort bis früh um zwei Uhr. Da dehnte er sich, gähnte, rieb sich die Augen und wollte sich auf die andere Seite herum legen, da er sich in seinem Bette zu befinden glaubte, aber dabei stieß er sich an den Kopf. Das machte ihn völlig munter. Anfangs sah er verwundert um sich und wußte nicht, wo er war; allmählig aber sammelte er die Gedanken; er erinnerte sich der Reise, der Kapelle und des Augenblicks, als er ermüdet sich in den Beichtstuhl gesetzt hatte, in dem er eingeschlafen und jetzt erwacht war. Das übrige errieth er. Er schritt schnell nach der Thüre zu, fand sie aber verschlossen. Da zog er aus der Tasche seine Repetiruhr, und ließ sie schlagen; es war halb drei Uhr. Er konnte also nichts Besseres thun, als in den Beichtstuhl zurückzukehren und die Nacht vollends zu verschlafen.

Er war bereits wieder in des Geistes Zwielicht verfallen, als das Gehör, der Sinn, welcher zuletzt einschlief, ihm das Geräusch einer sich öffnenden Thüre zutrug. Der Graf richtete sich sogleich auf, sah in die Kirche hinein und bemerkte im Scheine einer Laterne einen Mann, der sich vor dem Seitenaltare zunächst an dem Beichtstuhle bückte. Fast in demselben Augenblicke

richtete der Mann sich wieder auf, hielt die Laterne an das Gesicht und blies das Licht aus; dann hüllte er sich in einen halb italienischen, halb spanischen Mantel, schritt so leise als möglich durch die Kapelle, kam dabei so dicht an dem Grafen vorbei, daß er ihn hätte berühren können, öffnete die Thüre, trat hinaus und schloß sie hinter sich wieder zu.

Don Ferdinand war stumm und unbeweglich auf seinem Plage geblieben, halb aus Furcht, halb aus Ueberraschung. Der junge Graf gehörte nicht zu jenen Eisenfeelen, wie man sie in Romanen trifft, er war keiner jener Helden, die, wie Nelson, im fünfzehnten Jahre fragen, was die Furcht sei. Nein, er war ein gewöhnlicher junger Mann, abergläubisch, wie man es in Sicilien ist und wie man es überall wird, wenn man sich in der Nacht allein in einer einzeln stehenden Kapelle befindet, mit Gräbern unter, mit einem Altare vor und Todtenstille um sich. Obgleich also Don Ferdinand die Hand an den Degen gelegt hatte, um sich zu vertheidigen, so sah er es doch gar nicht ungern, daß die Gestalt, die ihn im Schlummer gestört hatte, sich entfernte, ohne ihn zu bemerken. Im Scheine der Laterne hatte er in der Person im Mantel einen hochgewachsenen, vierzig bis fünf und vierzig Jahre alten Mann erkannt, dem der schwarze Bart ein finsternes ernstes Aussehen gab. Ein Fremder konnte indes nur in schlimmer Absicht so in eine Kapelle gehen, in der er offenbar nichts zu schaffen hatte.

Daß von Weiterschlafen nun nicht mehr die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst; Don Ferdinand verbrachte den noch übrigen Theil der Nacht mit offenem Ohr und Auge, mit tausend Muthmaßungen beschäftigt. Er erinnerte sich der Familiensage, die von einem unterirdischen Gewölbe erzählte, in welchem ein verbannter und zum Tode verurtheilter Marchese von San Floridio beinahe zehn Jahre zugebracht haben sollte; aber er wußte auch, daß sein Oheim gestorben war, ohne das Geheimniß von dem unterirdischen Gewölbe irgend Jemanden anzuvertrauen. Diese Erinnerung, so unvollständig und unklar sie auch war, warf indes doch einen Lichtstrahl in das Dunkel, das den jungen Grafen umhüllte; er glaubte, jenes Geheimniß hätte wohl zufällig entdeckt werden können. Die erste Folge dieser neuen Idee war die Muthmaßung, daß jenes Gewölbe der Zufluchtsort einer Räuberbande geworden sei und daß er den Hauptmann derselben gesehen habe; bald aber fiel es ihm ein, daß man seit langer Zeit nichts von einem bedeutenden Raube oder von einem Morde in der Umgegend gehört hatte, und er mußte also diese Vermuthung wieder aufgeben.

Während so der junge Graf mit allerhand Muthmaßungen sich beschäftigte, war die Zeit vergangen und der Tag begann zu grauen, und er glaubte, wenn er das seltsame Abenteuer ergründen wolle, dürfe er sich nicht bei der Kapelle sehen lassen. Er stieg deshalb in dem Halbdunkel in ein Fenster hinauf, öffnete dasselbe, sprang auf der Außenseite hinunter und kam in dem Augenblicke nach Syracus, als man die Thore öffnete. Der Por-

tier im Palaste seines Vaters versprach, für ein gutes Trinkgeld, dem Marchese zu sagen, der junge Graf sei bald nach ihm angekommen.

Der Marchese beruhigte sich wirklich dabei, nicht so die Mutter Ferdinands, die bis an den Morgen gewacht und ihren Sohn hatte zurückkommen hören; sie hütete sich aber wohl, etwas davon zu sagen, damit ihr Liebling nicht gescholten werde. Ermuthigt durch die Nachricht seines Vaters äußerte Ferdinand bei dem Frühstück seinen Wunsch, in den Pantanelli zu jagen. Der Marchese hatte nichts dagegen, der junge Graf nahm sein Gewehr, seinen Hund und den Schlüssel zur Kapelle und ging mit dem Versprechen, seiner Mutter einige Schnepfen mitzubringen.

Der Graf ging durch die Pantanelli, um sich und seinen Hund zu beschmutzen, schoß nach einigen Schnepfen, die er nicht traf, begab sich sodann nach der Kapelle und trat ein. Zuerst schritt er nach dem Beichtstuhle, in dem er geschlafen hatte, dann blickte er nach dem Altare, vor welchem der Mann im Mantel sich gebückt hatte. Er suchte hier überall, um irgend einen Ausgang zu finden, aber vergebens. Rechts von dem Tabernakel indes schnoberte sein Hund unablässig an der Wand, als habe er eine Fährte gefunden, und sah seinen Herrn klug an. Don Ferdinand, der den Instinct des treuen Thieres kannte, zweifelte nicht, daß der Unbekannte aus diesem Theile der Mauer herausgekommen sei, aber wie aufmerksam er auch hinsah, er erblickte nicht die geringste Spur von einer Oeffnung, so daß er nach langem vergeblichen Suchen die Kapelle in der Besorgniß verließ, das Geheimniß durch gewöhnliche Mittel nicht ergründen zu können. Er entschloß sich deshalb sogleich zu dem, was ihm allein übrig blieb, nämlich die Nacht nochmals in der Kapelle zu bleiben und den Mann im Mantel zu beobachten. Dieser Plan machte einige Vorbereitungen und eine solche Unabhängigkeit und Freiheit nöthig, die er in Syracus nicht hoffen konnte.

Auf dem Nachhausewege ging er wieder durch die Sümpfe, wo er diesmal einige Schnepfen schoß. Diese Beute brachte er seiner Mutter und erklärte dabei, er habe sich bei dieser Jagd so gut unterhalten, daß er mit Erlaubniß seiner verehrten Eltern einige Tage in dem kleinen Schlosse Belvedere zubringen gedenke, um sich ganz dem Vergnügen der Jagd widmen zu können. Der Marchese hatte nichts dagegen einzuwenden, da die Jagd ja ein ganz aristokratisches Vergnügen ist, und die Mutter Ferdinands mußte schweigen.

Noch denselben Abend war der junge Graf in dem Landhause seines Vaters, das kaum fünfhundert Schritte von der gothischen Kapelle lag. Zuerst suchte er Erkundigungen einzuziehen, die ihm jedoch nichts Besonderes mittheilten. Man erinnerte sich wohl, von Zeit zu Zeit in Belvedere einen Mann gesehen zu haben, auf den die Beschreibung des jungen Grafen paßte, aber man kannte ihn nicht. Der Gärtner versprach, sich weiter über denselben zu erkundigen.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 50. für die elegante Welt.

1841.

## Die gothische Kapelle.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abende nahm Don Ferdinand seinen Degen und ein Paar Pistolen, ging allein nach der Kapelle, schloß sich da ein, begab sich in den Beichtstuhl und wachte bis an den Morgen, ohne etwas zu sehen.

Drei weitere Nächte erneuerte der Graf seinen Versuch, ohne zu einem Resultate zu gelangen, so daß er endlich zu glauben anfang, er habe geträumt.

Die nächste Nacht noch wollte er auf seinem gewöhnlichen Posten verbringen, als ihm seine Mutter sagen ließ, ihre Schwester, Aebtissin eines Urselinerinnenklosters in Catania, sei sehr krank, sie wüßte dieselbe zu besuchen und er möge sie begleiten. Ferdinand stellte sich als gehorsamer Sohn seiner Mutter sogleich zur Verfügung. Sie brachen zur bestimmten Stunde auf und als sie nach Millisi gelangten, sah der Graf einen Mann zu Pferde ihnen entgegen kommen. Er betrachtete denselben aufmerksam, denn er glaubte, den Mann im Mantel zu erkennen; als sie näher an einander kamen, war Ferdinand seiner Sache gewiß.

Tausend Pläne, einer unsinniger als der andere, kreuzten sich augenblicklich in dem Kopfe des jungen Mannes; er wollte gerade auf den Unbekannten zu gehen, ihm das Pistol auf die Brust setzen und ihn so zu dem Geständniß zwingen, was er in der Kamillenkapelle gethan habe; er wollte ihn von weitem folgen und in Belvedere verhaften lassen; er wollte den Abend abwarten, im Galopp zurückreiten und sich von neuem in dem Beichtstuhle verbergen, um dem Unbekannten wo möglich zu ergreifen; dann überdachte er das Schwierige oder vielmehr Unmögliche dieser verschiedenen Pläne und erkannte, daß sie nicht nur nicht ausführbar wären, sondern daß sie ihm noch überdies jede Hoffnung entzögen, zu seinem Ziele zu gelangen. Unterdes war der Mann im Mantel vorüber gekommen.

Don Ferdinand, der zurück geblieben war und unbeweglich auf der Straße hielt, als wäre er mit seinem Pferde versteinert, wurde aus seinem Nachdenken durch einen Diener seiner Mutter geweckt, die ihn fragen ließ, warum er bei einer Hitze von 35 Grad mitten auf der Straße Halt mache.

Die Marchesa fand ihre Schwester in Catania um vieles besser. Ferdinand erhielt als Neffe der ehrwürdigen Superiorin Einlaß in das Heiligthum, das sonst allen Personen verschlossen ist. Niemals hatte der junge Graf so viele schwarze Augen und

weiße Hände beisammen gesehen, und die Nonnen glaubten, noch niemals einen so schönen jungen Mann erblickt zu haben; es ist deshalb nicht zu verwundern, daß bald eine lebhafte Unterhaltung — durch die Augen — entstand und die Nachricht von der Abreise des Grafen Trauer im Kloster verbreitete.

In Catania, in dem Kloster seiner Tante, unter all' den sicilischen Augen, den schönsten in der Welt, würde Don Ferdinand wahrscheinlich das Geheimniß der Kapelle bald vergessen haben; sobald er aber wieder nach Syracus gekommen war, dachte er an nichts anderes mehr und nahm von neuem seine Wohnung in dem Schlosse Belvedere.

Der Mann im Mantel hatte sich wieder gezeigt und der Gärtner, von dem jungen Grafen beauftragt, sich bemühet, mehr von demselben zu erfahren. Von dem Namen des Mannes wußte man durchaus nichts; man erkannte in ihm aber eine sehr wohlthätige Person, die bei ihrem Aufenthalte in Belvedere jedesmal reichlich Almosen gebe. Der Unbekannte hielt sich gewöhnlich bei einem Bauer mit Namen Rizzo auf. Der Gärtner war zu diesem gegangen und hatte die ganze Familie ausgefragt, ohne etwas anderes zu erfahren, als daß der Mann nur zu ihnen komme, um sich nach den ärmsten Bewohnern des Ortes zu erkundigen. Oft hatte er ihnen auch aufgetragen, Lebensmittel aller Art einzukaufen, die er sodann selbst unter die Bedürftigsten vertheilte. Einige Male war er von einem Knaben in einem langen Mantel begleitet gewesen, der immer sehr betrübt ausgesehen hatte. Die Bauern wollten bemerkt haben, dieser Knabe sei ein Mädchen und hatten den Mann deshalb geneckt, aber der Unbekannte hatte den Scherz übel aufgenommen und in einem Tone, der keine Entgegnung zuließ, geantwortet, der Jüngling, welcher ihn begleite, sei für die Kirche bestimmt, könne sich aber nicht an den Aufenthalt in dem Seminar gewöhnen, weshalb er von Zeit zu Zeit kleine Reisen mit ihm mache, um ihn etwas zu zerstreuen.

Alles dies reizte natürlich die Neugierde des jungen Grafen noch mehr und in der nächsten Nacht war er wieder auf seinem Posten, aber weder in dieser noch in der folgenden sah er den erscheinenden, welchen er erwartete. In der dritten Nacht endlich hörte er die Thüre öffnen und wieder verschließen; einen Augenblick später leuchtete eine Laterne, als wäre sie in der Kirche selbst angezündet worden; diese Laterne näherte sich wie das erste Mal dem Beichtstuhle und Don Ferdinand erkannte den Mann im Mantel. Dieser ging gerade nach dem Altare zu, hob den Stein

auf, welcher die letzte Stufe vor demselben bildete, nahm etwas hervor, was der junge Graf nicht zu erkennen vermochte, trat dann an die Wand, schien einen Schlüssel in ein Schloß zu stecken, öffnete eine verborgene Thüre zwischen zwei Pfeilern, schloß dieselbe hinter sich wieder zu und verschwand.

Diesmal war Don Ferdinand völlig wach und er träumte also sicherlich nicht. Er dachte nun über sein Verhalten nach. Wäre es heller Tag, wären Zeugen seines Muthes zugegen gewesen, hätte ihn der Stolz angetrieben, so würde er den Mann am Ausgange erwartet und, mit dem Degen in der Hand, Aufklärung des Geheimnisses von ihm verlangt haben. Aber er war allein, es war Nacht und der junge Graf hörte deshalb auf die Stimme der Vorsicht und Klugheit.

Der Unbekannte war vor dem Altare niedergekniet, hatte einen Stein emporgehoben und unter demselben etwas hervorgehoben, was ein Schlüssel sein mußte, da er damit eine Thüre öffnete. Ohne Zweifel legte der Unbekannte bei dem Fortgehen den Schlüssel wieder an seinen Ort und entfernte sich von neuem auf sieben oder acht Tage. Ferdinand konnte also nichts Besseres thun als warten, bis der Mann sich entfernt haben würde, dann den Schlüssel nehmen, die Thüre ebenfalls öffnen und in das unterirdische Gewölbe hinuntergehen.

Er wartete beinahe zwei Stunden, ohne Jemanden erscheinen zu sehen. Es schlug vier Uhr früh, als endlich die Thüre sich wieder öffnete; der Mann im Mantel trat mit der Laterne heraus, ging wieder an den Altar, hob den Stein auf, legte den Schlüssel darunter, schritt wiederum dicht an Ferdinand vorbei, blies die Laterne aus, verließ die Kapelle, schloß die Thüre hinter sich zu und ließ den jungen Grafen allein.

Die ersten Strahlen des Lichtes fielen endlich durch die gemalten Fensterscheiben der Kapelle; Don Ferdinand trat aus dem Beichtstuhle heraus an den Altar und hob den Stein auf, aber anfangs sah er nichts was dem gleich, das er suchte. In einer Vertiefung endlich bemerkte er ein hölzernes Knöpfchen und als er an demselben zog, fiel ihm ein kleiner runder Schlüssel, ähnlich dem eines Pianos, in die Hand. Er untersuchte ihn sorgfältig, legte den Stein wieder nieder, ging sodann an die Mauer und entdeckte dort endlich an der Ecke einer Säule ein kleines rundes Loch, das im Schatten fast unsichtbar war. Er steckte sofort den Schlüssel hinein und die Thüre ging mit einer bei ihrer Schwere bewundernswürdigen Leichtigkeit auf; dahinter erblickte er einen dunkeln Gang, aus welchem ihn eine feuchte kalte Luft anwehete. Alles war todtensill.

Don Ferdinand blieb stehen. Es würde zu unvorsichtig gewesen sein, sich so in dieses Gewölbe hinein zu wagen; es konnte eine Fallthüre irgendwo versteckt sein und ihn für seine Neugierde empfindlich strafen. Zufrieden mit dem Anfange seiner Entdeckung, schloß er die Thüre wieder zu und kehrte mit dem Vorsatze in das Schloß zurück, in der folgenden Nacht sich mit einer Laterne zu versehen und seine Nachforschung bis ans Ende zu treiben.

Don Ferdinand verbrachte den ganzen Tag in einer leicht begreiflichen fieberhaften Unruhe; zwanzig Mal ließ er den Gärt-

ner kommen und fragte ihn und jedesmal wiederholte ihm dieser, was er ihm schon oft gesagt hatte, setzte jedoch hinzu, daß der Mann im Mantel am Tage vorher im Dorfe gesehen worden sei.

Um zehn Uhr verließ Ferdinand das Schloß mit einer Blendlaterne, einem Paar Pistolen und einem Degen. Er gelangte in die Kapelle hinein, ohne Jemanden auf dem Wege zu begegnen, hob den Stein auf, fand den Schlüssel an seiner Stelle, öffnete die Thüre und sah den finstern Gang. Da er eine Laterne hatte, so wagte er sich diesmal muthig hinein. Kaum aber hatte er zwanzig Schritte gethan, als er an Stufen und unten an den Stufen an eine verschlossene Thüre kam, zu der er keinen Schlüssel hatte. Unwillig über dieses unerwartete Hinderniß rüttelte er an der Thüre, um zu sehen, ob sie sich nicht öffne. Aber sie blieb fest und unbeweglich und der junge Graf sah ein, daß er ohne Feile und Zange das Schloß nicht werde öffnen können. Einen Augenblick hatte er die Absicht zu rufen, aber ein unwillkürlicher Schauer hielt ihn davon zurück.

Er ging also langsam aus dem Corridor wieder hinaus, schloß die Thüre hinter sich zu, legte den Schlüssel an die gewöhnliche Stelle und begab sich nach dem Schlosse, um sich mit einer Feile und einer Zange zu versehen.

Unterwegs begegnete er einem Manne, den er im Dunkel nicht erkannte und der ihm übrigens auch absichtlich auswich.

Ferdinand setzte seinen Weg fort, ohne über dieses Zusammentreffen weiter nachzudenken. Im Schlosse fand er nur eine Zange, keine Feile, er begnügte sich indes mit diesem einfachen Werkzeuge und kehrte nach der Kapelle zurück. Alles schien dort in demselben Stande zu sein, in welchem er es verlassen hatte. Die Kapellthüre war verschlossen. Er öffnete sie, trat hinein und hob den Stein vor dem Altare auf, fand aber keinen Schlüssel. Ohne Zweifel war der Unbekannte in seiner Abwesenheit erschienen und befand sich eben in dem unterirdischen Gange.

Diesmal war Don Ferdinand fest entschlossen, vor nichts zurückzuweichen; er untersuchte seine Pistolen, überzeugte sich, daß sein Degen leicht aus der Scheide herausging und trat an die Mauer, um zu horchen, ob er nicht irgend ein Geräusch höre; in demselben Augenblicke aber, als er das Ohr an das Schlüsselloch halten wollte, wurde die Thüre geöffnet und Don Ferdinand stand dem Manne im Mantel gegenüber.

Beide prallten unwillkürlich einen Schritt zurück und beleuchteten einander mit der Laterne. Der Mann im Mantel sah, daß sein Gegner fast noch ein Knabe war, und um seine Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln. Don Ferdinand sah dieses Lächeln, errieth die Ursache und nahm sich vor, dem Unbekannten zu beweisen, daß er wohl ein Mann sei.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, während Beide die Degen zogen, denn auch der Unbekannte trug einen Degen unter dem Mantel. Pistolen dagegen hatte er nicht.

„Wer sind Sie?“ fragte Don Ferdinand gebieterisch, indem er zuerst das Schweigen brach, „und was suchen Sie zu dieser Stunde in der Kapelle hier?“

— „Was wollen Sie selbst hier, mein kleiner Herr?“ ant-

wortete spottend der Unbekannte, und wer sind Sie, daß Sie in solchem Tone mit mir sprechen?"

„Ich bin Don Ferdinand, Sohn des Marchese von San Floridio, und diese Kapelle gehört meiner Familie.“

— „Don Ferdinand, Sohn des Marchese von San Floridio?“ wiederholte der Unbekannte mit Verwunderung. „Und wie kommen Sie zu dieser Stunde hierher?“

„Sie vergessen, daß das Fragen mir zukommt. Warum sind Sie hier?“

— „Dies, mein junger Herr,“ entgegnete der Unbekannte, indem er aus dem Gange heraustrat, die Thüre zuschloß und den Schlüssel in seine Tasche steckte, „dies ist ein Geheimniß, welches ich mit Ihrer Erlaubniß für mich allein behalten werde, da es nur mich angeht.“

„Alles, was auf meinen Besitzungen geschieht, geht mich an, Herr,“ antwortete der junge Graf; „das Geheimniß oder das Leben!“

Bei diesen Worten hielt er die Spitze seines Degens an das Gesicht des Unbekannten, der die Waffe mit der seinigen schnell bei Seite drängte.

„Ah, ah,“ fuhr der junge Graf fort, der, so schnell auch die Bewegung gewesen, an der ungewöhnlichen Art der Parade erkannt hatte, daß der Gegner in der Fechtkunst ganz unerfahren sei; „Sie sind kein Edelmann, mein Lieber, da Sie den Degen nicht zu handhaben verstehen; Sie sind ein Bürgerlicher, das giebt der Sache eine andere Wendung. Das Geheimniß also, oder ich lasse Sie hängen!“

Der Mann im Mantel murmelte etwas im Zorne vor sich hin, doch blieb er, als er einen Schritt gethan hatte, um sich auf den jungen Mann zu stürzen, plötzlich wieder stehen und hielt an sich.

„Sehen Sie,“ sagte er sodann mit ziemlicher Kaltblütigkeit, „sehen Sie, Herr Graf, ich möchte Sie wohl schonen des Namens wegen, den Sie führen, aber ich werde es nicht länger im Stande sein, wenn Sie darauf bestehen zu erfahren, was mich hierher geführt. Entfernen Sie sich augenblicklich, vergessen Sie, was Sie gesehen haben, stellen Sie Ihre Besuche in der Kapelle ein und schwören Sie mir auf diesem Altare, Niemanden zu sagen, daß Sie mich hier gesehen haben. Die San Floridio sind, ich weiß es, Männer von Ehre und Sie werden Ihren Schwur halten. Unter dieser Bedingung schenke ich Ihnen das Leben.“

Die Reihe, in Zorn zu gerathen, kam nun an den Grafen.

„Eiender!“ rief er, „Du drohest, da Du zittern solltest! Du fragst und solltest antworten. Wer bist Du? Was thust Du hier? Wohin führt diese Thüre? Antworte, oder Du bist verloren.“

Und der Graf setzte dem Unbekannten die Spitze seines Degens auf die Brust. Diesmal begnügte sich der Mann im Mantel nicht damit bloß, den Stoß zu pariren, er stieß vielmehr seiner Seite nach, indem er seine Laterne wegwarf, um sich so viel als möglich den Stößen seines Gegners zu entziehen, aber Don Ferdinand beleuchtete ihn mit seiner Laterne und es entstand ein

schrecklicher Kampf zwischen der Kraft auf der einen und der Geschicklichkeit auf der andern Seite. Der Gefahr gegenüber hatte Ferdinand seinen ganzen Muth wiedergefunden; einige Sekunden lang begnügte er sich, mit eben so viel Gewandtheit als Kaltblütigkeit die plumpen Stöße seines Gegners zu pariren; dann griff er ihn seiner Seite mit seiner überlegenen Fechtkunst an, zwang ihn zum Zurückweichen, trieb ihn so bis an eine Säule und führte endlich einen so kräftigen Stoß gegen die Brust, daß der Degen nicht bloß durch den Körper des Unbekannten durchdrang, sondern sich noch an der Säule abstumpfte. Als bald trat er dann einen Schritt zurück, zog den Degen an sich und deckte sich wieder.

Es folgte von neuem ein Augenblick der tiefsten Stille, in welcher Ferdinand, indem er den Unbekannten mit der Laterne beleuchtete, sah, daß sein Gegner die linke Hand auf die Brust legte, während die Rechte, die keine Kraft mehr hatte, langsam die Waffe sinken ließ. Endlich sank der Verwundete selbst zusammen, fiel auf seine Knie und sagte: „ich sterbe!“

„Wenn Sie so schwer verletzt sind, als Sie sagen,“ redete Don Ferdinand ihn an ohne sich zu rühren, um sich keine Blöße zu geben, „so würden Sie wohl thun, wenn Sie sich mit Ihrem Seelenheil beschäftigten, das mir nicht eben gesichert zu sein scheint. Ich rathe Ihnen also, wenn Sie ein Geheimniß zu enthüllen haben, keine Zeit zu verlieren; ist es ein Geheimniß, das ich hören kann, so sprechen Sie; kann es nur einem Geistlichen anvertraut werden, so sagen Sie ein Wort und ich werde einen senden.“

— „Ja,“ sagte der Sterbende, „ich habe ein Geheimniß, ein Geheimniß, das Sie betrifft, wenn Sie, wie Sie sagten, der Sohn des Marchese von San Floridio sind.“

„Ich habe es gesagt und ich wiederhole es, ich bin Don Ferdinand, Graf von San Floridio, der einzige Erbe der Familie.“

— „So treten Sie an den Altar und schwören Sie auf das Crucifix.“

Der Graf fühlte sich zwar anfangs bei dem Gedanken empört, daß ein gemeiner Mann seinen Worten nicht glauben wollte, er bedachte aber bald, daß er einige Rücksicht gegen einen Mann haben müsse, der von seiner Hand sterbe, ging also an den Altar, stieg die Stufen hinauf und leistete den geforderten Schwur.

„Sehr wohl,“ sagte der Verwundete; „jetzt kommen Sie zu mir, Herr Graf und nehmen Sie diesen Schlüssel.“

Der junge Mann trat schnell hinzu und streckte die Hand aus, in die der Sterbende den Schlüssel legte. Der Graf fühlte aber, daß es nicht der Schlüssel zu der geheimen Thüre war.

„Wozu ist dieser Schlüssel?“ fragte er.

— „Sehen Sie damit nach Carlatini,“ sagte der Sterbende, „und fragen Sie nach dem Hause des Gaetano Santarello; in dieses Haus treten Sie dann allein, hören Sie? allein —. In dem Schlafgemache werden Sie vor dem Bette eine Steinplatte sehen, auf welcher ein Kreuz eingegraben ist; unter diesem Steine befindet sich ein Kistchen und in diesem Kistchen liegen 60,000 Dukaten. Diese nehmen Sie, sie sind Ihr Eigenthum.“

„Was bedeutet diese ganze Geschichte?“ fragte der Graf; „kenne ich Sie? Will ich Sie beerben?“

— „Diese 60,000 Dukaten gehören Ihnen, Herr Graf, denn sie wurden Ihrem Oheim, dem Marchese San Floridio in Messina gestohlen. Sie wurden ihm durch mich gestohlen, Gaetano Santarello, seinen Diener; es ist also kein Erbe, sondern eine Rückerstattung.“

„Erbe oder Rückerstattung, daran liegt mir wenig,“ entgegnete der junge Mann; „ich suche hier nicht die 60,000 Dukaten; sie sind das Geheimniß nicht, das ich wissen will. Da,“ setzte er hinzu, indem er Santarello den Schlüssel wieder hinwarf, „da ist der Schlüssel Ihres Hauses, geben Sie mir dafür den dieser Thüre.“

Und er zeigte nach der Thüre des dunkeln Ganges.

— „Nehmen Sie ihn,“ erwiderte Santarello mit erlöschender Stimme; „ich habe nicht mehr die Kraft, ihn hinzugeben; da, in dieser Tasche.“

Don Ferdinand trat ohne Arg hinzu und bückte sich über den Sterbenden; dieser aber packte ihn plötzlich mit der linken Hand mit der Kraft der Verzweiflung, erfaßte mit der Rechten seinen Degen wieder und versetzte ihm einen Stoß, der zum Glück auf einer Rippe abprallte und ihn nur leicht verwundete.

„Elender Meuchelmörder!“ rief da der Graf, indem er nach einem Pistole in seinem Gürtel griff und dasselbe auf Santarello abschloß, „stirb wie ein Hund, da Du nicht Buße thun willst wie ein Christ und ein Mensch!“

Santarello sank rücklings nieder. Er war völlig todt.

Don Ferdinand trat zu ihm, mit dem zweiten Pistol in der Hand, um gegen jeden andern meuchlerischen Anfall gesichert zu sein, und durchsuchte ihn, aber in keiner Tasche fand er den Schlüssel zu der geheimen Thüre. Ohne Zweifel hatte ihn Santarello im Kampfe hinter sich geworfen, um ihn seinem Gegner zu entziehen.

Don Ferdinand hob da die Laterne auf, die er hatte fallen lassen, und fing an den Schlüssel zu suchen, der ihm so seltsamer Weise immer entging. Nach einigen Augenblicken fühlte er aber in Folge des Blutverlustes ein Summen und Klirren in seinem Kopfe, als wenn alle Glocken der Kapelle mit einem Male geläutet würden; die Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, schwankten und tanzten vor seinen Augen und es war ihm, als wollten die Wände über ihm zusammenstürzen. Er eilte nach der Thüre der Kapelle zu, um die reine frische Morgenluft zu athmen, kaum aber hatte er zehn Schritte gethan, als er ohnmächtig niedersank.

Als Don Ferdinand wieder zu sich kam, lag er in seinem Zimmer in dem Schlosse Belvedere; seine Mutter weinte neben ihm; der Marchese ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und der Arzt schickte sich an, ihm zum fünften Male zur Ader zu lassen. Der Gärtner, den der junge Graf so oft über den Mann im Mantel gefragt hatte, war ängstlich gewor-

den, als er seinen Herren noch so spät hatte ausgehen sehen; er war ihm von weitem gefolgt, hatte den Pistolenschuß gehört, war in die Kapelle hineingetreten und hatte Don Ferdinand in Ohnmacht, Santarello todt gefunden.

Die ersten Worte, welche Don Ferdinand sprach, waren die Frage, ob man man den Schlüssel gefunden habe. Der Marchese und die Marchesa sahen einander ängstlich und besorgt an.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte der Arzt; „es ist nach einer so schweren Verwundung kein Wunder, daß der Kranke ein wenig irre spricht.“

— „Ich bin vollkommen ruhig und ich weiß recht wohl, was ich sage,“ entgegnete Don Ferdinand; „ich frage, ob man den Schlüssel zu der geheimen Thüre gefunden hat, einen kleinen Schlüssel.“

„Ach, mein armes Kind!“ seufzete die Marchesa, indem sie die Hände faltete und die Augen gen Himmel aufschlug.

— „Beruhigen Sie sich,“ fiel der Arzt wieder ein, „es ist ein vorübergehendes Irrededen und nach einem fünften Aderlasse.“

„Seht zum Teufel mit Eurem Aderlasse, Doctor! Sie haben mir mit Ihrer Lancette schon mehr Blut abgezapft als der elende Santarello mit dem Degen.“

— „Er ist verrückt! er ist verrückt!“ jammerte der Marchese.

„In jedem Falle, lieber Vater,“ sagte der junge Graf, „wird meine Verrücktheit für Ihre Interessen nicht verloren sein, denn ich habe Ihnen sechszigtausend Dukaten wieder gefunden, die Sie für verloren hielten und die sich in Carlattini zu Füßen des Bettes Santarellos unter einer mit einem Kreuze bezeichneten Steinplatte befinden; Sie können dahin schicken, um sie holen zu lassen und Sie werden sehen, ob ich verrückt bin. — Ach, lassen Sie mich in Ruhe, Doctor, mir ist ein gutes gebratenes Huhn und eine Flasche Bordeaux nothwendiger als Ihr vermaldeitetes Aderlassen.“

Der Arzt richtete nun seinerseits die Augen gen Himmel.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“ jammerte die Marchesa, „soll ich denn vor Gram und Kummer sterben?“

— „Ist ein Aderlaß durchaus nothwendig?“ fragte der Marchese.

„Unbedingt.“

— „Nun so rufe man vier Bediente herein, daß sie ihn auf dem Bette festhalten, während die Operation geschieht.“

„Alles dies ist nicht nöthig,“ entgegnete der Graf. „Wenn es durchaus sein muß, so ist hier mein Arm, aber zum letzten Male, nicht wahr?“

— „Ja,“ entgegnete der Doctor, „der Kopf wird sodann frei werden und das Irrededen verschwinden.“

„Darüber können Sie ruhig sein,“ sprach der Graf; „ein Irrededen wird nicht vorkommen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 52. für die elegante Welt. 1841.

## Leonidas der Taucher.

(Schluß.)

Leonidas ließ die Pfeife auf den Teppich fallen, als der Türke ihm sagte, er solle seine Frau und Tochter wiederschen.

„In zwei Monaten,“ fuhr der Türke fort.

— „Wo?“ fragte Leonidas.

„Hier,“ entgegnete der türkische Kaufmann.

— „Soll ich, Effendi,“ fragte Leonidas, „lebenlänglich Dein Pfeifenträger, Dein Diener sein?“

„Nein. Höre mich an. Du hast durch Zauberworte meinen beiden Schiffen Unglück gebracht. Oh.. vertheidige Dich nicht; Ihr Griechen seid alle Hexenmeister.“

— „Effendi!“

„Ihr seid alle Hexenmeister. Du hast Dich gerächt; es ist in der Ordnung. Wären wir in Athen, so würde ich Dir den Kopf haben heruntergeschlagen lassen; in Marseille trinkst Du Kaffee mit mir; ländlich sittlich. Du weißt, daß ich Befehl gegeben habe, mir hier in Marseille eine dritte Sabarre zu bauen, während man die beiden andern wieder aufrichtet, die durch Deinen Hauch, Deinen Blick oder Deine Worte umgestürzt worden sind.“

Leonidas schwieg.

„Wenn Du mir versprichst,“ fuhr der Türke fort, „wenn Du mir schwörst, dieser dritten Sabarre nichts anzuthun, werde ich Dir Deine Frau und Deine Tochter wiedergeben. Ich werde sogleich schreiben, daß man sie nach Marseille sende.“

Der Grieche ging mit sich zu Rathe.

„Snügt Dir mein Antrag nicht?“ fragte der Türke, der seine Ungebuld kaum bergen konnte.

— „Sie ist so schön, daß ich es nicht glaube,“ antwortete endlich Leonidas; „was bürgt mir dafür, daß Du Dein Wort hältst? Wer steht mir dafür, daß Du mir meine Familie wiedergiebst, wenn das Schiff vor der Ankunft derselben glücklich in das Meer gelangt?“

„Erstlich wird Deine Familie früher in Marseille sein,“ antwortete der Türke, „als die Sabarre gebaut werden kann. Für jeden Fall werde ich bei einem achtungswerthen Manne hier 10,000 schwere Pfaster als Bürgschaft für mein Versprechen niederlegen.“

Leonidas schwieg noch immer.

„Kommt Dir das Pfand nicht groß genug vor? So nenne mir ein anderes.“

— „Dein Wort.“

„Ich gebe es,“ entgegnete der türkische Kaufmann.

„In diesem Falle nimm Dein Pfand zurück,“ sprach Leonidas; „das Wort eines Türken gnügt mir.“

Der Handel war also geschlossen.

Man bemerke hier den charakteristischen Zug, die Achtung, welche die Griechen jeder Zeit, selbst während des Krieges, vor dem Worte eines Türken gehabt haben, eine Achtung, die alle andern Völker theilen und die vollkommen begründet ist. Es giebt, glaube ich, kein einziges Beispiel von einem Meineide unter der türkischen Nation.

Man begann den Bau der dritten türkischen Sabarre mit noch größerer Thätigkeit als jenen der beiden andern. Es lag dem Kaufmanne viel daran, die gute Meinung des Sultans und des Paschas wieder zu gewinnen, welche sicherlich von dem doppelten Unglücke bereits unterrichtet waren. Kaum berührte der Mahmud ein wenig das Wasser oder vielmehr den Schlamm, als die dritte Sabarre fertig dastand.

Der türkische Kaufmann lösete zuerst sein Wort, indem er dem Leonidas nach weniger als zwei Monaten seine Frau Katinla und seine Tochter Minerva wiedergab. Es war dies ein schöner Tag für den armen Leonidas, den Taucher, so schön, daß er ihn durch eine religiöse Ceremonie feiern wollte.

Alle Griechen, deren Brüder und Freunde für die Sache der Religion und Freiheit starben, alle durch die Abwesenheit eines geliebten Kindes betrübten Mütter, alle jungen Frauen, deren Männer auf den Felsen Romaniens tödtliche Kugeln mit den Soldaten Alis, Paschas von Janina, wechselten, begaben sich, weißgekleidet, mit Myrtenzweigen in der Hand, in die kleine Kirche, in welcher nach ihrem Ritus Gottesdienst gehalten wurde. Wir haben in unserm Leben nichts so Rührendes gesehen als den Augenblick, da der Archimandrit, ein seines Characters und Alters wegen ehrwürdiger Mann, die junge Minerva gerührt in seine Arme schloß und zu Gott betete, er möge für alle in der Kapelle anwesenden Mütter das thun, was er für die gethan habe, deren Kind er umarme, er möge ihnen ihre Söhne oder Töchter wiedergeben, wenn nicht auf der Erde, so doch wenigstens im Himmel.

Bei diesen Worten entstand an dem heiligen Orte ein allgemeines Schluchzen; alle die reizenden griechischen Frauengesichter, die theils von Mytilene, theils von Lesbos, von den Cycladen, aus Athen, aus Korinth waren, alle diese Nachkommen der Götinnen verhüllten ihre Dianen- und Junonenzüge mit dem Schmerze der Magdalene.

Obgleich die Griechen damals sehr arm waren, brachten sie

doch eine kleine Summe zusammen, welche sie nach der Ceremonie der Frau des Leonidas überreichten.

Als sich Leonidas, der glücklicher war, als es jemals Agamemnon in seinem Palaste gewesen, von seiner Freude und seinem Enthusiasmus erholt hatte, gedachte er auch seines Vertrages mit dem türkischen Kaufmann, der so pünktlich seine Verpflichtung gehalten hatte. Leonidas mußte eine gleiche Treue aufbieten. Die furchtbare Sabarre mußte ohne den geringsten Unfall in das Meer gleiten. Leonidas war seiner Sache nicht gewiß; aber er verbarg seine Besorgniß vor seiner Frau. Um welchen Preis hatte er es erkaufte, sie wieder zu sehen! Der türkische Kaufmann konnte allerdings ihm nicht wohl den Kopf abschlagen lassen, wenn auch die dritte Sabarre sitzen blieb, aber er hatte sein Wort gegeben und wenn er dasselbe nicht hielt, mußten gewiß alle seine Vandsleute dafür büßen.

Leonidas war von seiner Muthlosigkeit noch nicht zurückgekommen, als man Anstalten traf, das Schiff vom Stapel zu lassen. Das Volk, welches ihn immer auf dem Werft herum schleichen sah, sagte: „es wird dies Mal gehen, wie es bei dem ersten Male gegangen ist. Der Grieche wird die Sabarre wieder aufhalten.“

Endlich kam der von dem Türken so sehr und von dem Griechen fast nicht minder gefürchtete Augenblick.

Der Türke saß wieder unter seinem Zelte, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Leonidas wartete mit der ängstlichsten Spannung auf den entscheidenden Augenblick.

„Wird er sich wieder in das Wasser stürzen?“ fragte man.

— „Nein,“ antwortete man weiter hin, „die Polizei hat es verboten.“

„Seht Ihr, die Polizei glaubt an Zauberei.“

Leonidas stürzte sich wirklich wieder in das Wasser, aber ehe noch der Zimmermann den Keil weggeschlagen hatte. Er schwamm nach dem Schiffe zu, offenbar, um auf dasselbe zu gelangen. Man warf ihm ein Tau zu, er stieg eilig an Bord, nahm den türkischen Kaufmann bei Seite und sagte zu ihm: „ich gebe Dir mein Wort, daß die Sabarre eben so wenig in das Wasser gelangen wird, als die andern.“

Der Türke erblaßte und sein Schnurrbart zitterte.

„Du hast mir also Dein Wort nicht gehalten, Grieche?“

— „Ich habe Dir nur versprochen,“ entgegnete Leonidas, „nicht zu verhindern, daß Dein Schiff in das Meer komme; ich verpflichtete mich nicht, dasselbe dahin zu schaffen.“

„Was kannst Du also, schlauer Grieche?“

— „Ich kann es an Ort und Stelle bleiben lassen, wenn ich mich darum bekümmere, ich kann es aber auch in das Meer bringen, wenn Du befehlst, daß Niemand außer mir die nöthigen Arbeiten verrichte.“

Der Türke begab sich mit dem Griechen in ein Boot und beide fuhren zu dem Schiffsbauer, welcher den Auftrag hatte, das Fahrzeug von Stapel zu lassen.

„Man gehorche diesem Griechen,“ sagte zu ihm der türkische Kaufmann. „Das Schiff ist mein und ich habe das Recht, das ich jetzt in Anspruch nehme.“

Der Zimmermann entfernte sich; der Grieche wählte sogleich zwölf Arbeiter aus und befahl ihnen, die letzten Balken des Gerüsts, auf welchen das Schiff hinunter gleiten sollte, um zwei Zoll allmählig niedriger zu legen. In einer halben Stunde war die Arbeit gethan. Der Grieche nahm dann eine Art, schlug den Keil selbst weg und die Sabarre eilte, frei von jedem Hindernisse, schnell und gerade aus wie eine Kugel, in das Wasser. Alle Schiffe schwankten in Folge der Erschütterung des Meeres und die Tausende der Neugierigen erhoben ein lautes Jubelgeschrei über diesen neuen Triumph des Griechen Leonidas.

Diese schöne Sabarre und die beiden andern wurden in der Schlacht von Navarin verbrannt.

„Du bist also kein Zauberer?“ sagte der türkische Kaufmann zu Leonidas, als die Sabarre, eine majestätische Königin, auf den Bogen des Hafens schwamm.

— „Ich sah ein, zwei und dreimal,“ antwortete Leonidas „den Fehler in der Anlage der Unterlage des Schiffes und war jedesmal überzeugt, daß keine der Sabarren auf diese Weise in das Meer gelangen könnte.“

„Du bist also kein Zauberer?“

— „Nein, ich bin oder ich war vielmehr Schiffsbauer in Griechenland.“

## Notizen.

(Geschichte der Moden.) Die Damen in Frankreich waren ursprünglich wie Nonnen gekleidet; später nahmen sie eine Tracht an, welche jener der Römerinnen glich; bald wurde der herzförmige Kopfschmuck gebräuchlich, dann folgten die lächerlichsten Hörner, die Pyramiden und Kegel, die sich ihrerseits wieder durch sehr niedrige Hüben verdrängt sahen, nach welchen Federhüte aufkamen gleich denen der Männer. Am Hofe Isabellens von Baiern begann die Entblößung des Nackens und des Busens. Anna veränderte die Trauerfarbe, welche sonst das Weiß gewesen war, in Schwarz. Unter Franz I. entstanden die Taillenwüfste (Vertugadins). Franz II. brachte die falschen Wäuche in die Mode und die Hofdamen erfanden bei dieser Gelegenheit eine andere Vergrößerung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Katharina von Medici trieb die Kleiderpracht bis zum höchsten Grade und lehrte die Französinen die Schminke kennen. Heinrich IV. setzte den guten Geschmack und die Einfachheit wieder in ihre Rechte ein. Zu seiner Zeit entstanden die gesteihten Halskragen und Krausen. Die Moden Heinrichs verschwanden indeß bald wieder; man gab den Bart und den Mantel auf und es erschienen die langen weiten von oben bis unten zugelnöpfen Anzüge, jene rothen Strümpfe, die viereckigen Schuhe, was zusammen ein so plummes und lächerliches Aussehen gab, und die ungeheuern Perücken.

# Bilder-Magazin

N<sup>o</sup> 53. für die elegante Welt. 1841.

## Ansicht des Libanon.

Wir haben im Laufe des Jahres eine Ansicht des Libanon von der See aus mitgetheilt; heute legen wir den Lesern eine andere vor, die Abbildung einer Gegend mitten im Gebirge, weil jene Gegenden von neuem die Augen der Welt auf sich ziehen, wie schon oftmals in den vergangenen Zeiten von den Kreuzzügen an bis zur Vertreibung Mehemed Alis aus Syrien. Ohne uns auf eine geographische Schilderung des bekannten Gebirgszuges einzulassen, ohne die merkwürdigen Ereignisse zu erwähnen, die in jenen Gegenden geschehen sind, bleiben wir blos bei der Gegenwart stehen, in welcher der Libanon von neuem mit Blut getränkt worden ist. Ehe die großen europäischen Mächte im letz-

ten Viertel des Jahres 1840 den Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, aus Syrien vertrieben, das er erobert hatte, und das Land der Pforte wieder übergaben, herrschte daselbst eine ziemliche Ruhe und Sicherheit, denn Mehemed Ali regierte mit eherner Faust und hielt die halbcivilisirten Völkerschaften durch die Gewalt im Zaume. Sobald aber der schwache Sultan die Zügel der Regierung in diesem Lande wieder ergriff, begannen auch die Aufstände, die Räubereien und Plünderungen von neuem. Die Türken, die Drusen und die Christen — Maroniten — bekriegten sich untereinander, vereinigten sich aber, um der türkischen Regierung sich zu widersetzen, wenn diese die drückenden Abgaben erheben wollte. Im October d. J. endlich kam es zu offenen Feindseligkeiten zwischen den Drusen und Christen; die ersteren überfielen



(Ansicht des Libanon)

len die letztern unerwartet in ihren Dörfern, stürzten über Greise, Frauen, Kinder und Handwerker her, die ruhig in ihren Wohnungen arbeiteten, und Tausende der Christen fielen als Opfer. Was in diesem schrecklichen Kriege besonders beklagenswerth, ist das Niederbrennen der Dörfer und Klöster (an einem Tage sah man von Beirut aus elf Christendörfer brennen), die Mordthaten und alle die Gräuelt ungerichtet, welche die Wuth der Rache und die in jenen Gegenden so glühende, so unerschöpfliche Religionschwärmerie veranlaßt. Alle Christen haben natürlich die Waffen ergriffen; der Patriarch hat alle diejenigen mit dem Banne belegt, die sich ausschließen würden; er ließ alle Kirchen schließen und feierlich bekannt machen, daß sie nicht eher wieder eröffnet werden sollten, bis die Christen ihre Feinde vernichtet hätten. Die Drusen sollen den Kampf unter dem Vorwande begonnen haben, die Christen, welche allerdings die dreifarbigte Fahne auf ihren Gebirgen aufgepflanzt, wollten den Libanon den Franzosen überliefern. Das Kriegsglück schwankt von einer Seite auf die andere, doch haben die Christen meist den Kürzeren gezogen. Nach den neuesten Nachrichten marschirte der Generalgouverneur von Syrien, Selim Pascha, mit 2000 M. gegen den Libanon, um die Ruhe daselbst wieder herzustellen. Die Christen stellten sich unter seinen Schutz und lieferten zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit die Waffen aus. Die Drusen verharteten jedoch in ihrem Aufstande.

### Anekdoten.

Händel war einmal Inhaber des Opernhauses in London und dirigitte an der Harfe im Orchester (da Pianofortes damals noch nicht bekannt waren). Sein begleitendes Spiel war so schön, daß die Aufmerksamkeit des Publikums sich häufig von dem Gesange ganz ab und der Begleitung zuwendete, zum großen Verdruß der Sänger. Ein Italiener namentlich ergrimmte einmal so sehr, daß er schwur, wenn ihm Händel wieder einen solchen Streich spielte, werde er von der Bühne herunter auf das Instrument springen. Händel erfuhr dies und sagte zu dem Italiener: „Sie wollen also von der Bühne herunter springen? Zeigen Sie mir doch gefälligst den Abend an, an welchem Sie dies thun wollen; ich werde es dann auf dem Theaterzettel bekannt machen und durch Ihr Springen sicherlich mehr Geld verdienen als durch Ihren Gesang.“

Sir Robert Barclay wurde in der Schlacht auf dem Erie-See gräßlich verstümmelt, indem er den rechten Arm und ein Bein verlor. Vor seiner Abreise aus England hatte er sich mit einer schönen jungen Dame verlobt; nach seiner Verstümmelung schickte er einen Freund zu derselben, ließ ihr sein Unglück anzeigen und erbot sich, ihr Versprechen ihr zurückzugeben. „Sagen Sie ihm,“ antwortete das edle Mädchen, „daß ich ihn mit Freuden heirathe, wenn nur noch so viel von seinem Körper übrig ist, daß seine Seele in ihm bleibt.“